3 1761 07165151 7

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/glanzroman00boye

I
10

Ida Boy-Ed

Glanz

1883

Alle Rechte, auch das der Ueberſetzung, vorbehalten.
Copyright by August Scherl G. m. b. H., Berlin 1921.

Glanz

Roman

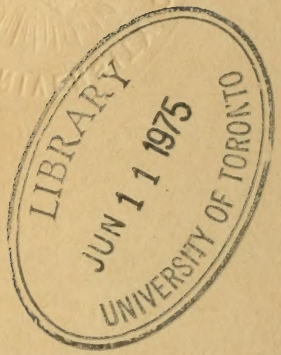
von

Ida Boy-Ed

9. bis 13. Tausend

AUGUST SCHERL
G.M.B.H. BERLIN

188734
4/4/24



PT
2603
092G53
1921

Germany

Die Frau, die dem Manne aus einer Handschrift vorlas, mußte den Inhalt nahezu auswendig wissen, denn sie saß in einer Halbbeleuchtung, die ganz gewiß kleidsamer als erhellend war. Der Mann gab sein Ohr dem klingenden Wohllaut der Stimme hin, an der ihm eine seltsame und fast leidenschaftliche Eindringlichkeit auffiel, wie er sie in solchem Grade selbst auf der Bühne selten vernommen. Und seinem Auge sagte die stolze und harmonische Erscheinung der schön gekleideten Frau zu. Sie saß in einer Art Thronsessel, der ruhig wirkte, trotzdem ihn reiche Perlmuttereinlagen zierten und die feingliedrigen, gedrängten arabischen Schnitzereien seine steile Lehne krönten und umgaben. Neben seiner rechten Armlehne stand ein Tischchen von dem gleichen dunklen Rosenholz mit schimmernden Einlagen, und auf ihm stand eine hohe Lampe, deren indische Bronze leise im elektrischen Licht glänzte, das unter den bunten Schleierstoffen des Schirmes herabkam. Am stärksten beleuchtete es ein kostbares Büchlein, das auf der Tischplatte lag. Das hellgraue Leder seines Einbandes zeigte oben in der rechten Ecke ein kleines A in Saphiren. —

Auch der übrige Raum war mit Gegenständen und Teppichen ausgestattet, die mehr orientalische Stimmung als gerade echten orientalischen Stil andeuteten.

Zuweilen bemühte sich der Hörer, auch den Sinn der Worte in sich aufzunehmen. Doch seine Aufmerksamkeit glitt immer wieder ab. „Was will sie von mir?" dachte er. Und seine Blicke genossen mit Kennerschaft immer wieder das Bild der günstig beleuchteten Frau. Aufrecht saß sie, in fürstlicher Haltung, die ganz und gar im Widerspruch stand mit dem, was sie vorlas. Um ihre Füße legte sich der Stoff des mit einer grüngoldigen Stickerei besäumten dunklen Kleides. Schultern, Hals, Arme zeigten unverhüllt ihre edlen Formen, und auch der schmale Brillantreif im blonden, lockeren Haar bewies, daß die Lesende schon für den Abend angekleidet war, obschon noch eine volle Stunde zu verstreichen hatte, ehe man die dumpfen Töne des Gongs von den Korridoren her vernehmen würde.

Ab und an wollte ein kühnes erotisches Wort sich Einlaß in seine Gedanken erzwingen; manchmal war er versucht, einer klangvollen Stilwendung nachzulauschen. Aber das verflüchtigte sich ihm immer sofort, und seine Sammlung galt durchaus mehr der Frau als dem Inhalt ihres Vortrages. Über ihr Alter zerbrach er sich nicht den Kopf. Er kannte diese Art vom Leben geformter feiner Züge, die, je nach dem Inhalt der Stunde oder der seelischen Zustände, ihre Trägerin einmal alternd und schmerzlich erfahren, ein andermal von jugendlichster Verführungskraft erscheinen lassen. Daß sie sich noch als schöne Frau fühlte und als solche

galt, war gewiß. Die zarten Farben konnten zum Teil Kunst sein; das große Auge voll Glanz aber war eine Gnade der Natur, einem Frauenantlitz geschenkt. Es war dunkel bewimpert, sehr hell, und auf das merkwürdigste erinnerten die Farbe und der Schimmer der Iris an jenen Edelstein, der sich seinen Namen vom Meerwasser borgt — —

„Was kann sie von mir wollen?"

Drängte sich da eine dichterische Begabung unwiderstehlich durch äußere Schranken zum Ausdruck hervor? Mußte sie dem Zwange folgen, laut zu singen, um aus tausend Herzen ein Echo zu hören? Oder griff Eitelkeit nach Lorbeeren? Wähnte Dilettantismus sich berufen? Oder: Eitelkeit? Das schien ihm doch unglaubhaft. Wer auf solcher Höhe stand wie diese Frau, brauchte nicht zur Befriedigung einer albernen Eitelkeit hinabzusteigen auf das gefährliche Schlachtfeld, wo es statt nach Blut nach Druckerschwärze dünstet.

Ganz rasch huschte die Frage vorbei: „Will sie mich?" Aber sein Geschmack verbot der Frage, auch nur sekundenlang vor ihm stehenzubleiben. Obgleich er ja gewohnt war, daß . . . . . Nun, andere Kreise, andere Werte . . . Nüchtern bleiben, war immer sein Wahlspruch.

Sie schloß ab. Mit ein paar letzten hochgeschwungenen Worten, deren Pathos sie hallend und ergreifend herausbrachte, daß ihm ein paar bekannte Heroinen einfielen, die sie darum hätten beneiden können, und jener Tragöde, wer war es doch gleich gewesen?, der sein Publikum durch Vortrag des Einmaleins hinriß;

mehr wie ein Einmaleins hatten ihre Worte ihm auch nicht bedeutet.

„Nun?" fragte sie.

„Exzellenz," antwortete er und sah sie mit seinen dunklen Augen fest und vielleicht etwas dreist an, „Exzellenz lesen mit solcher Vortragskunst und mit so viel Klangreiz in der Stimme, daß der gesamte ästhetische Eindruck dem geistigen Gehalt geradezu feind wird. Ich bitte um die Gnade, mir das Manuskript anzuvertrauen, damit ich es, ohne die ablenkenden Beobachtungen, still für mich lesen und dann offen beurteilen darf."

Lächelnd nahm sie die Antwort hin, die sie geschickt fand. Besser konnte man Unaufmerksamkeit nicht entschuldigen. Oder ihre Erscheinung hatte ihn wirklich zu stark beschäftigt, daß für die Dichterin noch nichts übrigblieb. So oder so: sie war zufrieden, und ihr Werk konnte ja in seinen Händen noch für sie sprechen.

„Ich habe bei Sarah Bernhardt sprechen gelernt. Und sie meinte, ich sei keine ganz unbegabte Schülerin."

„Sie wird gesagt haben: eine geniale!" sagte er ehrlich.

„Ja — das war damals, als mein Mann erster Botschaftssekretär in Paris war."

Sie fühlte sich stolz auf den Freimut, mit dem sie diesen Zeitpunkt nannte, denn er lag recht weit zurück, und ohne weiteres nahm sie an, daß ihr Besuch in der Lage sei, diese Zeitangabe nachzuprüfen — was aber nicht im mindesten der Fall war.

Nun sprach sie weiter:

„Trotzdem ich mir also selbst im Wege gewesen bin, möchte ihn Ihnen doch noch ein kurzes Gedicht von mir vorlesen. Und Sie müssen mir durch ernsthaftes Zuhören Genugtuung geben." Er verneigte sich von dem Gondelstuhl aus, in welchem er ihr gegenübersaß. Sie nahm das köstliche Büchlein vom Tisch, blätterte suchend darin und gab dabei eine Erklärung ab.

„Ich glaube das Deutsche vollkommen zu beherrschen; es liegt mir für Epik und Prosa fast am besten. Aber wenn mir der Ausdruck einer lyrischen Stimmung gelingen soll, muß ich sie in französische Verse bringen."

Er beherrschte Französisch wie Englisch, Russisch wie Italienisch; das gehörte zu den Liebhaber- und Forscherwegen, denen er in seinem literarischen Beruf nachging. Aber es wäre ihm niemals eingefallen, einen Aufsatz oder gar ein Gedicht in einer dieser Sprachen zu schreiben; so wunderte er sich über ihre Anmerkung. War sie denn nicht eine Deutsche? Der Name ihres Gatten war ihm oft genug in den Tageszeitungen begegnet; völlig ohne Aufmerksamkeit war sein Blick stets darüber hingegangen. Über sie selbst war er bis heute mittag nur durch allerlei Klatsch unterrichtet gewesen, der aber nicht deutlich in seinem Gedächtnis haftete. Er mußte aus ihm heraus erst wieder den Inhalt jenes Geredes zusammensuchen, als er durch ihren Anruf auf sie hingelenkt wurde. Um zwei Uhr brachte ein arabischer Diener ihm einen Brief; auf der großen Karte standen verbindliche Worte.

„Hochverehrter Herr Doktor! Vorhin beim Lunch erkannte ich Sie nach den Bildern, die man oft genug von Ihnen in den Zeitschriften sieht. Eine Erkundigung ergab, daß ich mich nicht täuschte. Meinem Egoismus ist es ganz und gar unmöglich, Sie an mir vorübergehen zu lassen ohne Wort und Händedruck. Leider werde ich zum Tee bei Lady Gorst erwartet und kann Sie also um diese Stunde nicht zu mir bitten. Aber wenn Sie mir gegen sieben Uhr das Vergnügen Ihres Besuches machen wollen, so werden Sie damit sehr erfreuen Ihre Sie verehrende Almuth Lauingen."

Also wahrscheinlich die schlanke, blonde Dame, die unverhohlen oft zu dem Tischchen hinübersah, an dem er einsam speiste, während ihre runde Tafel von fünf, sechs Herren und Damen umsetzt war. Was hatte der Baron von Meerhaus ihm nur noch von den vorsichtig umhergeflüsterten Vermutungen über diese Almuth Lauingen erzählt. Von einem vorehelichen Roman — von einer unübersichtlichen Pause in ihrem Jugendleben? Mehr als ein halbes Jahr sollte sie damals verschwunden gewesen sein? Vielleicht alles gehässige Unterstellungen. Es gibt überall, in allen Schichten Frauen, die zum Verleumdetwerden förmlich herausfordern, ohne daß man immer genau sagen kann, was in ihrem Wesen dazu einlädt. Wie er ein solches zudringliches Herumtasten an Schleiern über Vergangenem abscheulich fand! Jedenfalls ein abermaliger Beweis für die furchtbare Gedächtniskraft, die die Menschen für das ewig Gestrige haben. Das durchaus immer ein Heute bleiben soll. Er für seine Person

haßte alle Vergangenheit. Jemand, den er mit den Lasten einer solchen kämpfen sah, hatte von vornherein seine Anteilnahme. Und dann dieser halb und halb entgleiste Meerhaus, der immer von dem Wahn besessen war, den so viele Umdunkelte haben: daß seine Gestalt heller erscheine, wenn er die Schatten auf den Namen anderer zeige . . . .

Er sah sich noch im Fremdenbuch ihren Namen an: Almuth Gräfin von Lauingen, geborene Freiin von Hochfeldern-Harst. Also ohne Gatten auf Reisen. Was war dieser Gatte nicht schon alles gewesen? Doktor Arvad glaubte zu erinnern: Gesandter, Unterstaatssekretär, Träger außerordentlicher diplomatischer Missionen — also ein Staatsmann. Sie kam aus der Welt, wo man am anspruchvollsten ist . . . Näherte sie sich ihm aus literarischem Interesse? Oder dachte sie, es sei eine Art von Pflicht für eine deutsche Dame von Rang, im Ausland den klangvollen Namen eines deutschen Schriftstellers nicht zu überhören? Nun, er wäre nicht gegangen, wenn ihn der Blickwechsel hin und her beim Frühstück nicht ein wenig angereizt hätte. Im Grunde war er auf Reisen, nicht um Menschen zu suchen, sondern um sie zu meiden.

Und nun betonte diese Frau, die so urdeutsch klingende Namen trug, daß sie das Deutsche „fast vollkommen" beherrsche? Und jetzt las sie, mit bestrickender Aussprache, die zugleich so kokett wie sentimental anmutete, ein französisches Gedicht vor. Es war sehr schön. Aber er entsann sich sofort der Baudelaireschen Strophen, denen diese deutlich nachempfunden waren.

Er äußerte sich unwillkürlich, vielleicht aber auch im Wunsch, seine Berechtigung zum Urteilen zu zeigen, auf französisch, und in dieser Sprache setzte sie dann, als könne es gar nicht anders sein, das Gespräch fort.

„In der Tat meistern Exzellenz das Französische ausgezeichnet. Diese Verse sind bezwingend."

Ein freudiges Lächeln ging über ihr Gesicht. Es war nahezu naiv, wie deutlich sie ihre Freude über sein Lob verriet.

„Warum immer Exzellenz?" fragte sie plötzlich.

Eine leise Verlegenheit wollte ihn umfangen; er fragte sich: Wie denn sonst? Vielleicht „Erlaucht" — Reichsunmittelbar? — Oder „Gräfin" schlechtweg? Verlegenheiten lagen ihm aber nicht, und kamen einmal solche heran, stellte er sich über sie mit aller spottenden Abwehr, die er gegen jeden Kulturkreis außer seinem eigenen hatte.

In diesem Augenblick kam draußen der Gongschläger vorbei, und der dumpf metallene Ton gab ein Signal. Für den Doktor N. Arvad das zum Aufbruch. Er erhob sich. Doch hielt sie ihn noch fest. Es schien ein Eifer in ihr, das Zusammensein zu einem Anfang werden zu lassen — es sollte keine flüchtige Begegnung bleiben.

„Wie lange bleiben Sie noch?"

„Nur zwei Tage. Ich will zunächst nach Oberägypten und erst auf der Rückfahrt den leeren Trödel hier näher begucken."

„Leer?"

„Für mich ja. Nur bunt. Ein Stück Vergangenheit, mit der mich nichts verbindet. Ein Stück Gegenwart, das mir nicht der Existenz wert scheint."

„So ähnlich wirkt Ägypten auf meinen alten Onkel Emmich, der sich einzig von dem Standpunkt aus hineinfindet, daß man schließlich irgendwo sein muß. Ich aber sehe so viel! Allein die Farben in dieser bizarren Natur! Das Sonnenlicht auf den uralten Monumenten — dieser wunderbare Fluß ohne Zivilisation — er strömt wie aus Urzeiten daher — ich finde es bezaubernd, daß er nicht markiert ist — daß es Sandbänke gibt, auf denen man unerwartet festsitzen bleibt. — Wo in unserem glatten Leben kann man sich sonst noch festfahren?!"

„Ach, Gräfin — auf den Stromschnellen der Leidenschaft!"

Sie lachte leise.

„Ja — wer die Freiheit und den Mut hat, sich auf die hinauszuwagen!"

Und dann fragte sie unvermittelt:

„Werde ich Sie nachher noch sehen? Es wird heute im Hotel getanzt. Das ist die amüsante Freiheit im ägyptischen Leben, daß man an diesen Tanzereien in den Hotels teilnehmen kann. Schade, daß ich Sie nicht bitten darf, vorher mit uns zu speisen. Wir sind an den Tisch meiner Freunde Gueveda geladen. Ich bin ja in Madrid geboren und Marcello Gueveda y Mackos war mein erster kleiner Ritter — unsere Eltern standen sich sehr nahe. Nun hat Gueveda sich mit May Burthmoore verheiratet — etwas spät, nicht wahr?"

„Ich bin über die Geburtsdaten dieser Herrschaften nicht auf dem laufenden", sagte er kalt.

Aber sie bemerkte nicht, daß sie von Dingen sprach, die er als weit unter sich und seiner Stufe empfand.

„May ist bezaubernd. Ich will Sie ihr vorstellen, nachher im Ballsaal. Sie war schon ein sehr schönes Kind, wissen Sie, von dieser präraffaelitischen Schönheit, die Rossetti malt. Ich sah sie in Tokio damals — mein Papa war in irgendeiner besonderen Mission in Japan."

Ungeduld wollte gerade über seine Nerven kommen und sie widerspenstig machen, da öffnete sich eine Tür; das heißt, der Kelim, hinter dem sie verborgen war, hob sich. Eine Frau erschien, mit schlichten, dunklen Haarscheiteln und einem unauffälligen Gesicht. Sie trug vor ihrem schwarzen Seidenkleid eine weiße Tändelschürze und zeigte die respektvolle Haltung einer Untergebenen.

Doktor Arvad hörte weg. Rasch und halblaut wurde zwischen der Dienerin und der Herrin ein Gespräch geführt, das in englischer Sprache hin und her ging. Und am Schluß sagte die Gräfin so bestimmt, daß der vorsätzliche Nichthorcher es dennoch verstehen mußte:

„Erlton, kein Wort davon zu Miß Barbara!"

Die Frau beantwortete den Befehl mit einer kleinen Handbewegung, die sehr sprechend ausdrückte: „Wie werde ich", und trat hinter den Vorhang zurück. Sowie sich ihm das Antlitz der Gräfin wieder zuwandte, sah er, daß sich ein Schatten darauf gelegt hatte.

„Verzeihen Sie."

„Ich bin es, der das zu sagen hätte. Ganz ungeführlich lange blieb ich."

„Und denken: ich *blieb* nicht — diese unbescheidene Frau *hielt* mich! Aber ehe Sie gehen, muß ich noch von Ihnen hören, daß Sie mich verstehen! Endlich, endlich stellt mir der Zufall den Mann in den Weg, dessen Urteil über meine Begabung zu hören ich seit langem heiß wünsche. Wie hätte ich der Versuchung widerstehen können, Sie zu mir zu bitten! Als ritterlicher Mann lassen Sie eine Frau nicht vergeblich bitten. Sie haben die Güte, zu kommen. Und kaum sitzen Sie ein paar Minuten mir gegenüber, erlaube ich mir, Sie mit einer Vorlesung festzunageln. Dergleichen ist nur mit dem geistigen Selbsterhaltungstrieb zu entschuldigen, von dem ich besessen bin."

Aus der lachenden Rede klang ihm mit den allerletzten Worten etwas entgegen wie ein verborgener Aufschrei.

Hab' ich mich verhört? dachte er. Und sehr ernst antwortete er:

„Ich maße mir nie an, jemand zu verstehen, mit dem ich eine Stunde zusammen war. Aber ich bin Ihnen dankbar für diese Stunde. Die Beschäftigung mit Ihrem Manuskript wird wie eine Fortsetzung davon sein. Da ist es — ja — danke. Ich nehme es mit. Morgen darf ich es Ihnen zurückgeben. Wann?"

Sie überdachte rasch den kommenden Tag. Er war wie immer mit Verabredungen aller Art überfüllt. Sie erkannte auch deutlich, daß für sie ein Zwang vorlag diesen Mann, den sie so unbescheiden in Anspruch ge-

nommen hatte, nun in ihre Gesellschaft zu ziehen. Paßte ihm das nicht, konnte er ja ablehnen.

„Morgen abend wollen wir im Grillroom bei Shepheard speisen, dann zu den Kalifengräbern reiten. Erlton besorgt alles. Darf ich Sie einladen, teilzunehmen?"

„Wer ist Erlton, dessen Fürsorge Sie mich anvertrauen wollen?"

„So was wie unser Faktotum, war früher erster Kammerdiener bei meinem Mann — ist ein glänzender Reisemarschall — er und seine Frau, die seit langen Jahren in meinem persönlichen Dienst steht, begleiten uns stets."

„So ist Seine Exzellenz auch hier?"

„Mein Mann? Jetzt? Ich bitte Sie! Wenn er auch gottlob nicht in Person mit in Algeciras zu sein braucht -- o Gott, es soll da zum Auswachsen langweilig sein. Und der Komfort! Na -- echt spanisch. Seit dem Sechzehnten sitzen sie da zusammen und stieren auf den seidenen Faden, an dem der europäische Frieden hängt! Mich dauert bloß der arme Herzog v. Almodovar -- ich saß mal am englischen Hof an der königlichen Tafel neben ihm -- stolze Würde in Person -- nein: wir, das sind: erstens mein Großonkel, der Freiherr v. Hochfeldern-Hahnenort, zweitens meine Stiefschwester Barbara, an der ich so ziemlich Mutterstelle vertrete, und drittens wohl die Guevedas, denn einen Kavalier müssen wir mindestens bei uns haben zum Ritt -- Onkel Emmich speist bloß mit -- Reiten geht nicht mehr."

Er wußte nicht: hatte er Luſt? War es läſtig? Aber auch das Läſtige kann Stoff zu allerlei Beobachtungen ſein.

Programmäßig beim Mondſchein zu den Kalifengräbern reiten? Er dachte raſch: nein! Und ſagte dennoch zu.

Der Gongton klang zum zweitenmal an der Tür vorbei und verlor ſich in immer matteren Wiederholungen in der Ferne des Korridors.

„Nun kommen Sie zu ſpät", lachte ſie.

„Ich verſtehe mich auf die Kunſt, mich in fünf Minuten umzuziehen."

„Wie nachahmenswert! — Alſo auf nachher..."

Kaum war ſie allein, ſo wurde ihr Ausdruck matt. Wie erſchöpft ſetzte ſie ſich auf den Rand eines Diwans im kaum beleuchteten Teil des Zimmers.

Was hatte Kitty geſagt? Ihr Mann, Erlton ſelbſt habe heute in der Stadt den Prinzen Fritz-Guſtav geſehen, und zwar in der Begleitung ſeines Adjutanten. Ohne den war der Prinz natürlich nicht denkbar. Nun reiſte man nach Ägypten, verſchleppte den armen Großonkel Emmich in ein Land, das ihm in jeder Hinſicht greulich ſein mußte — o Gott, was Großonkel Emmich nachher wohl zum Doktor N. Avard ſagen würde? — Etwas Kummer war der zärtlichſte aller alten Onkels ja gewohnt von ihr — rang manchmal die Hände, nannte ſie wahllos — Wie kann man wähleriſch ſein, wenn man ſucht — ſucht — — vergeſſen will — vergeſſen muß — —

Sie spürte, wie kraus ihr die Gedanken durcheinandergingen — lenkte sie wieder bestimmt auf die nächste Sorge. Also man reiste nach Ägypten, um dem Prinzen Fritz-Gustav oder vielmehr, um seinem Adjutanten zu entgehen. Und nun lief man ihnen hier in die Arme. Zufall? Oder bestand eine geheime Verbindung zwischen Barbara und dem Oberleutnant v. Eggenkamp? Dann war es zu spät. Dann kam Barbara nicht ohne Leiden aus der Geschichte heraus. Und sie sollte nicht leiden — sie nicht! Unverwundet und reuelos sollte sie in eine reichausgefüllte Zukunft hineinschreiten.

Wie wundervoll mußte das Leben sein, wenn man keinen Schatten auf seinem Wege hatte — wenn man nichts, gar nichts zu bereuen hatte . . . Gab es Menschen, die, zurückwendend, nur eine helle, glatte Fläche hinter sich sahen? Fast unmöglich. Wenn alle Sterblichen mit ihren geheimsten Schicksalen plötzlich nackend auf dem Markte stehen würden, so brauchte sich wahrscheinlich niemand vor seinem Nebenmenschen zu schämen. — Reue ist ein törichtes Wort, ein unlogisches Wort, dachte sie. Man sollte sparsam damit umgehen. Es paßt nur für vorsätzliche Verbrecher — — niemals auf das verhängnisvoll Ungewöhnliche, das an den Umwegen der Natur seine Kreuzesmale aufrichtet. —

So vielen anziehenden Männern begegnete die junge Barbara, viel bedeutenderen und schöneren, als es dieser Oberleutnant Wichard v. Eggenkamp war. Nur die aus irgendwelchen Traditionen herausge-

wachsene Vorliebe des großherzoglichen Vaters des Prinzen Fritz-Gustav für die Familie Eggenkamp war der Anlaß gewesen, daß der Oberleutnant zum Adjutanten gemacht wurde. In dieser seiner Stellung begleitete er den Prinzen auch auf dessen vielen Reisen. Und als der Prinz in Kosmopolis war, verkehrte er natürlich im Hause Lauingen. Sie hatte es gleich bemerkt, zwischen Barbara und Eggenkamp stand schon nach dem ersten Zusammensein jene Befangenheit, die wie ein Vorspiel ist. Und dann hatte sie in ihrer verwünschten und unbesiegbaren Impulsivität einen groben Fehler gemacht, anstatt gar nichts zu sehen, sah sie mehr, als schon war, und in ihrer übereilten Sorge machte sie Barbara darauf aufmerksam, daß Eggenkamp keine Partie sei, die jemals in Frage kommen könne . . .

Wie dumm, wie dumm! dachte sie nachher, voller Selbstkritik.

Barbara sagte nur abwehrend: „Wie kommst du darauf? Wir kennen uns ja kaum — er und ich." Aber in ihre Augen trat ein starker Ausdruck — als walle ein leidenschaftlicher Stolz auf . . . Stolz der Abwehr . . .

Wahrscheinlich machte sich Barbara keine Gedanken über die Geldfrage. Vielleicht nahm sie es als selbstverständlich an, daß die soviel ältere und reiche Schwester etwaige Geldschwierigkeiten bei einer etwaigen Heirat ohne weiteres ordnen werde. Über diese Dinge sprachen die Schwestern nie zusammen. Vielleicht war Barbara auch noch zu unerfahren, ver-

stand sich nicht auf die Abschätzung von Zahlen . . . lebte dahin wie die Lilien auf dem Felde . . .

Wie gern würde sie mit freigebigen Händen der jungen Schwester ein glückliches Schicksal aufbauen. Aber es ging nicht — man hat nicht immer den freien Willen und die Möglichkeiten, die die Umgebung bei einem voraussetzt — —

Eggenkamp konnte nur sehr bescheiden bemittelt sein. Das kleine Gütchen der Familie wurde von seiner Mutter und seinem Bruder bewirtschaftet; es konnte wahrscheinlich kaum eine leidliche Zulage für den jüngeren Sohn abwerfen. Barbara, nach dem frühen Tod ihrer Mutter bei ihrer Großmutter erzogen, kam vor anderthalb Jahren, nach dem Abscheiden der alten Frau, in das Haus der Schwester. Alles, was sie mitbrachte, sprach von den bescheidenen Lebensgewohnheiten der Generalswitwe, die nahezu ausschließlich von ihrer Pension und einer Rentenversicherung den Lebensbedarf bestritt. Also auch Barbara besaß nichts.

Aber diese Geldfrage wäre wirklich spielend leicht zu ordnen gewesen. Die Summen, um die es sich da handelte, erschütterten in keinem Fall das Budget der reichen Schwester. Andere Hemmnisse gab es. Was für ein Webmeister doch das Schicksal ist! Verknüpft Fäden, die ganz unzusammenhängend waren und immer, immer bleiben müßten. Eggenkamps Heimat lag Tür an Tür mit der Vergangenheit . . . Unerhörte Gefahren entstanden ihr, wenn sich durch eine Heirat Eggenkamps mit Barbara Beziehungen zu jener

Gegend ergaben, wo einige Menschen lebten, die sie, Almuth, unter einem anderen Namen kannten — — —

Arme, liebe, holde Barbara — nein, sie sollte nicht weinen —, es hieß rasch weiterreisen, diesem Eggenkamp aus dem Wege gehen — was sich etwa an noch beschwiegenen Hoffnungen zwischen ihm und Barbara entwickeln wollte, mußte im Keim absterben. — — —

Wie rasch Gedanken fliegen. Das alles ging blitzgleich durch sie hin — dann fuhr sie auf aus ihren Grübeleien. Da stand ja schon Onkel Emmich im Zimmer, mit der Eleganz eines jungen Mannes, aber doch ohne Geckerei gekleidet, im Frack, mit den zwei köstlichen Perlen auf der weißen Hemdenbrust. In sein altersbleiches Gesicht brachte die Adlernase noch einen Zug von Energie. Sein silberweißes Haar war sehr sorgsam gehalten. Groß und mager erschien er, doch ein wenig gebückt von den vielen Jahren, die ihm im Genick saßen. Er war schon in dem Alter, wo man wieder mit der Zahl zu kokettieren anfängt und eitel seine achtundsiebenzig betont.

Almuth dachte:

„Ob ich einmal alles Onkel Emmich sage?"

Nein, das war doch unmöglich. Die Bestürzung und seelische Unordnung, in die er geraten würde, wären für seine Greisenhaftigkeit nicht mehr zu ertragen gewesen.

Es gibt Erlebnisse, die man gleich oder niemals gesteht.

„So vertieft?" fragte der alte Herr.

„Ja. In den Gedanken, was du wohl zu meiner

neuesten Bekanntschaft sagst. Ich stelle dir nachher den Doktor N. Arvad vor."

„Ist das der Herr mit dem Römerhaupt, den du beim Lunch aufs Korn nahmst?"

„Römerhaupt?" sagte sie lächelnd. „Nun — wenn du den Eindruck hattest — ja, also der."

„Was ist der Herr? — Mir ahnt: Literatur."

„Ein sehr berühmter Essayist, Literarhistoriker und Kritiker."

„Kind, was du für 'n Hang abwärts hast!"

„Aufwärts willst du sagen."

„Na — wir sind ja nich gerade Proleten."

Sie legte die Hände auf seine Schultern und sah ihn an. Die zärtliche Anmut ihres schmeichlerischen Gebarens machte ihn immer schwach.

„Was hab' ich denn an Otto?! Was — ich frag dich."

„Na ja — — aber er ist immer Otto Lauingen — seine Karriere wenigstens hat dich nicht enttäuscht — nicht jeder Mensch kann sein Glücksfeuerchen so hell auf dem eigenen Herde brennen sehen, wie er sich wünscht. Otto hat nach meiner Meinung 'ne sehr treffende Etikette auf euer Verhältnis geklebt; er sagt: ‚Ich hab' Respekt vor der starken Individualität meiner Frau.' Famos gestellt so. Was willst du mehr. Und Freiheit und Geld — o Gott, sei nicht unbescheiden."

Solche ermahnenden Töne meinte Onkel Emmich keineswegs schwer. Es war in seinen Augen alles glatt und gefällig im Leben seiner Großnichte, und er bewunderte immer ihre Haltung. Er, der nur in Hofluft

wirklich atmen konnte, empfand es dankbar, daß er sich Almuth widmen und dabei seine gewohnte Atmosphäre nicht zu verlassen brauchte. Seine Ergebenheit für sie war unverbrüchlich.

Von dem Tage an, wo er sie über die Taufe gehalten, war in ihm eine merkwürdige Zärtlichkeit erwacht, die mit den Jahren zu einer blinden, starken Liebe wurde, die sämtliche übrigen Hochfelderns aus seinem Herzen verdrängte. Sie sollte seine Erbin sein, sie und ihre Kinder. Das setzte er schon am Tage nach Almuths Heirat mit Lauingen fest. Er nahm es ihrem Vater, seinem Neffen, sehr übel, daß dieser noch einmal heiratete, als Almuth schon achtzehn Jahre zählte. Kurz vor dieser Heirat hatte es schwere Zerwürfnisse zwischen Almuth und ihrem Vater gegeben. Grollend verließ sie damals ihr Vaterhaus. Versteckte sich Gott weiß wo. Monatelang. Wollte nicht einmal ihren Onkel Emmich sehen — bis sie dann eines Tages, wunderbar gereift und noch viel schöner geworden, bei ihm erschien und ihm sagte: „Hier bin ich — nun mußt du Vaterstelle an mir vertreten.“ Das hatte er dann auch stolz und freudig getan. Die Lage Almuths schien für die ganze Gesellschaft klar. Die Wiederheirat eines Vaters hat schon manche Tochter aus dem Hause getrieben. Hier fügte es sich glücklich, daß Verwandte der heimatlos Gewordenen einen zukömmlichen Schutz gewährten. Teile der Gesellschaft nahmen Partei gegen diese Stiefmutter, die nicht einmal im Laufe der Jahre den Versuch machte, Vater und Tochter, die durch sie getrennt worden waren, wieder zusammenzuführen. Was

für eine selbstsüchtige Frau mußte das sein. Andere wieder stellten allerlei Vermutungen an. Ein Geflüster ging um von einem Liebesabenteuer, dessen Folgen Almuth Hochfeldern gezwungen habe, sich zu verstecken. Manche wollten von einer unstandesgemäßen, rasch wieder gelösten Ehe wissen. Von diesem Klatsch ahnte die Heldin desselben nichts. Onkel Emmich erfuhr nie davon. Selbst Mitglieder der weitern Familie Hochfeldern wagten nicht, Onkel Emmich davon zu sprechen. Es hätte aussehen können, als wolle man Almuth aus seiner Gunst verdrängen. Der leiseste Ton des Berichtes über den Klatsch konnte den lauten, häßlichen Nebenklang der Mißgunst bekommen. Onkel Emmich teilte und nährte die Vorurteile gegen die zweite Frau des Hochfeldern-Harst und suchte Almuth durch wahrhaft väterliche Güte für den Verlust ihres Elternhauses zu entschädigen. Seine damals noch lebende Schwester mußte zu ihm ziehen, und er gab sein Junggesellenleben völlig auf.

Almuth, durch eine namhafte mütterliche Erbschaft gut ausgestattet, schön und von ungewöhnlicher Intelligenz, konnte bald bei sich bedenken, welcher ihrer Bewerber ihr eine Zukunft bot, die ihrem Ehrgeiz und Geschmack am besten entsprach. Ihr Ehrgeiz war: Stellung, ihr Geschmack: Abwechslung. Denn als Tochter eines Diplomaten war sie an beides gewöhnt. Ihr Vater hatte sein Vermögen bei dem anspruchsvollen Beruf verbraucht, um so rascher, als seine zweite Frau ihm keinerlei Reichtümer zubrachte und mit der zornigen Trennung zwischen Almuth und ihm für ihn auch

jeder Vorteil entfiel, den ihr Vermögen immer noch für den Vater bedeutet hätte. Sie wußte: viele Bedingungen mußten zusammentreffen, Familie und Geld waren die allerwichtigsten. So sagte ihr zu, was Otto Graf Lauingen ihr verhieß, der damals gerade in Berlin als Legationsrat im Auswärtigen Amt arbeitete. Am meisten aber sprach für ihn: er liebte sie! Mit einer Art Note von werbender Demut, die ihr Herz beglückte. Onkel Emmich war wie berauscht vor Freude. Die Klatschmäuler der Gesellschaft verstummten in Verdutztheit: also konnte das Herumgeflüsterte doch nicht wahr gewesen sein! Und die am eifrigsten gezischelt hatten, entrüsteten sich nun am nachdrücklichsten: was doch immer alles gelogen wird — schließlich ist ja niemand mehr seines guten Namens sicher.

Wie Almuth nun so vor ihm stand und fragte: „Was hab ich eigentlich an Otto?", war er innerlich doch gleich wieder bereit, ihr jede Art von Entschädigung für die etwas konventionell gewordene Ehe zuzugestehen. Er gab ihr einen kleinen zärtlichen Klaps auf die Wange und sagte:

„Wenn du denn gelegentliche Ritte auf dem Pegasus brauchst, um dich seelisch ausbalanciert zu fühlen: von mir aus immerzu. Da aber bisher dein Leben auf Gummirädern rollte, will mir's 'n bißchen trübe von Ahnungen werden — wenn dir nur nicht mal von seiten der Literatur ein Schicksal kommt."

Almuth lachte hell auf — ihm klang es wie sorglose Überlegenheit. In ihr aber war so etwas wie Hohn. Von seiten der Literatur brauchte ihr kein Schicksal zu

kommen — wenn es denn das Los der Hohenfelderns war, an einem tragen zu müssen: das ihre schleppte sie schon lange mit.

„Was ist denn?" fragte er jetzt. „Sollten wir nicht am Tische der Gueveda speisen? Wo bleibt denn die Kleine?"

Die Unpünktlichkeit Barbaras beunruhigte die Botschafterin auch. Das Kind nahm sich sonst niemals Unbescheidenheiten heraus. Hing das mit Eggenkamp zusammen? Hatte sie davon erfahren? Ihn vielleicht gar getroffen, während die ältere Schwester den Doktor N. Arvad empfing.

Aber nun kam sie, hastig, mit Entschuldigungen. Mit sehr strahlenden Augen.

Onkel Emmich pflegte zu sagen: „Ich bin gegen Barbara." Das war damals seine erste Äußerung, als sein Brudersohn, der Hochfeldern-Harst ihm die Geburt dieser Tochter zweiter Ehe anzeigte. Denn das Kind war doch ein Sprößling jener Heirat, die Almuth aus dem Elternhause vertrieben hatte. Und als Almuth sich entschloß, die junge, durch den Tod der Großmutter nun ganz verwaiste Stiefschwester zu sich zu nehmen, die sie nur einmal in den Todestagen des Vaters gesehen, da sagte Onkel Emmich abermals: „Ich bin gegen Barbara."

In diesem Augenblick indes schwiegen seine ablehnenden Gedanken. Dazu hatte er zuviel Freude an jugendlicher Anmut. Barbara galt als der älteren Schwester ähnlich. In der Tat war jene unbestimmte Familienähnlichkeit vorhanden, die ein rascher Blick

kaum nachprüfen kann. Nur in einer Eigenschaft glich die dunklere, jüngere Schwester der blonden älteren völlig: auch sie hatte die hellen Augen von der Farbe jenes Steines, der seinen Namen vom Meere entlieh.

„Ich trete nicht ungünstig auf", sagte Onkel Emmich mit seinem kleinen unschuldigen Lebemannslächeln, als sie zu dritt den Korridor entlang gingen. Und im Lift fand er bei näherer Betrachtung, daß er mit seinen Damen nur wohlgefälliges Aufsehen erregen könne. Die dunkel und doch höchst kostbar gekleidete Almuth hatte den reizvollsten Gegensatz in der duftigen, weißen Einfachheit der jungen Schwester.

Als man zwischen den Tischen hindurch den Weg zu den Freunden suchte, die neben einer mit Rosen geschmückten runden Tafel standen und sie erwarteten, glitt der Blick Almuths durch den Raum. Sie, von Kindheit an gewöhnt, sich darzustellen und sich beachtet zu wissen, hatte einen freien, heiteren Stolz in ihrem Auftreten, den alle an ihr bewunderten. Jetzt neigte sie fernhin grüßend leicht den Kopf; denn drüben erhob sich halb der Doktor N. Arvad, um sich zu verneigen. Er saß allein. Sonst sah sie nur die schon bekannten Figuren an den Tischen; einige neue Ankömmlinge waren dazwischen — aber nicht der Prinz Fritz-Gustav und sein Adjutant. Für den Augenblick erleichterte das ihr Gemüt und erweckte die unbegründete Hoffnung, daß Erlton sich am Ende auch getäuscht haben möchte. In der heitersten Laune begrüßte sie ihre Freunde und reihte sich deren Kreis als vornehmste der Anwesenden ein.

Von seinem Tischchen aus konnte der Doktor N. Arvad auf das genaueste die Menschen um den Rosentisch beobachten. Er photographierte gleichsam jede einzelne Person jenes Tisches und bewahrte die Aufnahme zur Entwicklung in der Kammer seines Gedächtnisses. Hier im helleren Licht und im Leben einer Unterhaltung auf der Oberfläche wirkte Almuth Lauingen noch jugendlicher. Der große, gebeugte und anspruchsvoll vornehm wirkende Greis war natürlich der Onkel, der Ägypten aushielt, „weil man ja doch irgendwo sein müsse". Das schlanke Mädchen, fast ein wenig die Gräfin überragend, war sicherlich die Stiefschwester. Edle Rasse. Unverkennbar. So weit er feststellen konnte: die Augen der Schwester. Schöne Schulterlinien und ein langer Hals — eine Schnur kleiner Perlen herum —, alles auf jugendliche Bescheidenheit abgetönt. Sie schien nicht sehr lebhaft. War vielleicht noch beengt in der Welt. Novize des Lebens.

Nun hätte er gern bei sich die übrigen Tischgäste bestimmt, die offenbar alle in der Gräfin ihre Vorsitzende ehrten. Er kannte Länder und Völker — war ziemlich allerwärts gewesen. Aber wie sonderbar diese Männer und Frauen einander doch glichen. Wer von ihnen war der Spanier? Gueveda y Mackos? Ein Gesandter irgendwo im westlichen Südamerika. Jener schwarzhaarige Herr mit dem helleren, nach englischer Mode nur eben die Oberlippe bedeckenden Schnurrbart und den scharfen dunklen Augen? Aber das mochte ebensowohl ein Engländer aus normännischem Blute sein. Jene junge Blondine mußte er wohl als Frau

May Gueveda y Mackos erkennen, denn sie hatte die süßliche Blondheit und überirdische Blauäugigkeit eines Rossettischen Engels, wie Almuth es beschrieben. Der große, volle, von froher Behaglichkeit glänzende Mann zur Linken von Almuth konnte nur Engländer sein, er wirkte geradezu typisch. In der Gesellschaft befand sich noch ein Graukopf. Sein bartloses Gesicht war scharf gezeichnet. Ihn konnte der Doktor N. Arvad nur noch im Profil sehen; die weiteren Teilnehmer an dieser Runde, zwei Damen und ein offenbar sehr junger Herr, zeigten ihm Rücken und Hinterköpfe.

Immer wieder suchten seine Blicke die Frau, die so ungewöhnlich lebhaft und unbefangen sich mit ihm in Verbindung gesetzt hatte. Und abermals fragte er sich: Was will sie von mir? Suchte sie eine Beziehung, die ein wenig das Abenteuerliche streifte, außerhalb ihrer gewohnten Umwelt? Sie sollte nur ahnen, wie weit solche Dinge auf seinem Wege hinter ihm zurücklagen! — Er erwog auch die andere Frage bei sich, ob sie ihm gefährlich werden könne, trotz ihrer beginnenden Abblüte, dank all der ästhetischen Reize ihrer Art und Umwelt. Und diese Frage beantwortete er sich mit einem festen kalten „Nein". — Es langweilte ihn, die ganze Speisenfolge abzueſſen. Er stand auf, holte sich Hut und Mantel, und ging ins Freie.

Er spürte die Luft, die ihm gleichsam entgegenkam, mit einer Art von überraschtem Erstaunen. In den letzten Stunden hatte er eigentlich vergessen, daß er sich in einem andern Weltteil befand. Nun fühlte er, daß die Nacht erfüllt war von einer süßen Milde und

von fremdartigen Düften, von denen man nicht klar feststellen konnte, was ihr Ursprung, was ihre Zusammensetzung sei. Vielleicht ging es damit wie mit den künstlichen Wohlgerüchen, die erst durch einen leisen Zusatz von stinkenden Bestandteilen ihre berauschende Eigenart erhalten.

Er trat an den steinernen Ufersaum. Dunkel und stark floß der Nil vorbei; seine niemals endende und vor Menschengedenken schon begonnene Arbeit emsig erfüllend. Als Schlagader des Lebens den dürren Körper der Wüste einen Streifen breit befeuchtend. Das gleichmäßige Rauschen liebkoste die Nerven. Drüben, etwas mehr stromab, glänzten aus den Bäumen und phantastischen Büschen von Gezireh Bulak Lichter. Über die große Brücke, die die Südspitze der Insel nahm und sich jenseits bis zum andern Nilufer fortsetzte, ging ein wenig Verkehr.

In erhebender Majestät spannte sich der blauschwarze Himmel in der Höhe. Die Sterne brannten förmlich wie Lichtflecke, die Strahlen um sich her flimmern lassen. Der Mond, der sich in der nächsten Nacht in seinem vollsten Rund vom Schatten der Erde befreien sollte, mußte schon hinter den Häusermassen über dem Horizont stehen, denn es wuchs dort eine silberne Helle empor und durchdrang in zartestem Übergang die tiefe und doch glänzende Nächtigkeit des Himmels.

Zur Natur stand er in keinem engen Verhältnis. Zeigte sie ihm schöne Bilder, dankte er es ihr flüchtig; in ihr herumgeschwärmt hatte er nie. Nun aber fühlte

er doch die gewaltige Majestät dieser Sternenwelt über einem Stück Erde, deren Verborgenheiten und Sonderleben man nicht einmal am Tage durchschauen konnte — geschweige denn nachts.

Und diese wohlige, laue, liebkosende Luft war die eines Abends Ende Januar. „Vielleicht ist das der ganze Witz von der Sache," dachte er, schnell vom Eindruck der geheimnisvollen Größe wieder ernüchtert: „der bloße Gegensatz. Das Wissen: Januar! Die Tatsache: süße Sommernacht. Und zu Haus in Europa: in allen Gewohnheiten aller Kreise was Gleiches, ein entsetzliches von Einander-Bescheid-wissen. Hier: rundum Schweigen und sich nicht kennen; auch im lärmendsten Straßenverkehr noch dies Schweigen, in das fremde Kultur, andere Rasse, andere Geschichte den Menschen hüllten."

Eine Frau, die mehr Temperament und mehr Phantasie hatte, als sie vielleicht in ihrer Ehe und in ihrer Umwelt verbrauchen konnte, mochte sich rasch von diesen ägyptischen Stimmungen verführen lassen. Solche wundersame Lauheit der Nachtluft, durch die fremdartige Düfte webten, mußte Sehnsucht im Blut entzünden — diese verwünschte gegenstandslose Sehnsucht der Weiber, in der sie dann herumtasten, bis sie ein gefälliges Männerherz finden . . . Ihre Exzellenz, die Gräfin v. Lauingen konnte sich darauf verlassen: er war dieser Gefällige nicht.

Er schlenderte weiter, ging über den großen Platz hinweg, den die zur Brücke führende und aus der Stadt kommende Shâria el Khonbi überschritt, und blieb am

Rande des gänzlich verwahrlosten, sandigen Geländes, auf dem sich das neue Museum der ägyptischen Altertümer befand. Der große, massive Palast stand in starrem Schweigen. Die Sterne funkelten auf ihn und seine noch sehr wüste Umgebung herab. Heute vormittag hatte der Doktor einen flüchtigen Rundgang durch die Säle gemacht. Die ungeheure Anhäufung von Zeugnissen einer für ihn toten Vergangenheit erschöpfte rasch seine Nerven. Er verspürte nichts von der tiefen Melancholie der Vergänglichkeit, die hier ganz anders als in Sammlungen abendländischen Werdeganges zu jedem Besucher sprach: auch du und alles was dir und deiner Gegenwart Form und Inhalt bedeutet, wirst einmal nur noch ein Museumsmaterial sein — — Es fehlten alle Zwischenglieder zwischen diesem Einst und der Gestaltung des Heute. Das gab ihm Fremdheit gegenüber allem, was er sah. Vor seiner Erinnerung erschienen jetzt nur noch diese bis zur Tollheit zahlreichen Wiederholungen des Ramses und der Thutmosis und wie sie alle hießen. Er sah sie sitzen, einen neben dem andern vor den Wänden hingereiht in gewaltiger Überlebensgröße, mit Glanzlichtern auf den flächigen Stellen ihrer Körper, starr in ihren Thronstühlen, die klobigen Hände flach auf die Knie gelegt. Die Glotzaugen in den afrikanischen Gesichtern unbeweglich und leer geradeaus gerichtet. Leer? Hatten die Jahrtausende diesen trockenen Steinaugen nicht doch einen Inhalt gegeben? Den drohenden Blick der Vorgänger, die die Nachfahren haßten? Sich von ihnen gestört fühlen, nur weil sie kamen und da sind,

um das Leben fortzusetzen, an dem die Steinernen keinen Anteil haben?

„Im Grunde ist es doch wohl so," dachte er, „die Vergangenheit ist unser Feind. Sie belastet die Völker und sie belastet den einzelnen. Sie stiehlt uns die geistige und seelische Freiheit."

In rascher Gedankenverbindung fiel ihm die Gräfin Lauingen ein — und wie es Übelwollende gab, die davon sprachen, daß es in ihrem Leben nicht immer ganz spiegelblank zugegangen sein möge.

Er haßte das Gedächtnis der Gesellschaft, dies unbegreifliche, unintelligente Gedächtnis, das offenbar die Entwicklung des Menschen abzuwürgen wünscht; für das ein Charakter, ein Temperament keinen Werdegang haben darf. Daß nur eines kennt: das ewig Gestrige!

Gedankenvoll ging er zum Hotel zurück.

Licht füllte alle Fenster des Erdgeschosses. Wagen fuhren vor und hielten unfern in einem scheinbar gefährlichen Durcheinander. Man sah Damen in leuchtenden Abendmänteln in die herausströmende Helle des Eingangs treten, starke Farben, Goldstickerei, Pelzverbrämungen huschten am Auge vorbei.

Der Doktor stand und sah hinauf zur Fensterreihe des dritten Stockwerks; seinem Ortssinn nach mußten die von der Gräfin Lauingen bewohnten Räume die nordwestliche Ecke des Baues einnehmen. Da war fast alles dunkel. Nur das dritte Fenster zeigte die milde Helle, die aus einem erleuchteten Zimmer durch geschlossene weiße Gardinen nach draußen drängt. Es schien sogar,

daß da eine Lampe nahe dem Fenster leuchtete, also etwa auf einem Schreibtisch ihren Platz habe. Hatte die dichtende Exzellenz sich von der Tanzerei zurückgezogen und suchte Reime für gesuchte Empfindungen?

Daß in der Tat da oben die Lampe seinen Namen beschien, ließ er sich nicht träumen.

Dort saß Mrs. Kitty Erlton und trug mit dünner Schrift auf ein loses und schon halb voll geschriebenes Blatt dies ein: „Die Gräfin empfing heute einen Doktor N. Arvad. Sie las ihm ihre Prosadichtung ‚Ein Hirtenidyll' vor. Die Politik wurde nur einmal flüchtig gestreift. Scherzhafte Bemerkung, daß europäischer Friede an seidenem Faden hänge. Doktor N. A. soll bedeutender Literat sein, deutscher Sprache."

Musik, in den aus prickelnder Klangungleichheit zusammengewobenen Tönen eines Flügels und eines doppeltbesetzten Streichtrios, schwoll sacht aus dem Tanzsaal heraus, der sich im Hintergrunde des Erdgeschosses öffnete. Taghell überstrahlte Buntheit bewegte sich über sein Parkett hin. Im Walzer kreisten die Paare, und um die Männerbeine in schwarz oder in der prallen Bekleidung mit dem karierten Muster der Head-Quarters-Uniform flogen die weißen und hellen Chiffonröcke, die seidenen Falten der Frauenkleider. Sehr starke, schreiende Farbennoten setzten die roten, engen Jacken der englischen Offiziere in das bunte Durcheinander. Und selbst Doktor N. Arvads unsoldatisches Auge fand kein Gefallen an diesen grellen Oberkörpern über den dunkelschottischen Beinkleidern. Das Licht und seine Widerspiegelungen waren in der stets durcheinanderströmenden Bewegung von Farben und Glanzpunkten zu einem flimmernden Wirbel geworden. Das Blitzen der Brillanten traf aufeinander, brach sich, verhuschte; goldener Zierart strahlte kurz auf und erlosch stumpf; seidiges Gleißen eines prunkenden Stoffes

ward sofort verdrängt durch das spielerische Geflatter dünner Gewebe. Und es war, als peitschten diese Töne, gemischt aus dem festlich starken Klang des Klaviers und den schmachtend streichenden Lauten der Geigen, die Lichtstrahlen und die Farben zu einem blinkenden Schaum, alle festen Linien zerbrechend.

Der Beobachter, der am Pfosten des Eingangs lehnte, suchte mit raschem Blick nur nach einer Erscheinung in der wirbelnden Fülle. Und er fand sie gleich.

Dort drüben glitt sie eben aus dem Arm jenes von Behaglichkeit glänzenden Engländers in einen Stuhl, als sei ihr ein wenig schwindlig gewesen, und der Tänzer löste deshalb nicht früher den Arm von ihrem Gürtel, bis sie den rettenden Sitz erreicht habe. Gleich kam auch der weißhaarige, große und etwas gebückte alte Herr an sie heran, hart an der Stuhlreihe entlang, auf seinem Wege manchmal zu vorsichtiger Abwehrstellung gegen walzende Tänzer, die ihn streiften, genötigt. Die Licht- und Farbenbündel überhuschten einige Augenblicke diese Gruppe. Da schwieg die Musik, und die unruhvolle Fülle strömte zu allerlei Einzelheiten auseinander. Paare lösten sich, andere nahmen in der Reihe Platz auf den vor den Wänden entlang stehenden Sesseln; viele schlenderten in die Halle hinaus; das weite Parkett in der Mitte ward frei. Mit dem Verstummen der Erregung aufdrängenden Töne, mit dem Aufhören des Tanzes kam das Licht zur Ruhe und füllte hell und gelassen den großen, hohen Raum.

Almuth Lauingen sah den Mann am Pfosten des

Eingangs. Sogleich hob sie ihre Hand, winkte mit einer ganz kordialen Bewegung, als solle ihre Geste einen uralten Freund rufen. Doktor N. Arvad verneigte sich von fern ein wenig und schritt mit dem Gehorsam, den ein Mann dem Winke einer schönen Frau schuldet, herüber, den ganzen, breiten Saal überquerend.

Unterdes sagte Onkel Emmich:

„So 'ne gewisse düstere Interessantheit kann man ihm nicht absprechen."

Almuth lachte.

„O Gott! Düstere Interessantheit! Ihm würde übel, wenn er das hörte . . ."

„Wer empfing die Gnade dieses Winkes?" fragte der Behagliche.

„Ein für mich sehr wichtiger Mann! Sie wissen doch, Marcello, daß ich nicht befriedigt sterben werde, wenn die Nachwelt mir keine Lorbeerkrone aufs Grab legt."

„Hat dieser Mann solche Kronen zu verleihen?"

„Ich denke doch."

„Ich will was sagen: Meine Ansicht ist, die ärgerlichen Freuden, die aus einem Tintenfaß auftauchen können, suchen Sie besser erst im Alter — wenn man sonst nichts mehr hat."

„Fast bin ich so weit", scherzte sie. „Wer kann das besser nachrechnen als Sie."

Diese letzten Worte der sehr rasch und auf englisch gewechselten Reden hörte schon der Doktor. Almuth Lauingen stellte vor. Und so vernahm er gleich, daß der gebückte, große Alte in der Tat „Onkel Emmich"

sei, und zu seinem kaum verborgenen Erstaunen, daß der von Körperkultur, breitem Selbstgefühl und Frohsinn strahlende Mann der Spanier Guevedas y Mackos sei. Die Unterhaltung wurde auf englisch fortgesetzt, sie bestand in ein paar Redensarten von äußerster Überflüssigkeit, denn man wußte nicht, was man miteinander anfangen sollte. Da kam der Graukopf mit dem scharfen Profil und den sehr gezeichneten Zügen heran. Die Gräfin erhob sich und nahm den Handkuß entgegen.

Man fuhr fort, Englisch zu sprechen. Einige bedauernde Worte gingen hin und her. Die Anrede „Your highness" fiel. Hochfeldern und Guevedas erhielten einen Händedruck. Alle drei verneigten sich tief. Arvad war nicht von einem Blick gestreift worden und verneigte sich deshalb nicht mit. Der Graukopf zog sich zurück.

„Das war Prinz Bobby. Armer Kerl. Hofft, hier noch sein Nierenleiden loszuwerden." Und da der immer rücksichtsvolle Onkel Emmich sich vielleicht dachte, daß der Doktor mit dem „Bobby" nicht viel anzufangen wisse, erklärte er das Nähere. Es war Prinz Robert aus einem sehr zahlreichen deutschen Fürstengeschlecht.

„Onkel Emmich," sagte Almuth, „ich vertraue dir den Doktor für einige Minuten an. Ich muß nach Barbara sehen."

„Scheint, sie ist mit meiner Frau und dem kleinen Dahlenow im Vestibül."

„Aber scheint auch, daß sich der Kapitän Brought sehr an das Kind heranmacht — vor den englischen

Offizieren muß man etwas auf der Hut sein — wenigstens hier. — Also kommen Sie, Marcello — — und daß ich Sie noch finde, wenn ich in fünf Minuten zurückkehre", schloß sie mit dem liebenswürdigsten Befehlshaberton der verwöhnten Frau.

„Meine Großnichte ist zu ängstlich mit ihrer jungen Schwester", sagte Onkel Emmich. „Gott weiß warum . . . Man kann so ein Mädchen nicht immer unter den Augen haben — damit verärgert man sie nur."

Sie setzten sich nebeneinander.

„Ja," fuhr der alte Herr fort, „nun müssen wir artig warten, bis Almuth zurückkommt. Ich bin der gehorsamste Großonkel dieser Erde. Sehr danke ich Ihnen, Herr Doktor, daß Sie ein so freundliches Interesse an ihrem Talent nehmen. Es ist ja ein großartiges Talent. Allein, daß sie damit in die Öffentlichkeit hinaus will, macht mich besorgt."

Es leuchtete so viel zärtliche Güte aus den Worten und dem Gesicht des alten Herrn, daß der Doktor ganz milde davon berührt wurde.

„Den Dank verdiene ich noch in keiner Hinsicht", sagte er ehrlich. „Mit der Vorlesung wurde ich überrascht, die wirkliche Prüfung soll erst folgen."

Ihm lag daran, von diesem Thema abzukommen. Und so äußerte er sein Erstaunen über das völlig englische Äußere des Herrn Gueveda y Mackos, dessen Sprache, dessen Art, sich zu geben, ja nicht britischer sein konnte. Ohne es zu ahnen, hatte er damit den Onkel Emmich auf sein Spezialgebiet gebracht. Die

Genealogie. Sogleich erfuhr der Doktor, daß es bei den Guevedas förmlich Tradition sei, eine Engländerin zu heiraten; schon unter Philipp dem Zweiten hatte ein Gueveda ein Hoffräulein der jungfräulichen Elisabeth geheiratet. — Wahrscheinlich würde der Doktor nachher noch Gelegenheit haben, sich der Baronin v. Dahlenow vorstellen zu lassen und auch ihren jungen Sohn kennenzulernen. Die Dahlenows seien ein altes Diplomatengeschlecht, und das Blut aller Edlen, aller Nationen fließe in ihren Adern.

„Blut ist auch ein Kitt. Und was ist natürlicher, als daß die Gesellschaft sich in einer internationalen und zugleich doch engen Zusammengehörigkeit fühlt. Man ist näher oder weitläufiger miteinander verwandt; man hat zahllose gemeinsame Beziehungen; man ist in vielen Fällen schon miteinander aufgewachsen, vielleicht gar in einer wenig zusagenden Umwelt fremder Kultur, wo die Diplomatenfamilien einfach aufeinander angewiesen sind — und immer von neuem heiraten die Sprößlinge dieser Familien untereinander — so ist in den Jahrhunderten eine Art Klub ohne geschriebene Satzungen entstanden, in dem sich die Dazugehörigen äußerst sicher fühlen, äußerst nach Behagen."

„Und wehe dem Eindringling?" fragte der Doktor lächelnd.

„Nun, neue Elemente haben ja überall zunächst etwas Störendes. Heben gewisse Sicherheiten auf. Ist das nicht allgemein gültig? Was dem Bäckergesellengesangverein Amicitia recht ist, der sich gegen die

Mitgliedschaft eines eben erst zugewanderten Töpfergesellen wehrt, und wenn er noch so 'n schönen Tenor hat, sollte der vornehmsten Gesellschaft billig sein."

„Zuzugeben . . ."

„Na — sehen Sie wohl! Wir Hochfelderns sind keine eigentliche Diplomatenfamilie. Mein Neffe, der Vater der Gräfin Lauingen, wählte aber von vornherein die Karriere — hat ihn schweres Geld gekostet. — Wir Hochfelderns haben uns erst mit mir und meinen zwei Brüdern in drei Linien geteilt, müssen Sie wissen. Mein ältester Bruder, der Harster, war der Großvater von Almuth, hatte nur den einen Sohn, auf den das Majorat überging. Mein zweiter Bruder bekam Schöppen und ich Hahnenort."

So fuhr der alte Herr fort, und wenn der Doktor mit gesammelter Aufmerksamkeit zugehört haben würde, wären ihm auch noch die Namen und Stammbäume aller Gattinnen der erwähnten Hochfelderns sowie die mehrerer besonders bemerkenswerter Frauen in höher hinaufsteigender Linie bekannt geworden.

Aber er hielt sich nur mit einiger Anstrengung noch in der äußerlichen Haltung eines respektvoll Zuhörenden und bedauerte den Zeitverlust, den dieser Abend ihm schon zu bedeuten begann. Endlich aber erschien die Gräfin wieder; sie schritt inmitten einer ganzen Gruppe, der zwei junge weibliche Gestalten vorangingen. Das waren ihre Schwester und der Rossettische Engel; ganz phantastisch und in offenbarer Anlehnung an den Maler, dessen Schönheitsidealen sie sich näherte, war die junge Frau Guevedas y Mackos auch ge-

kleidet; hoch gegürtelt, wallende Ärmel, dicht gefälteter dünner Stoff, ein kunstlos zusammengekrauster Halsausschnitt, der ein kindliches Hälschen sehen ließ. Im nächsten Augenblick sah sich der Doktor einer ganzen Reihe von Menschen vorgestellt; der blassen und zerstreuten Baronin Dahlenow, die ihn mit ihrem Gewohnheitswort „Sehr interessant" eine Sekunde gleichgültig anlächelte; einer nicht mehr ganz jungen englischen Dame, mit einem Kneifer vor den Augen und zu wenig Oberlippe für ihr Pferdegebiß. Da war auch noch der junge Dahlenow, ein dunkelhaariger Jüngling von vielleicht siebenzehn, so frühreif anzusehen in seinem Abendanzug und mit den beiden Perlen auf der Hemdenbrust. Frau May Gueveda hob voll Unschuld die vergißmeinnichtblauen Augen zum Doktor auf und sagte gleich, ihn offenbar für einen englischen Autor haltend, „sie würde ihn lesen, wenn sie es dürfe". Und dann sah sie ihren jovialen, stattlichen Ehemann in einer Art an, daß jeder sah: ihr Wesen und all ihre Entwicklung war ganz seiner Einsicht und Führung anheimgegeben. Sie bedauerte sehr, daß der Marchese Francopierra und seine Frau Marguerite wegen Unpäßlichkeit der Marchesa sich schon zurückgezogen; es würde Marguerite besonders interessiert haben, sie sei Russin und verfasse auch sehr schöne Gedichte.

Dies „auch" verriet die Annahme, daß der Rossettische Engel ihn für einen Lyriker hielt, ganz schlankweg.

Also dieser normännisch-englisch aussehende Herr

war Italiener und die Frau Russin? Bei diesem Durcheinander verschiedenster Nationen im engen Kreis mußte man sich freilich wohl auf eine Sprache zur Unterhaltung einen. — —

Einen aufmerksamen Blick hatte Arvad nur für die junge Barbara v. Hochfeldern. Nun die Schwestern nebeneinander standen, hätte man sie doch nahezu für Mutter und Tochter halten können. Die Ähnlichkeit war durchaus nur jene allgemeine, die Mitglieder besonders edler und rassenreiner Familien untereinander zu haben pflegen. Aber seine von fern gemachte Beobachtung, daß ihre Augen sich glichen, fand er bestätigt.

Welches Vergnügen war es, in diese hellen, glanzvollen Augen zu sehen, die durch den dunklen Rand langer Wimpern eine seltsame Kraft des Ausdrucks gewannen . . .

Die frische, ungezwungene Art, wie Almuth Lauingen mit ihm umging, fast als seien sie alte Kameraden, legte er sich so aus, daß sie ihn in ihrem Kreise eine deutliche Stellung geben wolle. Welche? Bruder und Schwester in Apoll? Das Lächeln, das durch seine Gedanken zog, trat aber nicht auf seine Lippen.

Nun nahm sie ihn für sich in Beschlag. Die Baronin Dahlenow vertiefte sich indes mit Onkel Emmich in Hofklatsch. Die junge Gesellschaft, mit dem frohmajestätischen Gueveda als Hirten und Halt in ihrer Mitte, wandelte im Saal auf und ab.

„Sie langweilen sich", sagte sie ihm geradeaus. Er wehrte mit etwas matter Geste ab.

„Ach, warum nicht offen sein. Zu mir! Ich langweile mich nicht nur. Ich leide. Dies ist alles eine Betrügerei, begangen am eignen Leben. Auch eine Art von Prostitution, eine Lüge. Ich verschmachte darin. Ich suche Erquickung. Mein Talent bringt sie mir . . ."

„Schriftstellern ist aber auch nichts anderes als . . ."

„Weiß, was Sie sagen wollen", unterbrach sie lebhaft; „halb Prostitution, halb Lüge, fast in allen Fällen ein Gemisch von Leiden. Oder drücken wir's anders aus: von Phantasie und Erkenntnis; von Selbstgericht und Selbstbetrug. Also „Wahrheit und Dichtung". Und dann denk ich manchmal, wenn das Leben in der Welt, wo sie am äußerlichsten ist, mich ganz erschöpfen will: ich brauche es doch! Zum Studium. Von irgendeinem Punkte aus muß man ja doch ins Leben hineinsehen. Von wo aus kamen Sie zur Literatur?"

„Ich könnte nun antworten: aus den Bezirken der innerlichsten Berufung. Aber ich weiß, was Sie meinen. Ich komme von der Juristerei her. Mein Vater, übrigens ein Juwelier, dessen Kunstwerke besonders im Hochadel geschätzt wurden, wollte mir erst alle Freiheiten und die nötige Rente dazu gewähren, wenn ich ihm vorher die Freude machte, den Doktor juris auf meine Visitenkarte setzen zu dürfen. Das habe ich denn auch schon im Alter von einundzwanzig Jahren getan."

„Sie sind Jurist — — —" sagte sie langsam, scheinbar irgendwie bis zu einer Nachdenklichkeit betroffen, daß es ihm auffiel. Dann fragte sie, sich entschlossen

von einem, ihm verborgen bleibenden Gedankengang losreißend:

„Wie heißen Sie eigentlich? N. Man lieſt immer nur N. Arvad — Doktor N. Arvad. Norbert? Nikolai?“

„Nebukadnezar — Nathan — Nikodemus — Nahum — Nureddin“, fuhr er ſcherzend fort. „Laſſen wir es beim N. Im Gegenſatz zu den vielen Herrſchaften, die jetzt mit doppel- und dreifachen Vornamen ihre dichteriſchen Produktionen firmieren, möchte ich lakoniſch ſein.“

„Auch eine Form von Koketterie“, ſagte ſie und vermutete ſtill bei ſich, er heiße vielleicht Nathan.

„Wozu ich mich hiermit ohne Scham bekenne. ——“

Er brach ab. Er ſah, wie ein Erſchrecken über ihr Geſicht ging. Wie eine Falte ſich über ihrer Naſenwurzel zeigte, als Ausdruck der Erregung die Stirn entſtellend. Und ihre Augen bekamen das leidenſchaftlichſte Leben des Unmutes. Sie waren gerade hinüber gerichtet auf den breiten Eingang zum Ballſaal.

Dort erſchienen jetzt zwei Herren und blieben wenige Sekunden ſtehen, wie zwei Unbefangene, die ſuchend den Raum überblicken. Der eine war faſt zart, kaum mittelgroß; ſein Kopf vielleicht etwas zu groß für den feinen Körper; er trug einen kurz gehaltenen Bart, und eine angenehme Freundlichkeit verſchönte ſein Geſicht, das man ohne dieſen wirklich gewinnenden Ausdruck kaum beachtet haben würde.

Sein Gefährte überragte ihn erheblich. Daß dieſer ein deutſcher Offizier ſei, mußte jedem deutſchen Auge

sofort erkenntlich werden, trotz Frack und weißer Hemdenbrust. Er war blond und sonnverbrannt. Einer von den Männern, bei deren Erscheinung man nicht an Schönheit oder Häßlichkeit denkt, sondern deren Anblick das Gefühl erweckt, daß man einer gesunden Mannhaftigkeit, einem ganzen und geraden Menschen gegenüberstehe.

Doktor N. Arvad fragte sich in dem gleichen Atemzug, wo er das Erschrecken der Frau bemerkte, auch schon: Welcher von diesen beiden ist es, um dessentwillen sie sich verliert. Denn eine Dame von soviel Welt, so ganz und gar Meisterin in der Kunst, sich zu beherrschen, konnte sich von einem Erschrecken nur überwältigen lassen, wenn eine sehr starke Berührung geheimster Interessen sie überraschte.

Aber sogleich konnte er auch schon feststellen, daß sie sich wieder in der Hand hatte. Sie beugte sich etwas vor, um den an der anderen Seite des Doktors sitzenden und in sein Gespräch mit der Baronin v. Dahlenow vertieften alten Herrn aufmerksam zu machen.

„Onkel Emmich — Prinz Fritz-Gustav . . ."

Onkel Emmich kam so federnd in die Höhe, als es ihm nur noch irgendmöglich war. Er, der langjährige Kammerherr beim kaiserlichen Hof, der bei ganz großen Gelegenheiten immer noch bei Rangfragen und Tafelordnungen als unübertroffene Autorität zur helfenden Mitarbeit herangezogen wurde, er kannte sämtliche Mitglieder sämtlicher deutschen Dynastien persönlich.

„Wahrhaftig. Fritz-Gustav. Na und natürlich sein Eggenkamp."

Er ging über das Parkett den beiden Herren entgegen.

Diesen Augenblick benutzte der Doktor, um sich etwas hastig zu verabschieden. Es schien ihr willkommen zu sein, daß er ging.

„Also auf Morgen — sieben Uhr, im Grillroom bei Shepeard — Reitanzug oder etwas dem Ähnliches . . ."

„Und einen Lorbeerkranz oder einen Papierkorb in der Tasche", schloß er.

Sie sah ihn lachend an — er spürte, wie dies Lachen jetzt Maske sei und wie schnell der Blick wieder abglitt.

Mitten im Saal ging er an den beiden Ankömmlingen vorbei, die der alte Herr wichtig und strahlend zu seiner Großnichte geleitete. Er war so vertieft in die Freude, den Sohn eines ihm besonders nah bekannten Großherzogs zu begrüßen, daß er beinahe die leichte Verneigung übersah, mit der Arvad an ihm vorüberschritt. Dann, um die fast geschehene Unhöflichkeit auszugleichen, nickte er noch besonders herzlich. Unartig zu sein, erschien ihm immer als Verbrechen. Jedermann gegenüber.

Der Doktor rauchte noch in der Halle eine Zigarette, fand da einen Amerikaner, den er auf der Fahrt von Marseille nach Alexandria kennengelernt hatte, und ließ sich in ein kurzes Gespräch mit ihm ein. Dann fuhr er hinauf in sein Zimmer, um noch lange im Bett die Handschrift der Gräfin zu lesen. Die Blätter schlug er sehr langsam um. Ihr Inhalt war nicht immer leicht aufzunehmen. Eine schlichte Erfindung war mit

großem stilistischen Aufwand umkleidet; die Sprache von überall her zusammen empfunden, und doch fand sich zuweilen ein seltenes Wort, das den Leser betroffen nachdenken ließ. Er konnte nicht erkennen: War die Glut gewolltes, künstlich entzündetes Feuer, oder brannte wirklich allerlei an Begierden in dieser Frau? Er kannte aber viele Federn, die sich in Blut und Lust tauchten, nur weil das geschlechtlich Hüllenlose Aufsehen erregt, bemerkt wird. War auch Frau Almuth kühn, nur um Aufmerksamkeit zu erregen?

Plötzlich fuhr ihm die Frage durch den Kopf: Ob diese Frau wohl Kinder hatte? Er beantwortete sich den Gedanken mit einer völligen Verneinung. Seltsam — warum eigentlich? Unweiblich war sie gewiß nicht. Die Sorgfalt, mit der sie die junge Schwester zu betreuen schien, war doch wohl mütterlich.

Als er die Handschrift endlich aus der Hand legte, hatte er zu seiner eigenen Überraschung das Gefühl von einem unbestimmten Mitleid. Diese Frau war in all ihrem Glanz nicht glücklich — trug vielleicht an einem Schicksal — hatte sie doch vielleicht etwas zu vergessen? Gab es für sie doch etwas, das man „Vergangenheit" nennt? Dies dumme Sammelwort für einen Komplex von Irrungen und Wirrungen? Wie schwächlich, sich mit einer Vergangenheit herumzuschlagen! Schwäche, die in den meisten Fällen nur den Namen hat: Furcht vor dem lieben Nachbar — vor der Zähleibigkeit seines Gedächtnisses. Und je sichtbarer ein Mensch in der Welt dasteht, die man die „große" nennt, desto mehr „Nachbarn" in diesem Sinne hat er.

Oder stand sie in neuen Erlebnissen? Menschen, die einmal ein Schicksal durchzitterte, verbleibt oft ein Bedürfnis nach Sensationen. Sie können nicht anders, es zwingt sie — es ist wie mit den kleinen Tieren, die sich die Klapperschlange zum Opfer ausersah: sie laufen ihr hypnotisiert von selbst in den Rachen. — War vielleicht dieser blonde, sonnverbrannte Offizier für sie der Held? Ein Ersehnter? Oder war er es schon gewesen, und hier endete einmal wieder ein kleiner Roman mit dem üblichen Zorn und den bekannten Tränen?

Er gähnte und drehte das Licht aus.

Unten im Ballsaal nahm Fritz-Gustav die Gräfin ganz in Anspruch. Er ließ seinem Adjutanten, dem Oberleutnant Wichard v. Eggenkamp, kaum Zeit, ihr die Hand zu küssen; er schickte ihn gleich zu den jungen Damen hinüber. Für die Baronin v. Dahlenow hatte er nur eine flüchtige Verbindlichkeit, Onkel Emmich sah es fast mit Sorge. Er versuchte es durch erhöhte Beflissenheit gutzumachen trotz der Erkenntnis, daß der Schmerz über die entgangene Aufmerksamkeit eines Prinzen für ein höfisches Gemüt durch nichts zu lindern sei.

Fritz-Gustav setzte sich neben Almuth und sprach zu ihr mit herzlichem Ton, ganz vertraut. „Ist das Absicht?“ fragte sie sich. Wünschte der Prinz sie ganz in Liebenswürdigkeit einzuwickeln, damit sein Adjutant, den er wie einen Bruder lieben sollte, ungestört mit Barbara sprechen könne . . . Gleich mußte doch der Tanz wieder beginnen . . .

„Welche Freude, liebe Gräfin, Sie hier zu treffen.

Ich hege die unbescheidene Hoffnung, daß wir uns Ihnen vielfach anschließen dürfen."

„Eure Hoheit sind sehr gnädig. Es kommt mir aber nicht zu, die Honneurs von Ägypten zu machen. Damit würde ich in die Rechte unseres Ministerresidenten und seiner Gattin eingreifen, die zu liebenswürdig sind, als daß ich mich vordrängen möchte", wehrte sie mit Lächeln ab.

„Ich habe heute schon den Tee in unserer Gesandtschaft genommen, der Ministerresident ist in seiner heiteren, geistreichen Intelligenz sehr gewinnend, die Gesandtin bedeutend und schön, höchst interessant. Ich hoffe die Herrschaften oft zu sehen. Aber an Sie, liebe Gräfin, habe ich die Anrechte der älteren Beziehung — vielleicht darf ich sogar sagen Freundschaft", hier sah er den alten Herrn an, der sich glücklich und zustimmend verbeugte; „mein Vater weiß noch so gut, wie Hochfeldern ihm beistand. Sie waren damals gerade dienstuender Kammerherr — Vater war noch so jung und so schüchtern — so ein erster Besuch am kaiserlichen Hofe für einen Erbprinzen schien ihm keine Kleinigkeit. Wissen Sie noch, Hochfeldern, mit flüsterndem Rat haben Sie Vater ein wenig dirigiert."

„Seine Königliche Hoheit der Großherzog war als junger Erbprinz die reizvollste Jünglingserscheinung, die ich je sah. All unsere Damen waren hin —" erzählte Onkel Emmich begeistert.

Eben begann die Musik.

„Setzen wir uns doch ins Vestibül," schlug der Prinz vor, „und lassen Sie mich erfahren, was Sie

für morgen planen und ob Sie mich und Eggenkamp an Ihrem Programm teilnehmen lassen können."

Man schritt durch die eben von allen Seiten herankommenden Tänzerpaare der Halle zu. Almuth Lauingen sah noch, daß Herr v. Eggenkamp sich vor Barbara verneigte, und sah auch strahlendes Glück auf deren Angesicht leuchten. — Wie Jugend strahlt, die noch nichts von der Kunst und der Notwendigkeit, sich zu verstecken, weiß.

Almuth wußte desto mehr davon. Heiter, sich selbst persiflierend, warnte sie den Prinzen davor, sich ihnen anzuschließen morgen abend, sie sei da in eine Verabredung verstrickt, die sie auf Befehl von Hoheit natürlich rückgängig machen könne und würde. Allein damit verletze sie dann einen, der ihr Zeit und Gedanken gefällig opfere. Nämlich einen bedeutenden Mann, der ihr helfend zur Seite stehen solle auf der Jagd nach ein bißchen Ruhm. Hoheit entsinne sich vielleicht — sie liebäugle ein wenig mit den Musen. — Der Prinz unterbrach sie mit der redlich gemeinten Versicherung, daß er den wundervollen Prolog, den die Gräfin zu jener Wohltätigkeitsvorstellung gedichtet, sehr deutlich im Gedächtnis habe. — Nun also, und morgen abend speise eben ein sehr geistreicher und berühmter Schriftsteller mit ihnen. — „Es soll der Dichter mit dem König gehen", zitierte Onkel Emmich, und Fritz-Gustav meinte, wenn er auch nur jüngerer Prinz sei, könne er sich doch denselben gemeinsamen Gang mal erlauben. — —

Kein Entrinnen! dachte Almuth. Und während sie

mit scherzhaften Einfällen und anmutiger Redegewandtheit ihren kleinen Kreis unterhielt, dachte sie immerfort an die beiden jungen Menschen, die nun zusammen tanzten, und die sie hätte mit harter Hand auseinanderreißen müssen — — sie durften nicht dazu kommen, sich auszusprechen. Um keinen Preis. Ihr eigenes Dasein, die Sicherheit ihres ferneren Lebens stand auf dem Spiel, wenn diese beiden sich vereinten.

Eggenkamp hatte sich von Barbara flüchtig der Dame mit dem Pferdegebiß und den mageren Schulterknochen vorstellen lassen und den Guevedas, die er auf Reisen mit seinem Prinzen kennengelernt, die Hand gedrückt. Die Musik setzte ein, und er bat Barbara um den Tanz.

„Endlich", sagte Eggenkamp, als er seinen Arm um den Gürtel des jungen Mädchens legte.

„Das war eine Überraschung! Als ich eine halbe Stunde vorm Diner Ihre Zeilen erhielt, wollte ich gar nicht glauben — — Sie und Ihr Prinz — mit einemmal in Ägypten — hieß es nicht, daß Sie nach Spanien . . ."

„Legen Sie viel Wert auf den Walzer?" fragte er.

Sie tanzte gern, mit der Inbrunst der Jugend, die den ersten Winter auf dem Parkett erlebt. Vorigen Winter hatte sie noch Trauer. Und früher, bei Großmama im kleinen norddeutschen Pensionopolis — es war Doberan in Mecklenburg gewesen — gab es keine Geselligkeit. Sie war ja auch erst neunzehn Jahre alt. Und mit „ihm" zu tanzen, schien ein Traum von Glück, nein, schon das Glück selbst.

Ohne ihre Antwort abzuwarten, hielt er inne — setzte sich mit ihr in die nächste Ecke des Saals. Sie fühlte: er wollte lieber sprechen als tanzen.

„Ja, wir wollten nach Spanien. Von der Herzensgüte des Prinzen, der seinen Fähigkeit, zu erraten, haben Sie keine Vorstellung. — Es war gerade, als übertrage sich meine Sehnsucht, nach Ägypten zu reisen, ohne daß ich ein Wort verriet, auf ihn — eines Tags in Berlin, wo wir uns in allerlei vorbereitenden und dienstlichen Angelegenheiten aufhielten, sagte er plötzlich: Lieber Wichard, holen Sie doch im Vorbeigehen mal einen Baedeker von Ägypten — dabei sah er mich an — sein Auge hielt mich einige Sekunden fest — es war ein solch entzückendes Lächeln in seinen Mundwinkeln — da wußte ich: wir reisen auch nach Ägypten . . ."

Barbara saß etwas steif und hielt ihre Hände fest gefaltet im Schoß. In ihr war eine große Furcht und zugleich eine unerhörte Glückseligkeit.

Eggenkamp fuhr fort.

„Der Großherzog erfüllt alle Wünsche seines Lieblings — was hätte ein so gütiger Vater gegen die Veränderung eines Reiseplans einwenden sollen."

„Sie sind sehr gern in der Gesellschaft des Prinzen?"

„Die Jahre mit ihm werden immer eine schöne Erinnerung für mich sein."

„Sie sprechen, als stehe das Ende dieser Ihrer Kommandierung bevor?"

„Das tut es. Wenn auch nicht unmittelbar — zum Beispiel: wenn der Prinz heiratet — Hofmarschall

zu werden, hab ich kaum Lust und Talent — nicht mal in einer kleinen prinzlichen Hofhaltung — — oder zum Beispiel: wenn ich einmal heirate . . . Dann möcht ich meinem Beruf und der geliebten Frau leben — nicht zwischen den Kulissen der Welt, als Statist der Konvenienz . . . Verstehen Sie das?"

Sie nickte nur. Aber sie wagte es nicht, ihn anzusehen. — —

Mein Gott — was war das? Ihre Augen feuchteten sich . . . Warum weinen?

Man muß sich beherrschen, sagte ihre Schwester Almuth immer; darin läge die ganze Weisheit der Erziehung eingeschlossen. Sie wollte sich auch beherrschen. Aber es war besser, nicht dem Blicke seiner grauen Augen zu begegnen — die befahlen ihrer Seele — — machten sie willenlos — und es war, als höre sie Almuth fest und scharf sagen: Eggenkamp wäre niemals und unter keinen Umständen eine Partie für dich . . . Warum nicht? Gab es noch einmal einen solchen Mann auf der Welt?! Er war der einzige. Und was hatte ihn denn nach Ägypten getrieben?

Wie betörend war es zu ahnen . . . „um meinetwillen kam er".

„Als Ihre Schwester den Prinzen und mich begrüßte, hatte ich durchaus den Eindruck, daß sie völlig überrascht sei. Haben Sie ihr nicht erzählt, daß ich mir erlaubt hatte, Ihnen einige Rosen und ein begrüßendes Wort zu schicken?"

Es lag nicht von fern in seinem Vorsatz, eine Annäherung an dies liebe, schöne und vom Leben in der

Welt noch so unberührte Mädchen mit Heimlichkeiten zu suchen. Er wollte vielmehr offen zeigen, daß er die Hoffnung hege, sich um Barbara bewerben zu dürfen.

„Nein. Ich habe es verschwiegen", sagte sie leise.

„Warum?" fragte er.

Was sollte sie antworten? Ihre Schwester, deren Güte und Fürsorge sie in fast überwältigender Freigebigkeit jeden Tag empfand, verraten, bloßstellen? Aber ihr aufrichtiges und unerfahrenes Herz sagte ihr, daß es doch gar kein Unrecht von Almuth sei, sondern nur eine unbegreifliche Ansicht, wenn sie etwas gegen Eggenkamp habe. Vielleicht gab es da Mißverständnisse, die sich aufklären ließen.

Und dann war sie auch von jenem gebieterischen unerklärlichen Gefühl beherrscht, als gäbe es keine höhere Pflicht als die, wahr gegen ihn zu sein!

„Almuth scheint gegen Sie eingenommen", sprach sie.

„Gegen mich?" fragte er betroffen. Er war gewohnt, daß man ihm mit Wohlwollen entgegenkam. Dazu hatte seine Stellung bei Fritz-Gustav, die offensichtliche Zuneigung dieses lauteren hochgeehrten Prinzen ihm überall noch besonders günstige Vorurteile erweckt.

Er war sich auch einer reinlichen Lebensführung bewußt und im Grunde genommen eine zu wenig bedeutende Persönlichkeit, als daß ihm Feinde hätten erstehen können. Höchstens mochten ihm ein paar dem großherzoglichen Hofe nahestehende jüngere Offiziere seine Adjutantur beim Prinzen neiden. Was aber sollte die Gräfin Lauingen gegen ihn haben?

O doch — da waren allerlei Möglichkeiten — die reihten sich so rasch vor ihn hin, wie nur Gedanken können. Vielleicht sollte auch Barbara eine „große Partie" machen wie die Gräfin selbst. Die Eggenkamps waren Uradel. Und der alte Theodor Fontane hatte einmal mit Recht gesagt: „Junker ist mehr als Graf." Die neue Zeit indes nahm ihre Maßstäbe mehr von Äußerlichkeiten! Glänzen konnten die Eggenkamps nicht.

„Ist es, weil ich arm oder doch sehr bescheiden bemittelt bin?" fragte er.

Barbara errötete. Diese Frage war sehr schmerzlich. Sie erschien ihr wie eine Entweihung der wunderbaren, hoch über allem Irdischen schwebenden Stimmung zwischen ihr und ihm.

„Das glaube ich nicht. Davon verstehe ich nichts. Arm? Ach Gott — Großmama war, ich glaube, nicht reich. — Wir lebten so in zärtlichem Frieden. — Es ist schön, eine Weile viel von der Welt zu sehen und zu tanzen — und Theater. — Aber ich bin ja nur ein Gast in dieser Welt. — Und Almuth spricht zuweilen sonderbare Dinge — als sei auch ihr die Gesellschaft und ihre Stellung eine Last."

„Ich möchte annehmen, daß derlei Äußerungen bei der Gräfin poetische Anwandlungen sind", meinte er vorsichtig.

„Ich bin auch nur arm", fuhr Barbara fort. Der Ton war der eines Kindes, das trösten will. Wie ihn das rührte. Und sie hatte wirklich trösten wollen, so wie man sich an der Gemeinsamkeit eines Schicksals

gern aufrichtet. Und sie wollte ihm auch gleich zu verstehen geben, daß sie sich aus Geld und Glanz nichts mache. Sie erzählte allerlei: wie ihre Mutter eines unbemittelten Generals einzige Tochter gewesen, wie das Majorat nach ihres Vaters Tod an den Schöppener Hochfeldern gekommen ist.

Das alles war dem Manne genau bekannt gewesen. Er hatte aber gedacht, daß vielleicht die reiche ältere Schwester oder der alte Kammerherr dem geliebten Mädchen zu einer Heirat aus Neigung behilflich sein würde, oder daß irgendeine Verpflichtung des Majoratsherrn bestehe, die Töchter der älteren Linie abzufinden.

Er geizte nicht nach Reichtum. Davon hätte er schon viele Male genug erheiraten können. Aber natürlich: leben mußte man — man konnte sich nicht auf ein Kommißvermögen hin in eine Ehe mit Barbara Freiin v. Hochfeldern begeben. Wenn sie nun von ihrer Seite eine sichere Hilfe hätte erwarten können. — Ja, da wär's gegangen. Er hoffte auf eine gute Karriere — auf ein Glück ohne Glanz, aber voll Tiefe. — —

Daß Barbara gar nichts, weder von Onkel Emmich noch von ihrer Schwester Almuth, zu erwarten schien, überraschte ihn doch.

Er sagte vor sich hin mehr als zu ihr in schwerer Betonung:

„Wenn zwischen einer Liebe und mir die Armut als Hindernis stände — ja dann — zöge ich meinen bunten Rock aus — finge irgendwo an, mir ein neues

Leben aufzubauen — vielleicht in den Kolonien. — Aber bis auf solchem Neuland dann ein Haus mit so sicherem Dach feststeht, daß man's wagen darf, ein geliebtes Weib hineinzuführen — das braucht Zeit — viel Zeit."

Sein Ton voll tiefsten Ernstes ließ ihr Herz klopfen. — Welche Traurigkeiten auf einmal. — Noch hatte er ihr nicht mit offenen Worten gesagt: „Ich liebe dich", und schon schien es, als sollten sich zwischen ihm und ihr Hemmnisse aller Art auftürmen.

„Ihren Beruf dürfen Sie niemals aufgeben", brachte sie kaum hörbar hervor. Sie hatte es noch kürzlich von irgend jemand, der es beurteilen konnte, sagen hören: „Der Eggenkamp mit seinen Fähigkeiten und seinen großen Beziehungen macht noch mal 'ne glänzende Karriere; eigentlich war's ein Unrecht vom Großherzog, daß er sich den Eggenkamp aus'm Generalstab rausholte und zu Fritz-Gustavs Adjutanten machte."

Sie schwiegen eine Weile.

An ihnen vorbei zog ununterbrochen der Wirbel von gebrochenen Lichtern, auffunkelnden Juwelen, schwingenden Kleiderfalten, bewegten Gliedern. Und der Raum war erfüllt von den klappenden, flachen und doch seltsam eindringlichen Rhythmen einer aus dem „Mikado" zusammengestellten Musik.

Diesen Gegensatz erhöhte das Unglücksgefühl in Barbara noch. „Nur nicht weinen", dachte sie in dem Wunsch, standhaft zu sein.

Er fuhr aus seinem Nachdenken auf.

„Sie stehen sehr innig mit Ihrer Schwester und Ihrem Schwager?“ fragte er.

Das hatte noch niemand sie gefragt, und zu ihrem eigenen Erstaunen fand sie, daß die Antwort darauf nicht einfach sei.

„Otto kümmert sich wenig um seine Frau, geschweige denn um mich. Er geht ganz in der Politik auf. Er sagt, Deutschlands Zukunft und die Erhaltung des Friedens, von dem es jetzt mehr als je heißt, er sei gefährdet, hängt sozusagen allein von seiner Klugheit ab. Das ist gewiß wahr. — Ich verstehe nichts davon. Almuth lebt viel auf Reisen, mehr eigentlich, als sich mit ihren Repräsentationspflichten verträgt, sagt Onkel Emmich mir manchmal. Auf Reisen ist man wie von selbst immer in Unruhe. Im Sommer, wenn wir auf Hahnenort sind, da ist es schön. Dann kommt auch Chlodwig . . .“

„Chlodwig?“ Aber indem er fragte, fiel's ihm schon ein. Das war der fünfzehn- oder sechzehnjährige Sohn des Botschafterpaares, der in Eton College erzogen wurde.

„Es war ein ungewöhnlich starker Wechsel aller Lebensgewohnheiten für Sie, aus dem stillen großmütterlichen Heim in den Palast der Lauingen versetzt zu werden.“

„Ja. Und so ganz sicher und geheuer ist es mir noch nicht“, vertraute sie ihm an. „Vor allem wird es mir schwer, daß ich beinahe nie Deutsch sprechen kann. Wir haben nur englische Dienerschaft, bis auf den Koch und seinen Gehilfen; die sind Franzosen, die zwei.

— Und sogar mit Almuth muß ich immer Französisch oder Englisch sprechen. Beim Französischen ist es schrecklich mit der Aussprache. Beim Englisch mit der Diktion. Ich habe kein Talent. Da heißt es also: üben — lautlesen — o Gott!"

In dem kräftigen Schlußseufzer fanden sie beide ein wenig von ihrer Heiterkeit wieder.

Und doch — bittere Nebengedanken wollten sich nicht ganz unterdrücken lassen. — Eggenkamp erfuhr da ja nichts Neues. — — Nur englische Dienerschaft in einem deutschen Haus! — Ihm waren auch die Namen einiger schlesischer Magnaten wohlbekannt, auf deren Schlössern man Gewicht darauf legte, englische, nur englische Dienerschaft zu halten.

„Aber ihre erste Kindheit verlebten sie doch in ähnlicher Umwelt", meinte er.

„Ich war ja noch so klein, als Papa noch im Dienst stand — kaum habe ich Erinnerungen daran. Um so weniger, als Mama und Papa sich nach Möglichkeit viel mit mir beschäftigten, ich hatte auch eine deutsche Pflegerin. Mama war so kränklich — konnte das Klima gar nicht vertragen — ich war erst zehn Jahre, als Papa ihretwegen den Abschied nahm. Wir kamen nach Deutschland zurück, eigentlich nur, damit Mama in Harst gesund werden sollte. Aber es war zu spät. Sie starb. Und dann lebten wir sehr still — immer auf Harst. — Bis Papa jenen schrecklichen Sturz vom Pferde tat — das hab' ich Ihnen schon einmal erzählt. Gleich danach kam Almuth. Ich glaube, Papa hatte sie telegraphisch rufen lassen. Da sah ich sie zum

erstenmal. Ich war vierzehn Jahre alt. Almuth hat lange allein an Papas Bett gesessen — nachher hörte ich sie weinen. — Und dann, als es zu Ende war mit Papa, umarmte Almuth mich und sagte, daß die Mutter meiner Mutter die nächsten Ansprüche an mich habe, sollten die aber einmal ihr natürliches Ende finden, dann sei ihr Haus meine Heimat. So habe Papa es bestimmt."

„Ihre Jugend war ernst", sprach er. Sie nickte vor sich hin.

„Ihre Zukunft sollte desto glücklicher sein", fügte er leise hinzu.

In den Falten ihres Kleides, zwischen ihren beiden Stühlen fanden sich ihre Hände. Mit festem Druck umschloß er ihre kalten Finger.

Sie hatte dabei das Gefühl von etwas sehr Schmerzlichem — als sei dieser Händedruck wie ein Abschied von Hoffnungen, die vielleicht zu überwältigend schön für diese Erde gewesen wären, die deshalb gar nicht erst Gestalt annehmen durften.

„Ich bekam auch noch einen Brief von Papa ausgehändigt, Großmama gab ihn mir, als sie wohl dachte, sie könne mal rasch abberufen werden — ihr Herzleiden plagte sie so sehr. — Es war erschütternd, fast unheimlich, die Handschrift eines geliebten Menschen zu sehen, zu fühlen, wie er zu mir sprach — und war doch schon lange stumm und tot."

„Der Brief bestätigte, was Ihre Schwester Ihnen gesagt hatte?"

„Ja. Papa sagte mir, daß ich mit vollem Ver-

trauen mich an Almuth anschließen solle. Was einst zwischen ihnen gestanden, sei vergeben und ausgeglichen. Ich dürfe von Almuth alles annehmen, jede Liebe, jede Güte; immer solle ich nur denken, daß Verhältnisse und Beziehungen möglich seien, in denen der Nehmende eigentlich der Gebende ist."

„Seltsam."

„Gar nicht. Großmama hat es mir genau erklärt. Es ist viel Kummer für meine arme Mama daraus entstanden, daß alle Menschen glaubten, sie habe Almuth aus dem Hause vertrieben. Und Großmama sagte, es habe an Almuth gelegen; diese kehrte sich von vornherein schroff gegen die zweite Frau ihres Vaters, ohne sie überhaupt nur kennenzulernen. Aber Almuth war ja damals erst achtzehn Jahre —", schloß sie entschuldigend. „Vielleicht war sie sehr eifersüchtig auf das Andenken an ihre eigene Mutter!"

So hatte die Gräfin Lauingen etwa eine alte moralische Schuld auszugleichen? Eggenkamp wußte wohl, damit wird es selten genau genommen. Das Gewissen präsentiert keine Rechnungen, auf der die einzelnen Posten säuberlich klar hingeschrieben sind; es begnügt sich mit der allgemeinen Schuldempfindung, die ohnehin meist merkwürdig rasch ins Undeutliche zerfließt. Sicherlich meinte die Gräfin es gut mit der jungen Schwester; neidlos duldete sie auch die holde, eben erblühte Anmut neben der eigenen Spätsommerschönheit. Das wurde sogar bisweilen besprochen und als eine der vielen großzügigen Eigenschaften der Frau anerkannt.

Aber vielleicht war es gerade diese gute Meinung, die Barbara glänzend verheiratet sehen wollte. Vielleicht waren beide, Graf Lauingen wie auch seine Gattin, durchaus nicht willens, ein wenn auch noch so kleines Vermögensopfer zu bringen, um Barbara eine Heirat zu ermöglichen, die den Ansprüchen beider für sie nicht entspräche.

Man mußte abwarten, näher in die Verhältnisse hineinsehen, sich inzwischen schon umtun, auf welchen Wegen man im letzten Notfall sich ein neues Dasein suchen könne . . .

Warten — dem Verstand zuhören — auch von ihm regieren lassen . . . wenn man fühlt, daß die Sehnsucht und die Ungeduld einem in den Adern klopft — wenn man in den geliebten Augen Schmerz und Enttäuschung brennen sieht — wenn man weiß: ihr Herz horcht auf das eine Wort. — —

Schwer — schwer. —

Aber als Mann von Verantwortungsgefühl hieß es: das holde Geschöpf zart und vorsorglich vor zu harten Erregungen bewahren.

So dachte er. Und stand auf — fast, als wolle er sich recken — sich zur Bezwingung in kräftiger Geste zusammenreißen.

Die flache Musik und ihre scharfen Rhythmen endeten, die Töne, die fast einen quäkenden Nebenklang hatten, rissen mit einem auftrumpfenden Akkord ab.

Nebeneinander gingen sie durch die sich trennenden und dem Ausgang zu schlendernden Paare ins Vestibül. Dort wurde es mit einem Schlage ganz voll. Der

„small dance" dieses Abends war mit dem Walzer aus dem „Mikado" zu Ende gegangen. Einige Gäste aus den anderen großen Hotels der Stadt, die ihr Vergnügungsbedürfnis für diesen Abend hierher getragen hatten, nahmen noch einen Kaffee oder eine Limonade. Draußen stand der Portier und beherrschte die Pikkolos, die nach Wagen schrien und den davonfahrenden Gästen in die leichten, offenen Gefährte halfen.

Almuth verabschiedete sich vom Prinzen oder vielmehr er von ihr, ihr die Freiheit gebend zum Zurückzug. Barbara hörte, wie in der Gruppe das Wort wiederholt wurde: Also morgen abend um sieben Uhr im Grillroom bei Shepeard . . . Das lag ihr im Ohr, als sie im Lift zum dritten Stock hinauffuhren. — — Er, er würde mitkommen — sie sollten zusammen in der Mondscheinnacht in diese phantastische, fremde Welt des Todes und der Wüste hinausreiten. — — Almuth hatte es erlaubt!

Aber in den Jubel, der in ihr aufwallen wollte, fiel schon die Erwägung, daß der Prinz den Wunsch ausgesprochen haben könne, an der Partie teilzunehmen — solchem Wunsch durfte eine Weigerung natürlich nicht entgegengesetzt werden.

Onkel Emmich war, kaum, daß man im Lift saß, auf die rote Lederbank des kleinen Fahrgehäuses niedergesunken. Sein Kopf hing sehr vornüber, und seine Augen waren geschlossen. Eine Müdigkeit hatte ihn überwältigt, die er keine Minute länger zu verbergen wußte. Almuth sah es und sah auch den Zug des

Verfalls auf seinem altersbleichen Antlitz. Sie erschrak. War endlich doch die Stunde gekommen, wo die Welt, die bunte, unterhaltsame, die allein die rechte Atmosphäre für diesen Gesellschaftsmenschen gewesen, ihm zu erschöpfend wurde? Kam die Natur und wollte ihr Recht? Würde es nicht geschmackvoller sein, wenn ein so alter Mann in schöner Stille lebte? Almuth wußte wohl: nicht nur seine blinde Liebe zu ihr machten es ihm unmöglich, aus den Sälen Europas zu verschwinden. Eigene Neigung zwang ihn, überall mit dabei zu sein. Irgend jemand hatte einmal in wohlwollendem Spott gesagt: Der Hahnenorter Onkel Emmich stirbt mal im Frack.

Der Lift hielt. Leise streichelte sie die weiße, welke Hand. Er fuhr auf. Lächelte sogleich gütig und höflich und begleitete seine Damen bis an ihre Tür, wo er Almuth die Hand küßte und Barbara flüchtig die Wange tätschelte.

„Darf ich noch mitkommen?" bat Barbara.

„Ich bin sehr müde. Und eben auch ein wenig besorgt, wie uralt und schwach Onkel Emmich aussah", sagte Almuth. — Die Furcht wallte in ihr auf, daß Barbara ihr ein Geständnis zu machen habe. Vielleicht das, daß sie sich mit Eggenkamp verlobte. — Ihr ablehnender Ton rief Bestürzung in Barbara wach — man sah es dem lieben, jungen Gesicht sehr deutlich an. Das tat nun wieder weh. — „Aber komme nur", sprach sie ergeben.

Sie betraten den Raum, in dem viele Stunden vorher Almuth dem Doktor ihr Werk vorgelesen hatte.

Nur die hohe Lampe auf dem Tischchen neben dem arabischen Thronsessel brannte milde unter den gefältelten dünnen Seidenstoffen. Es war eine so ruhevolle Abgeschlossenheit, recht abgestimmt für vertrauliche Aussprachen. Eine solche zu wagen, war auch Barbaras Absicht gewesen. Sie wollte bitten: Laß mich wissen, was du gegen den Mann hast, den ich liebe.

Aber der Ton der älteren Schwester und dann diese ergebene Miene, als füge sie sich in Unausweichliches, nahmen ihr den Mut. Wozu auch fragen. Was Almuth sagen wollte, sagte sie von selbst. Schwieg sie, so war es Vorsatz — den niemand und nichts zerbrach. Plötzlich kam es Barbara zum Bewußtsein, daß ihre Schwester, trotz aller Lebhaftigkeit im Erfassen der Umwelt, von einer gewissen Undurchdringlichkeit umgeben sei.

Und hieraus erwuchs ihr in jähem Aufwallen ein todtrauriges Gefühl von Verlassenheit.

Anstatt zu sprechen, fiel sie Almuth um den Hals und weinte. —

Die Tränen, die Jugend weint, wenn sie denkt, daß alles verloren ist, während zugleich in der Fülle seliger Hoffnungen das Herz sich kaum zu fassen weiß. Die schmerzlichsten Tränen, die sättigendsten, beglückendsten Tränen, mit denen die Klage, die Zärtlichkeit und die Geständnisse entströmen, für die Worte nicht ausreichen . . .

Still hielt die ältere Schwester das junge, leidenschaftlich weinende Geschöpf in ihren Armen. Sie ver-

stand, was diese Tränen sagten. Wer sie weinen durfte! Solch reines, süßes Unglück, so wehevolles Glück in sich erleben. — —

„Wenn ich ihr schenken könnte, was ihr Herz will!" dachte sie. „Gerade ihr, ihr. — Wie ich es unserem Vater versprach — gutmachen — sie behüten vor Leid!"

Und auch in ihr Auge trat eine Träne.

„Nun geh' schlafen", sagte sie sanft.

Barbara hob das Gesicht und sah die Schwester an — diese Milde des Tones hatte sie noch nie gehört.

Und nun sah sie in ein feuchtes Auge. — Und ein Blick voll Leid begegnete dem ihren.

„Almuth," flüsterte sie, „du — du bist nicht glücklich . . ."

Da veränderte sich der Blick und wurde ganz ausdruckslos.

„Wie kommst du auf so törichte Gedanken", sagte sie. „Gute Nacht."

Der Doktor N. Arvad fand es angebrachter, das Manuskript schon am anderen Vormittag an die Gräfin Lauingen zurückzuschicken und seine Beurteilung dabei zu schreiben.

Er sagte auf dem Briefbogen:

„Gnädigste Gräfin wollen anbei, mit warmem Dank für mir geschenktes Vertrauen, die Handschrift zurückempfangen. Ich erhoffe die Gelegenheit, mündlich Form und Gehalt der Dichtung besprechen zu können. Die sprachliche Fassung bedürfte an manchen Stellen der größeren Klarheit; aber andererseits fällt gerade in der Sprache oft ein sehr starker und ganz eigener Klang auf. Das Ganze spricht zum Leser als Offenbarung einer leidenschaftlich ringenden, hochstrebenden Seele.

Zu einer Veröffentlichung nach erfolgter Überarbeitung würde ich raten. Erst dem gedruckten Kind seiner Muse steht der Schaffende in der Selbstkritik gegenüber, die allein ihn fördern und zur sicheren Gestaltung künftiger Schöpfungen führen kann.

Ich küsse Euer Exzellenz die Hand

Gehorsamst

N. Arvad."

Als er sich später auf den Straßenbummel begab und seinen Weg nach den Basaren des Chan Chalil nahm, begegnete ihm gleich vorn in der Muski eine Equipage. Die konnte nur im Schritt vorwärts kommen. In der engen Gasse, zwischen den lückenlos aneinandergedrängten Läden, quirlte der Strom des Straßenlebens in bunter Dichtigkeit. Eseltreiber, den weißen Schal turbanartig um ihr rotes Käppchen gewunden, im blauen langen Gewand, peitschten ihre Tiere vor sich her. Würdige Männer, graubärtig, mit imposantem Turban auf dem Haupt, schritten stolz; ihr Überwurf von dunklem Tuch blähte sich wallend im Schreiten und zeigte den hellen Kaftan von gestreifter Leinenseide. — Mit nackten, dürren Beinen wanden sich Fellachenjungen, ihren sackartigen, vollen Korb aus Mattengeflecht auf dem Haupt oder der Schulter tragend, durch das Gewühl. Frauen, mit der Burko verschleiert, die ihnen von den unteren Augenlidern ab bis fast auf die Füße herabhing, Haupt und Gestalt mit dem schwarzen Stoff der Habara umhüllt, trugen ein Kind auf ihrer linken Schulter, in ruhevoll aufrechter Haltung sich vorwärts bewegend. Herren in modischen europäischen Straßenanzügen, den roten Fes auf dem Haupte, gingen mit ganz unorientalischer Eile ihren Geschäften nach. Ein Wasserträger, in einen verblichenen, einstmals pomphaft gewesenen Türkenanzug gekleidet, zog gebückt einher, den gefüllten Ziegenbalg auf dem Rücken, unaufhörlich Wasser mit Süßholz gemischt ausrufend. Europäer aller Nationen ließen sich drängen, standen und guckten.

Chaotischer Lärm erfüllte diesen Straßenschlauch, kein besonderer Ton überschrie die anderen Töne, alle waren vermählt zu einem Gebrause, das nicht einen Augenblick seinen Atem anhielt. Wie alle Farben von dem gewaltigen Sonnenlicht, das in Strömen auf die Musik niederflutete, zu einer wunderbaren Harmonie vereint waren.

Jetzt mußte die Equipage einige Minuten halten. Hoch auf ihrem Bock thronten Kutscher und Kawasse in goldbestickten dunkelbraunen Jacken, sie trugen einen dunkelblauen Fes, und im Gürtel des Kawassen steckten die mächtigen Pistolen, die er als Schutzbedienter einer Gesandtschaft zu tragen berechtigt war. Zwei wundervolle arabische Schimmel mit rosigen Nüstern und von graziösem Gliederbau ließen sich kaum zum Halten zügeln. Als Doktor N. Arvad sich im Gewühl an diesem anspruchsvollen Fuhrwerk vorbeischob, sah er die Gräfin Lauingen. Sie saß rechts von einer älteren Dame auf dem Vordersitz. Ihr gegenüber Barbara in all ihrer Mädchenanmut, die auch der Doktor als etwas Seltenes und Kostbares bewunderte, so objektiv, wie man bewundert, was ganz außerhalb der eigenen Wünsche und Erreichbarkeit liegt.

Mit raschem Blick erfaßte er, daß die Gräfin in einem weißen Paletot mit einem großen Hut ungemein jung und voller Grazie erschien. Die andere Dame neben ihr, eine ältliche kleine Brünette, konnte gar nicht hoffen, neben soviel heiterer Lebensfülle bemerkt zu werden.

Barbara war es, die ihn erkannte und seinen Gruß

erwiderte. Er sah noch, daß eine Geste von ihr die Schwester auf ihn aufmerksam machte, und spürte mehr, als daß er's noch wirklich hätte sehen können, wie lebhaft sich diese dann nach ihm umwandte.

Von der Muski aus bog er nun ab in das Gewirr all der Engpässe des Chan Chalil, wo der Orient seine Teppiche und Schals, seine Perlen und Juwelen, seine roten Lederpantoffeln und seine Waffen ausbreitete, wo ineinandergesetzte Messingkübel in ihrem milden Glanz sich neben Borden voll eingelegter Bronzearbeiten und silbernen Geräts zu kleinen Säulen türmten. Die Luft zwischen diesen Anhäufungen von Waren war beklemmend, die Gerüche ihrer Herkunft umschwebten sie noch; aus dem überengen, überbevölkerten Stadtteil, der den Basar umschloß, kam der Dunst von Menschen, Eseln, Koriander und anderen Gewürzen herein.

Es hatte in der Absicht des Doktors gelegen, einen Teppich zu kaufen. Er war Kenner und brauchte keinen Betrug zu fürchten. Aber natürlich: volle Sammlung gehörte dazu — und er stellte rasch bei sich fest, daß die ihm fehlte.

Wie ihn das verstimmte. War am Ende doch diese Dame im weißen Mantel und großen Hut daran schuld?

Er dachte über sie nach. Durfte er sie als eine von jenen wunderlich reichen Naturen einschätzen, die aus jedem Erlebnis herauf, und sei es noch so schwer, sich zu einer neuen Jugend emporentwickeln? Denn je mehr er über sie nachdachte, desto sicherer ward es ihm: sie hatte Schweres erlebt oder trug noch daran. Der ge-

wohnten Umwelt kann man viel verbergen, was dem neu hinzukommenden Scharfsichtigen rasch erkennbar wird. — Wie der Hausarzt zuletzt die Sicherheit der Diagnose verliert und den Blick für das, was in den Zügen des Patienten geschrieben steht.

War sie von jenen, denen der Kampf mit dem Leben zugleich der Sieg über die eigene Vergänglichkeit zu werden scheint, bis zu jener äußersten Grenze, die auch der stärksten Erneuerungskraft ein Ende setzt?

Vor der Auslage der nächsten Juwelenhandlung blieb er stehen. Aus altem Interesse. Er war doch zwischen dem Handel mit Juwelen und ihrer künstlerischen Verarbeitung aufgewachsen. Sein Blick wurde von einem Aquamarin festgehalten. Für sich allein lag er zwischen den kleinen Achat- und Onyxschälchen voll ungefaßter Rubine. Dieser schön geschliffene Stein von der Farbe klaren Meerwassers entzückte ihn. Keine ganz edlen Steine, die Aquamarine — aber von der Mode im Range erhoben.

Der Juwelenhändler sah den aufmerksamen Fremden. Von der Schwelle seines Magazins kam er heraus an den flachen Glaskasten der Auslage. Unversehens fand der Doktor sich in ein Gespräch über diesen Stein verwickelt, hielt ihn in der Hand und erkannte seine tadellose Reinheit. Fast ohne zu handeln, bezahlte er den Preis.

Was für ein sinnloser Einkauf, dachte er, sich selbst verspottend.

Was in aller Welt wollte er mit diesem großen Stein anfangen, den man sich etwa als Anhänger, mit

Brillanten umfaßt, an einem Frauenhals denken, aber zu keinerlei anderem Zweck verwerten konnte.

Beim Lunch im Hotel blieb der Tisch der Gräfin Lauingen leer. „Irgendwo eingeladen", dachte er. Sie hatte es ihm ja gesagt, daß sie sich fast niemals als freie Herrin ihrer Zeit betrachten könne. Immer hieß es nach allen Richtungen hin Liebenswürdigkeit ausgeben, als sei das eine kleine Scheidemünze, ohne die eine Handelsfrau nicht auskommt. Eine Diplomatengattin hat sozusagen für Rechnung des Reiches, das sie vertreten hilft, bezaubernd die Welt anzulächeln. Das bringen die Verpflichtungen des Herrn Gemahls so mit sich.

Und ein Gefühl von köstlicher Freiheit gab ihm eine hochmütige Aufwallung. Gottlob, er konnte ablehnend, unliebenswürdig sein gegen Dinge und Menschen, die ihm nicht in seine Geistes- und Empfindungszone paßten.

Die folgenden Stunden brachte er als pflichtgetreuer Reisender hin. Den königlichen Genuß, die Sphinx in voller Einsamkeit und den Mondschein still die Pyramiden silbern umspinnen zu sehen, konnte man nicht haben. So nahm er denn mit kühlen Blicken die Bilder in sich auf, schon auf der Fahrt hinaus durch das rasselnde Gleiten der Straßenbahn geärgert, die in der Allee aus Lebachbäumen dahinfuhr, als sei hier die Leipziger Straße.

Er sah in brennender Glut und mit scharfen Schlagschatten auf dem höckerigen, von fahl gelblichem Wüstensand gepulverten Boden die Pyramiden von Gizeh und

die Sphinx vor dem unendlichen Hintergrund eines Himmels, dessen Bläue so gleißte, als sei er mit frischer Oelfarbe bestrichen. Aber er sah vor allem die putzigen Gruppen von Kamelreitern und -reiterinnen, die an der Endstation der Straßenbahn dieses dekorative Viehzeug bestiegen hatten, um doch einmal im Leben das biblische, legendenumzauberte Pläsier eines Kamelrittes gehabt zu haben. Er sah andere Reisende dumm und gläubig den Erklärungen zuhören, die ihr Führer in miserablem Französisch abgab. Er schlug mit dem Stock nach einem jungen Kerl im langen blauen Kittel, der unentrinnbar neben ihm herlief und immerfort sich als Führer anbot unter dem flehentlichen Anruf: Musiö mon Ami . . .

Von dieser Welt der Entweihung sehr verärgert, kehrte er zu seinem Wagen zurück, den er vor dem Mena House Hotel, gegenüber dem Weg zum Gelände der Pyramiden, hatte warten lassen. Gerade als er einsteigen wollte, sah er ein Paar. Der Mann, blondbärtig und bebrillt, schritt mit sachlichem Ernst fürbaß; die Frau neben ihm, ebenso ernst, hielt den Baedeker — beide trugen dunkelgrüne Filzhütchen mit einem Gemsbart hinten im Hutband, sie waren in Lodenanzüge gekleidet, und auf ihrem Rücken lasteten Rucksäcke. In die braungraue Nützlichkeit dieser Anzüge setzte der rote Umschlag des Baedekers einen munteren Farbenton. „Bekenne, daß du ein Deutscher bist!" dachte der Doktor in der Reminiszenz an einen kürzlich irgendwo gelesenen patriotischen Aufruf. „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an — aber tue es unbedingt

im Lodenmantel und Rucksack, auch wenn du in Aegypten bist." Er bemerkte, daß Vorübergehende sich anstießen und auf das ernsthafte Paar einander aufmerksam machten. Er hörte ein mokant kicherndes „Germans". Da nahm plötzlich in ihm etwas Partei für die zwei Sachlichen. Wahrscheinlich waren es hochgebildete Menschen, hatten vielleicht lange gespart, um sich einen idealen Wunsch zu erfüllen, mußten es sich mit Wäsche, Kleidung und Essen so billig wie möglich einrichten. Und standen vielleicht mit heißem Glück nun in der Erfüllung ihrer Träume — gewannen poetische Eindrücke, historische Erkenntnisse, inbrünstige Erinnerungen, von denen all die andern Besucher dieser Wüstenschaubude nichts ahnten. Sie, die zwei Sachlichen, brachten sich und ihre Innenwelt mit und bauten um dies Stück Vergangenheit Wände, die ihnen alle Störungen fernhielten — — ja — — „Germans!"

Er fuhr ins Hotel zurück. Mit der raschen Geste, die der Orient ihm gibt, warf der Abend seine schwarzen Schleier über Nähe und Ferne. Es war noch allerlei zu tun, bevor der Doktor sich zum Stelldichein bei Shepeard begeben konnte. Sein Entschluß, am andern Morgen früh den Zug nach Luxor zu nehmen, stand fest. Im Bureau des Hotels mußte schon seine Fahrkarte liegen. Es hieß auch dies und jenes wieder einzupacken. Als er sein Zimmer betrat und das Licht aufdrehte, sah er ein kleines Paket auf seinem Tisch. Die sehr großen Buchstaben der Aufschrift ließen ihn sogleich die Handschrift der Gräfin Almuth erkennen. Von einer leisen Furcht und Verstimmung beschlichen, öffnete

er. Da lag das kleine Buch vor ihm mit dem silbergrauen Lederumschlag, darauf oben in der rechten Ecke ein A in Saphiren und Brillantsplitterchen eingelegt war. Ein Blatt fiel heraus.

„Hochverehrter Herr Doktor! Ihr Urteil hat mich beglückt, und ich werde Ihre Ratschläge befolgen. Nun setze ich eine Unbescheidenheit auf die andere. Nehmen Sie, bitte, meine Gedichte mit nach Luxor. Zwischen Tee und Dinner gibt es gerade in Aegypten Stunden, die man gar nicht anders hinzubringen weiß als mit Lesen und Briefeschreiben. Vielleicht finden Sie eine von solchen Stunden einmal ganz frei, so daß Sie sie zu beiden Betätigungen mir widmen möchten. Das Büchlein geben Sie mir zurück, wenn Sie wiederkommen, oder wenn wir, was möglich ist, uns in Luxor oder Assuan bald treffen. — Auf Wiedersehen 7 Uhr! Ihre Almuth Lauingen."

Das war doch geradezu unerlaubt. Einen Mann von seinem außerordentlichen Ansehen, der ausgesprochenermaßen der Tinte und aller Literatur hatte auf wenig Wochen entfliehen wollen, so dringlich in Anspruch zu nehmen! Aber der Anblick des wunderfeinen Büchleins entwaffnete ihn. Er nahm es in die Hand. Er kannte das Vergnügen des Betastens ästhetisch schöner Gegenstände. Dann schlug er es sorgsam wieder in das Seidenpapier, nahm seinen köstlichen Aquamarin, der in Watte eingewickelt war, und packte beides zusammen in den Lederkasten, der seine Krawatten bewahrte. „So kommt ein harmloses Reisegepäck zu romantischen Zutaten", dachte er.

Punkt sieben Uhr betrat er Shepeards Hotel. In der großen, mit prächtigen Teppichen belegten und auch an den Wänden stilvoll ausgeputzten Halle fand er schon einen Teil der Gesellschaft vor. Ziemlich inmitten des Raumes, wo ein Tischchen den Mittelpunkt eines Kreises von bequemen Peddingrohrsesseln bildete, lehnten in den Stühlen Onkel Emmich, der verengländerte Spanier Gueveda y Mackos und seine engelhafte Frau. Diese, in einer weißen Bluse und einem sandfarbenen Rock, mit einem aufgeschlagenen dunklen Strohhut, erschien nur noch als Karikatur der Rossettischen Idealgestalten — sie bedurfte offenbar der stilisierten Kleidung, um ihrer Person den sphärenhaften Zauber zu geben, den ihre Freunde ihr zuerkannten. Die Gräfin und ihre junge Schwester sprachen im Hintergrund mit Bekannten, von denen sie sich nun lösten, um sich den Freunden zu widmen. Auch sie waren für den vorhabenden Ritt zweckmäßig gekleidet, die hellen Blusen, die strengen Röcke gaben ihnen etwas Unternehmendes. Beide trugen einfache Matrosenhüte. Heute hätte kein Zuschauer sie anders als für Schwestern eingeschätzt.

Der Doktor erfuhr, daß man noch den Prinzen Fritz-Gustav und seinen Adjutanten, den Oberleutnant von Eggenkamp, erwarte. May Gueveda erzählte mit dem Augenaufschlag inbrünstiger Entzückung, daß sie heute Seine Hoheit im Museum getroffen hätten und daß er bezaubernd gewesen sei. Sie fand, als Engländerin, alle Prinzen hinreißend. Almuth Lauingen nahm die Erscheinung des Doktors unter ihren prüfenden

Blick. Der hellgraue Sportanzug ließ keinerlei Einwand aufkommen. Und dennoch war's ihr, als trüge er eine Verkleidung. Der dunkle Nachmittagsanzug, der abendliche Frack schienen ihm gemäßer.

„Wie ist es mit dem Reiten?" fragte Onkel Emmich. „Was mich anbetrifft: Die Zeit ist hin, wo Bertha spann —"

„Esel flößen mir ein unüberwindliches Vorurteil ein", sagte der Doktor. „Aber der Befehl der Gräfin zwingt mich heute, einen zu besteigen. Ich bin ein leidenschaftlicher Reiter, besitze ein schönes Tier — Trakehner — vierjährig — jeden Morgen, wenn es das Wetter irgend erlaubt, beginn ich mein Tagewerk mit einem Ritt durch den Tiergarten."

„Die ägyptischen Esel beschämen durch Feuer und Lenksamkeit ihre europäischen Genossen", versicherte Almuth.

Onkel Emmich meinte, da er somit seine Gesellschaft dem Doktor nicht anzubieten brauche, werde er nach dem Essen ins Hotel zurückkehren und sich mit dem Prinzen Bobby zu einer halben Flasche Gießhübler hinsetzen. —

Jetzt zeigte sich Prinz Fritz-Gustav und sein Adjutant. Der Doktor beobachtete Almuth Lauingen. — Heute blieb sie vollkommen unbefangen beim Anblick dieses blonden, sonnverbrannten Offiziers. Sie war ja auch vorbereitet. — Aber gleich danach sah er, wie die übrigen Anwesenden es auch sahen, daß Barbara von Glut überflogen wurde, als Eggenkamp ihr die Hand reichte. Und sein Gesicht zeigte einen fast feierlichen Ausdruck. — Zwei junge Menschen also, die

durchaus nicht imstande waren, einander unbefangen zu begegnen. Und in dieser Gesellschaft war man doch wohl gewöhnt, seine Empfindungen zu verhüllen. Waren sie so ganz verliebt ineinander? So völlig blind für die Welt, daß sie nur ihn, er nur sie sah? Aber solches Zueinanderstreben junger Liebe vorausgesetzt: weshalb erschrak denn die Gräfin so beim Auftauchen dieses Oberleutnants, den eine persönliche Atmosphäre von männlicher Unantastbarkeit umgab? Was mochten da für Zusammenhänge sein? Er war aber nicht mehr in der Lage zu beobachten. Er wurde dem Prinzen vorgestellt, der freimütig und mit Freundlichkeit ihm gleich erzählte, daß er wohl den Autornamen „Doktor R. Arvad" zuweilen gesehen habe; allein es sei ein wenig Prinzenschicksal, immer nur bestimmte Ausschnitte aus Leben und Literatur kennenzulernen; wenn dann eines Tages der Wunsch und Wille zu einem allgemeinen Ueberblick erwache, tappe man zunächst unsicher umher. So müsse der Doktor verzeihen, daß er noch nichts von ihm kenne, und er bäte um einen kleinen Wink, von wo aus er am besten sich dem Schaffen des Doktors nähere. Arvad bat um die Erlaubnis, dem Adjutanten einen Band schicken zu dürfen, in welchem er eine Reihe historischer Charakterköpfe psychologisch zu zergliedern versucht habe. Fritz-Gustav nahm dies Anerbieten mit einem Dank an, der aufrichtig schien.

Erlton, der Mann der Kammerfrau Kitty Erlton, kam und verneigte sich aus mäßiger Entfernung mit beredtem Blick vor der Gräfin. Also man konnte zu

Tisch gehen. Das tat man in der zwanglosesten Art. Im Grillroom hatte Erlton eine Ecke für die kleine Gesellschaft von acht Personen vorbereiten lassen. Er trug einen braunen Sakkoanzug, allein allerlei kleine Anzeichen ließen unschwer in ihm den Inkognitokammerdiener eines großen Hauses erkennen. In seinem glattrasierten Gesicht fiel ein Mund auf, der unter sehr langer Oberlippe sich fast nur wie eine dünne Furche quer hinzog, so schmallippig und so festgeschlossen war er. Das Auge dieses Mannes wirkte auffallend blaß, machte den Blick gleichsam undeutlich. Er besorgte die Bedienung unmittelbar am Tisch und ließ nur zum Tellerwechsel gelegentlich die Kellner heran; auf diese Weise sicherte er den Herrschaften die Zwanglosigkeit ihrer Unterhaltung. Man aß sehr einfach und trank ungemein mäßig. Die Stimmung war munter. Onkel Emmich fühlte sich von größten Sorgen befreit, als er sah, wieviel Gefallen Fritz-Gustav an der Unterhaltung des Doktors fand. Es war ja doch gewagt gewesen — Almuth und Marcello Gueveda erzählten sich Späße aus ihrer Kindheit, über die May Gueveda glückselig kicherte. Dabei glitt Almuths Blick, gegen ihren Vorsatz, doch manchmal hinüber zu Barbara und Eggenkamp. Wovon diese beiden wohl miteinander sprachen? Jedes Wort hätte jedermann hören können, so schlicht, so naheliegend war es. Und doch würde Almuth gerade durch das, was sie sprachen, sehr erregt worden sein.

Barbara fragte nach seiner Heimat und seiner Mutter. Nichts konnte ihm wohler tun, als von diesen ihm heiligen Dingen zu sprechen. Die Mutter näherte sich

ihrem sechzigsten Jahr. Frisch und tapfer stand sie noch aller Arbeit vor, wie es einer deutschen Landwirtsfrau Pflicht ist, die eine Scholle zu behaupten hat, auf der viele, viele Generationen der Familie gesessen, und die sie, die jung Witwe Gewordene, aus allerlei Gefahren zu retten hatte — Gefahren, die die bösen und bekannten Namen trugen: Hypotheken, Mißernten, Viehseuchen. Allein es war geglückt. Einmal kam helfend eine kleine Erbschaft vom mütterlichen Großvater dazu. Schuldenfrei war Eggenkamp. Man war und man lebte bescheiden auf Eggenkamp. Aber man hielt auf die reine Ehre des uralten Namens desto strenger, weil ja er, nur er den Glanz der Familie bedeutete. Nun stand schon seit einigen Jahren sein Bruder Johann der Mutter bei, der einmal Eggenkamp übernehmen solle und der sich tüchtig in der Wirtschaft bei namhaften Gutsbesitzern umgesehen habe, um zu lernen. Allmählich müsse aber auch Johann daran denken zu heiraten. Einige Andeutungen in seinen und der Mutter letzten Briefen ließen der Vermutung Raum, daß sein Herz von bestimmten Wünschen bewegt sei. Es schienen aber ernste Hemmnisse vorhanden.

„Ach", sagte Barbara mit heißer Anteilnahme und bedrückt von den unklaren Hemmungen, die sich auch ihrem eigenen Glück in den Weg zu stellen schienen, „es gibt soviel Grausamkeiten in der Welt . . ."

Diese allgemeine melancholische Feststellung ließ ihn einige Augenblicke verstummen. Dann sprach er weiter von der Geschichte seines Hauses, von der friedlichen, reich gegliederten Landschaft und dem wunderhübschen

kleinen Hafen von Neustadt, in dessen Nähe Eggenkamp lag. Und Barbara beschloß bei sich, morgen im Lesezimmer des Hotels einen Atlas zu suchen, um nachzusehen, wo denn dieses Neustadt liege.

Er sprach so deutlich wie nur ein Mensch kann, der das, was er schilderte, lebendig im Herzen trägt. Barbara sah förmlich die grauhaarige, etwas magere Frau mit den entschlossenen, raschen Bewegungen und den gesunden Farben. Ihr war, als blickten die blauen Augen der Frau sie prüfend an. „Bist du auch würdig, meines Sohnes Frau zu werden?" Sie hätte sich dieser Frau in die Arme werfen und ihr klagen mögen, daß sie ja gar keine Hoffnung habe, jemals seine Frau zu werden.

Der Prinz fragte, ob jemand Nachrichten aus Algeciras habe. Ja, Gueveda hatte eine Depesche gehabt, ein Vetter von ihm meldete den schwierigen und langsamen Gang der Verhandlungen. Auch Barbara und Eggenkamp horchten auf.

„Gräßlich," sagte Onkel Emmich voll Mitgefühl, „wenn ich mir denke, ich sollte Wochen und Wochen in dem gottverlassenen Nest braten! Gegenüber der Fels von Gibraltar wirkt als Windschirm. Die Sonne glöst den ganzen Tag. Europäischer Komfort ist da was Sagenhaftes. — Und keinerlei Abwechslung . . . Ich hab's mal gesehen — so 'n flaches, weißes Häusergewürfel, dazwischen ein paar grüne Bäume; Hintergrund und Seitenkulissen sanfte graue Felsen. — Als ich die Prinzessin Martha auf ihrer Jachtreise im Mittelmeer zu begleiten hatte, segelten wir mal in die kleine

Bucht hinein. Ach Gott — damals war die Staufenkracht Hofdame der Prinzessin, und aus Verzweiflung verliebte ich mich beinahe in sie — ich meine in die Staufenkracht. — Es war nämlich viel, sehr viel Natur zu konsumieren auf der Reise. Na, da baut man sich dann fast mit Gewalt so 'n kleinen Flirt zurecht. — Die Prinzessin hätte es auch gern gesehen. Ich kam noch eben am Verlobungsring vorbei. Ja — ja — man hört ein Städtchen nennen oder einen Namen, an den man nie mehr dachte, und ein Albumblatt der Erinnerung schlägt auf . . . ." Er war es so gewohnt, „zu unterhalten", jedes Thema mit harmlosem Geplauder recht auszuspinnen, denn er hatte viel, sehr viel mit Menschen verkehren müssen, die selbst nichts zu sagen wußten.

„Spanien sollte uns dankbar sein, daß wir ihm seine Kastanien aus dem Feuer holen", meinte der Prinz.

„Dankbar, Hoheit? Gibt's das in der Politik? Alles was Frankreich und Deutschland vorher verhandelt hatten, war — —", hier lächelte Gueveda Almuth an und brauchte den deutschen Ausdruck „für die Katz." Dann fuhr er auf englisch fort (die sechs Deutschen sprachen aus Rücksicht auf das spanisch-englische Ehepaar in der Sprache der Frau): „Nun will Frankreich ja doch die Leitung der marokkanischen Polizei und eine bevorzugte Stellung in der Marokkanischen Bank. Wir Spanier sollen bloß zum schönen Schein ein wenig an der Hafenpolizei teilnehmen . ."

„Wenn wir klug und stark aufträten, könnten wir viel erreichen", sagte der Doktor. „Frankreich kann da

in eine Zwickmühle kommen. Es kann vor die Alternative gestellt werden, alle marokkanischen Ansprüche aufzugeben oder sich Marokko zu erobern — was kein billiges und einfaches Geschäft wäre und in einem Augenblick, wo die Spannung zwischen Frankreich und Deutschland scharf gespannt ist, mehr als gewagt. Alle sind gegen uns. Auch daraus läßt sich Vorteil ziehen, wenn man kühn und kraftvoll auftritt."

„Unser Talent, uns zu verbeugen, läßt uns nie in Stich", bemerkte Eggenkamp bitter.

„Otto meinte in seinem Brief, den ich vorgestern erhielt und der gleich nach Eröffnung der Konferenz geschrieben ist, es würde bestimmt gelingen, die Spannung zu lösen, ohne jede Gefahr für den Frieden. Er meinte, warum wir denn eigentlich nicht Marokko an Frankreich preisgeben wollten; das würde Frankreich schmeicheln, und andererseits könne man gewiß sein, daß Frankreich gar nicht fähig sei, Marokko wirtschaftlich auszunützen; dazu fehle ihm die Kraft. Natürlich würde Frankreich alle Deutschen dort vom Wettbewerb ausschließen. Daß das geschehe, sei auch der geheime Wunsch aller Großmächte, dem wir uns schließlich doch fügen würden; sie fürchten das in der Bevölkerungszahl zurückgehende Frankreich nicht, wohl aber uns. Dagegen könnten wir doch nichts machen, und es sei am besten, nachzugeben, einzulenken. Die Hauptsache sei, daß der Friede nicht erschüttert werde und daß wir England nicht reizen."

„Sonderbare Folgerung von Seiner Exzellenz", sagte der Doktor; „man muß im Gegenteil hoffen, daß

es der deutschen Diplomatie gelingt, dem deutschen Handel eine gerechte Stellung zu sichern."

„Unser Bundesgenosse Italien wird uns darin ja beistehen. Ich denke, man überläßt das alles der Energie des Fürsten Bülow", meinte tröstend Onkel Emmich, womit er das ihm immer lästige Thema, die Politik, für dieses Mal abzuschließen hoffte.

„Italien!" lachte Gueveda belustigt auf.

„Energie des Fürsten Bülow?" fragte Eggenkamp. „Er wird konziliant lächeln, wenn Italien mit unsern Gegnern zusammensteckt."

„Wenn man nur wüßte, weshalb alle immer gegen uns sind!" äußerte der Prinz traurig. „Es ist ja wahr, S. M. fordert manchmal die andern Dynastien und Regierungen etwas heraus. — Und die drei Stunden in Marokko vorigen März sind keine kluge Visite gewesen, meint Papa — wenn S. M. so 'ne Geste macht, muß 'ne Tat hinterherkommen. — In der Regierung hat es auch an politischen Schnitzern nicht gefehlt — aber . . ."

Da der Prinz den Satz nicht vollendete und ersichtlich irgendeinen Zuspruch erwartete, erlaubte der Doktor N. Arvard sich einen kleinen Vortrag. Er sprach von dem Wachstum Deutschlands, das alle Nationen nahezu bestürzt habe; von der immer höher wachsenden Blüte unserer Industrie, der Riesenzahl unserer Patente, dem Erwerbe der Kolonien. Jedermann in der Welt habe von uns erwartet, wir blieben ewig die tiefdenkenden Erdenfremdlinge, nun blicke die Konkurrenz auf uns mit Furcht, und unsere Erfolge züchteten

Neid. Man solle nur einmal alle die uns so schroff entgegenarbeitenden Männer fragen, wie sie Deutschland einschätzen. Niemand würde antworten: als das Land des Fleißes, der Erfindungen, der Sparsamkeit, der Tatkraft; jedermann würde sagen: als das Land der Philosophen und Dichter. So empört seien sie über unsere Erfolge, daß sie sie nicht einmal beim Namen nennten."

„Denn", schloß er, „es gibt noch ein mächtigeres Mittel als die Verleumdung: das Totschweigen. Die Kunst, womit die Staatsmänner der Großmächte in kluger Abwechslung mit beiden gegen uns arbeiten, ist geradezu ein Phänomen von politischer Kunst."

„Lüge ist furchtbar," sagte der Prinz, „Lüge im Wort, Lüge im Schweigen."

„Ich glaube, wir verdammen die Lüge nicht aus Moral, sondern weil sie uns die Sicherheiten des Lebens in den großen wie in den persönlichen Beziehungen gefährdet", stellte der Doktor fest.

Almuths Blick weitete sich. Sie starrte den Sprecher an, als habe er ihr diese Wahrheit gesagt. Er fühlte, daß sie ihn ansah — ihre Blicke trafen sich. Sie zwang sich ein unbefangenes Lächeln ab.

„Nehmen wir noch einen Kaffee und eine Zigarette in der Halle — ich denke, dann wird Erlton die Esel bereithaben", schlug sie vor.

Sie war sehr bleich.

„Kind," sagte Onkel Emmich besorgt, „es war zu viel heut für dich. Erst allerlei Moscheen mit Lady

Redhill, dann der entzückende Lunch bei Max, nachmittags der Tee bei unserer Gesandtin . . . fahr mit mir nach Haus, wenn Seine Hoheit es gnädigst gestattet. Barbara ist ja glänzend behütet: Seine Hoheit vor allem — Marcello und May — da ist auch Eggenkamp und unser Doktor . . . ."

„Ach nein," lehnte sie nervös ab, „den Betrieb bin ich ja gewöhnt . . . Ich fühle mich sehr wohl." Und sie setzte mit ihrem aufrichtig wirkenden, bezwingenden Lächeln hinzu: „Das Opfer, auf den Ritt mit Hoheit zu verzichten, nur um deine Grillen zu beschwichtigen, kannst du nicht von mir verlangen."

Diese Antwort war durchaus im höfischen Rahmen, und Onkel Emmich sah ein, sie müsse natürlich mitreiten, selbst wenn ihr miserabel zumute sei.

Nachdem Eggenkamp und Gueveda beide dem alten Herrn, der unsicher in den Beinen schien, in den Wagen geholfen, machte sich die Gesellschaft beritten mit all dem Humor, den die Benutzung grotesker Reittiere auszulösen pflegt. Sie bildeten eine große Gruppe. Voran trabte ein berittener Führer. Neben jedem Reiter lief noch ein Araber her mit braunen Knochenbeinen, im halblangen flatternden Gewand, eine mehr oder minder turbanähnliche Bedeckung auf dem Kopfe. Erlton folgte den Herrschaften.

Mit einem freundlichen Wort hatte der Prinz den Doktor an Almuths andere Seite genötigt, als man sich in Bewegung setzte. Seine Gefühlsfeinheit wünschte, daß die Gräfin durch seine Gegenwart nicht in der Verfolgung ihrer Zwecke behindert werden solle, und er hatte

verstanden, daß sie sich den Doktor zu gewinnen wünsche, sei es als kritischen Berater in der Stille, sei es als Schrittmacher bei geplanten Veröffentlichungen.

Eine Unterhaltung war nicht möglich. Die rasch und sehr stoßend trabenden Tiere forderten alle Aufmerksamkeit ihrer Reiter. Die Ordnung, in der man abgeritten war, löste sich bald; man ritt zu zweien, zu dreien beisammen oder auch einzeln, wie es der Laune der Esel und der ihrer Treiber gefiel. Einmal fand der Doktor sich minutenlang neben Gueveda. Die Enge der Straße, der man folgte, nötigte eine Weile zum Schritt. Vom Eselrücken aus sah man in arabische Kaffeehäuser hinein, in einem rötlichen Dämmer lag immer der Raum, eine trübe Lampe von buntem Glas in schwerer Bronzefassung schwebte darin an Ketten, die von der braunen Balkendecke hingen. An einfachsten Holztischen und auf umlaufender Bank saßen regungslose Männergestalten, die Glieder umfaltet vom Burnus, die Spitze der Wasserpfeife im Mund.

„Hören Sie, Herr," sagte Gueveda, noch in seinen Gedanken bei dem Gespräch über die Konferenz von Algeciras, „Lauingen hat ganz recht! Nachgeben! Wozu wollt ihr durchaus mit England konkurrieren. Könnt ihr doch nicht! Hauptsache ist: es muß Friede bleiben. Denken Sie doch mal an den Zustand, wenn's Krieg gäbe, für unsereinen, man ist mit halb Europa verschwägert! Da reicht ja keine Vorstellung can an die ärgerlichen Störungen in unsern Kreisen."

„Ja, von dem Standpunkt aus . . .", bemerkte der Doktor ironisch.

Der Ton schien Gueveda irgendwie verdächtig. Er wollte weiter nachfragen.

Indessen ein Schreck schlug seine Gedanken nieder. Mit einem Male rasten die Esel los, und man hatte zu tun, sich zu halten. Der helle Angstruf „Marcello!" klang von fernher.

Ein Tor entließ sie aus dem Halbdunkel der von Gerüchen schweren Straßenluft. Seltsame, in ihrer Gliederung nicht zu erkennende Bauten ragten auf; die mächtigen Flügeltüren, von Eisenbalken und großen Nägeln bedeckt, standen zurückgeschlagen.

Und draußen empfing sie mit einemmal die Mondscheinhelle, die keinen Einlaß in die Enge der Straßen gefunden hatte.

Das bleiche Gelände war südöstlich von Hügeln begrenzt, den Höhenzügen des Mokkatan; das silberne Licht ließ ihre rötlich-bräunlichen Farben erkennen; es war so stark, daß es jeder Erhöhung, jeder Baulichkeit, jedem Steinwall einen scharfen Schlagschatten gab. Dort zur Linken standen in scheinbar regellosem Durcheinander in Scharen die schmalen Steine, die der Mohammedaner seinen Toten setzt. Kein Busch, keine Blume, kein Zaun gab der Stätte den Zauber der Ruhe. Dürr und hart wirkte sie, wie der Tod selbst. An ihr vorbei ging der Ritt. Und es zeigten sich dem Auge die von morgenländischer Phantastik umzauberten Mauern, Kuppeln und Minarette der Gräberstadt. Der Führer wollte, zur Gräfin emporgewandt, eine Erklärung beginnen, aber sie und der Prinz neben ihr wink-

ten ihm zugleich „Schweigen!“ zu. Sie waren wieder nebeneinander.

„Halten wir ein wenig?“ fragte er. Sie nickte.

Klar kam die Ueberfülle des wie Platin gleißenden Lichtes herab in jenem feinen Spinnen der Strahlen, der dem Mondschein seinen rieselnden, fließenden Charakter gibt. Das weiße, unebene Gefilde breitete sich feierlich einsam um die Bauten. Gezahnte Mauern umfaßten eine geheimnisvolle Welt. Hart schnitten schwarze Schatten schräg oder gerade über blasse Wände und ließen Mannigfaltigkeit von Höfen und ineinandergeschachtelten Räumen erraten. Stumm, an den Straßen sich hinreihend, lagen die Wohnungen der Toten, den Stolz, der ihr Leben einst umgeben, noch in erhabener Schweigsamkeit verkündend. In dem einen und andern Gemäuer schimmerte trübrot ein Licht aus schmalem Mauerloch.

Dort beteten Fromme, die sich zur Kasteiung für einige Tage in die das Grab ihrer Vorfahren umgebenden Räume zurückgezogen hatten.

In den Straßen der Totenstadt rührte sich nichts. Doch — dort. — Man erschrak wie vor einem Gespenst. — Eine weibliche Gestalt — vom Burko verschleiert, ganz in die Habara gehüllt, schlich im schwarzen Schlagschatten hart an einer Mauer hin und verschwand in einer kaum sichtbaren Tür.

„Fremde, undurchdringliche Welt“, dachte Almuth nervös erschauernd. „Ist denn die unsere, die so laut und bunt tut, durchsichtiger?“

Ihre Gedanken flogen über ihr geheimstes Leben

hin. Wer kannte es? Wer kannte sie? Die Welt sah nur die glänzende Fassade. Die Brüchigkeit dahinter blieb ihr verborgen.

So mochte es um tausend und aber tausend Leben bestellt sein. Das wußte, das sagte sich jedermann. Und doch war jedermann scharf, neugierig, richtend . . . .

Sie fuhr zusammen. Der Prinz redete sie an.

„Das ist phantastisch. Weiß Gott. Feierlich auch. Wie freue ich mich, diesen Augenblick allein mit Ihnen zu genießen."

Erlton und die drei Treiber hielten in der Nähe; sie zählten nicht und störten keine Stimmung.

„Hoheit sind so gnädig . . ."

„Allein! Aber ehrlich; nicht nur, um mit Ihnen im Mondschein zu schwelgen. Sondern um von Ihnen, von Ihrer Freundschaft etwas zu erbitten."

„Was dürfte ich Eurer Hoheit abschlagen?"

„Ich bin in keiner Weise beauftragt oder auch befugt, für meinen Wichard als Freiwerber aufzutreten. Ich stelle nur meine Beobachtungen fest. Es sind diese: daß mein Freund — denn als solcher ist mir Wichard Eggenkamp teuer geworden — Ihre Schwester liebt, ist mir schon klar gewesen, als die beiden jungen Menschen sich kaum kennengelernt hatten. Er und ich, wir verstehen untereinander zu schweigen. Er hat nichts gesagt. Ich habe ihn erraten. Seinetwegen bin ich, anstatt nach Spanien, nach Aegypten gegangen. Nun will mir mein sechster Sinn kräftiger einreden, was er von vornherein flüsterte: Sie haben was gegen Eggenkamp und möchten

Ihre Schwester ihm lieber entziehen, als sie ihm geben. Stimmt das?"

Leise war seine Stimme und doch wie von herzlichen Fürbitten erfüllt.

„Eure Hoheit sind ein Beobachter von seltener Feinheit und Sicherheit", sagte sie. „Hoheit werden verzeihen und begreifen — man hat seine Pläne gehabt — man hat vielleicht den Wunsch, die erst vor kurzem gewonnene Schwester nicht sobald wieder von sich zu lassen — — Barbara ist sehr, sehr gering bemittelt —"

Ihr Herz klopfte zu schwer. Sie brachte kein Wort mehr heraus. Diese Fürsprache bedeutete für sie eine neue Schwierigkeit. Sie hätte aufschreien mögen: nie — nie — nie. Es kann nicht sein. Das Geheimnis ihres Lebens kam in Gefahr, offenbar zu werden . . . Sie fühlte aber zugleich: jedes ablehnende oder ausweichende Wort würde auf Unglauben oder Widerspruch treffen.

Und wirklich, im erstaunten Ton sagte er:

„Aussicht auf eine glänzende Partie? Muß ich Ihnen, Gräfin, Ihnen, der geistig so hochstehenden, der dichterisch begabten Frau erst sagen, daß gerade in der großen Welt das Glück zweier wirklich füreinander bestimmten Menschen eine kostbare Seltenheit ist?"

Und nach einem leisen Seufzer fuhr er fort:

„Wie herrlich, wenn man wertvollen Menschen dazu verhelfen kann. Sie sagten, Gräfin, Ihre Schwester sei gering bemittelt? Es ist wahr, Wichard hat nur eine bescheidene Zulage. Aber ich dachte, vielleicht, daß . . ."

Ihm fiel ein: die Lauingens hatten doch einen Sohn. Vielleicht war der Graf dagegen, daß dessen Erbteil auch nur um die geringste Summe geschmälert werde. Und so fuhr er nach knappem Zögern fort:

„Vielleicht, daß Ihr Großonkel ... der Hahnenorter Hochfeldern gilt für sehr reich. Familienmitglieder können oder mögen manchmal nicht an Dinge rühren, die ein Freund unbefangen zur Besprechung bringen kann. Soll ich mal anklopfen?"

„Hoheit — ich bitte inständig — nicht! Kein Wort davon zu Onkel Emmich. Er ist einseitig in seiner Liebe. Als mein Vater uns die Geburt eines Barbara zu benennenden Mädchens anzeigte, sagte Onkel Emmich: Ich bin gegen Barbara. Und als ich die Verwaiste zu mir nahm, sagte er abermals: Ich bin gegen Barbara. Ich bin ihm seit meiner Geburt seine ganze Familie. Die Ergebenheit für Eure Hoheit würde den guten Alten in einen Konflikt stürzen — —"

Ihre Stimme nahm den Klang leidenschaftlicher Beschwörung an; Erregung, Furcht durchfröstelte ihre Nerven.

Dieser liebenswürdige und harmlose junge Prinz erschien ihr hassenswert! Als sei er vorbestimmt, zerstörerisch in ihr Geschick einzugreifen.

Sonderbar, dachte der Prinz, sie scheint eine förmliche Angst davor zu haben, daß ich dem Onkel Emmich mit der Sache komme! Geldinteressen? Nein, er mochte das nicht glauben. Wer kann die Angelegenheit anderer Menschen beurteilen?

Die Gräfin fuhr fort:

„Gönnen Hoheit mir etwas Zeit — vielleicht, daß sich doch Möglichkeiten finden . . ."

„Aber, liebe Gräfin — was für ein Wort: ich soll Ihnen Zeit gönnen? Hab ich denn etwas zu befehlen. — Nichts wollte ich sagen, als daß mein Herz bei Ihnen für zwei andere Herzen ein wenig Fürsprache anbringen möchte."

„Die zu gewichtig, zu auszeichend ist, um ungehört zu verhallen."

Er seufzte in sich hinein. So eine zeremoniöse Höflingsantwort tat weh. — — Von dieser Frau, die er herzlich verehrt hatte, mußte ein menschlicherer Ton erklingen. — —

Almuth erfühlte seine Gedanken — sie spürte förmlich, daß ihre glatte, leere Antwort ihn erkältete. — — Und sie litt. —

Ihr Halteplatz auf einer Welle des steinig-sandigen Geländes gab ihnen einen weiten Überblick. Und nun sahen sie, fern noch, die zu ihnen gehörende Reitergruppe auf dem weißen Band der Straße im schimmernden Licht heranspringen; die Schatten flogen auf dem bleichen Sande mit. Sie kamen von Solimans Mausoleum zurück, bis wohin sie ihren Ritt ausgedehnt gehabt.

Es hieß ihnen entgegengaloppieren; man mußte sich treffen, um wieder in die Stadt zurückzugelangen. Zu ihrer Rechten reckten die Windmühlen auf den braungrauen Höhen farblos und grotesk im Mondschein die Flügel. Man gelangte durch ein anderes

gewaltiges Tor in das unübersichtliche Gewühl einer kaum erhellten Straße. Musik klang irgendwo her — sie schien aus ganz dünnen Trommelschlägen und schwirrendem Saitenklang zu bestehen. Negerweiber, mit bunten, schlafrockartigen Gewändern angetan, standen in Türen von Häusern, die der Straße eine stumme, dunkle Mauer zukehrten. Englische Soldaten vom schottischen Regiment bummelten durch die Gasse, da und dort verhandelte einer mit den Negerweibern.

Eggenkamp hielt mit fester Faust den Esel neben sich, dessen Eigensinn Barbara nicht gewachsen war. An der anderen Seite des widerspenstigen Tieres schritt der Treiber, an seinem Teil auch lenkend und bändigend. Eggenkamps wachsame Sorgfalt — die Art, wie das junge Mädchen manchmal ihr Gesicht zu ihm wendete, gab ihnen einen Anschein von Zusammengehörigkeit, der weder dem Prinzen noch Almuth entging, die unmittelbar hinter ihnen ritten.

Unentrinnbar! dachte Almuth. Sie tragen ihre junge Liebe vor sich her wie ein Licht. Wenn sie die Hand davorhalten, um es zu schützen oder zu verbergen, bescheint es nur desto heller ihr Gesicht.

Jedermann sah es. Jedermann würde fragen: Warum in aller Welt verlobt man denn die beiden nicht.

Und dazu noch die Fürsprache eines Prinzen — dieses Prinzen . . . Es mußte ein Ausweg gefunden, mußte — und bald — ehe sich ein Neugieriger, ein Zudringlicher fand, in diesem widerwärtigen Interesse, das so viele Menschen am Eheстiften haben, und zu Onkel Emmich davon sprach. Der, in seiner grenzen-

losen Gutmütigkeit, trotzdem er gegen Barbara war, würde gleich das Geld hergeben. Für eine Heirat in der Atmosphäre eines Hofes wäre sein Interesse spielend leicht zu gewinnen. — —

Von all ihren schweren Gedanken war sie hypnotisiert gewesen. Als der Prinz und Eggenkamp sich vor der Tür des Hotels verabschiedeten, erwachte sie. Sie erkannte zugleich, daß sie sich habe abhalten lassen, sich genügend um den Doktor zu kümmern. Das war ein taktischer Fehler gewesen. Er sollte nicht davonreisen ohne einen letzten herzlichen Eindruck. Sie schlug noch einen Kaffee in der Halle vor. „Leistungsfähig", dachte der Doktor spöttisch, sich das Tagesprogramm vergegenwärtigend, das diese Frau schon hinter sich hatte. Seine Nerven hätten dazu nicht ausgereicht. — Barbara bat um Erlaubnis, sich zurückziehen zu dürfen. So blieben nur die Guevedas, die Gräfin Lauingen und der Doktor N. Arvad. Marcello Gueveda versprach, dem Doktor einen kleinen Trank zu mischen von raffinierter Köstlichkeit. Eine Menge von Likören, Eis, Zucker und Zitron wurde georacht, Gläser von verschiedenen Größen, und May sah zärtlich bewundernd den gewandten Händen ihres Mannes zu. So konnte Almuth ihre Politik noch versuchen Sie plauderte mit dem Doktor, nannte ihn einmal scherzhaft „lieber Doktor N." und stellte die alte Erfahrung als abermals bestätigt fest, daß auf Reisen anderthalb Tage genügten, eine freundschaftliche Verknüpfung herzustellen, die sich in der zeremoniellen Gesellschaft zu Haus nicht in Jahren ergäbe. Sie

schien sehr heiter. Und ihre hellen Augen, von den schwarz- und langbewimperten Lidern in schöner Form umfaßt, glänzten ihn an.

Ja, sie hatten die Farbe des Aquamarins, den er sich heut morgen so sinnlos gekauft. — — —

Unterdessen sprach Erlton noch im Bureau vor. Die Post von Brindisi mußte gekommen sein.

Ja, es war Post da. Er sah sie gleich durch. Brief von Seiner Exzellenz an die Gräfin. Brief vom jungen Grafen aus Eton College an die Gräfin. Noch eine Menge anderer Zuschriften. Die Freimarken aus allen möglichen Ländern hüben und drüben des Ozeans darauf. — — Die gewohnte internationale Korrespondenz.

Es sei noch ein Brief da mit dem Namen Erlton, sagte erwägend der junge Herr im Bureau. Die Adresse schien ihm nicht zu stimmen. Es gab ja am Ende mehr Erltons in der Welt.

„Wenn die Adresse lautet: An Fräulein Agnes Erlton, der Brief aus Deutschland kommt und den Poststempel Neustadt trägt, ist er doch für Mrs. Erlton, meine Frau."

Nach dieser genauen Angabe, die mit der Aufschrift des Briefes völlig übereinstimmte, gab der Angestellte ihn hin.

Erlton fuhr hinauf. In seinem und seiner Frau sehr großen Zimmer standen die wichtigsten Koffer der Herrin. Über einem Stuhl hingen schimmernde Seidenfalten, zwischen ihnen und dem Tisch in der

Nähe zog sich, wie eine leichte Hängebrücke, ein Streifen Spitze hin bis zu einer Ansiedlung von Nähutensilien; seine Frau hatte wohl an dem Gewand gearbeitet, das die Gräfin morgen abend auf einem Ball anziehen wollte. An der anderen Seite stand ein Imbiß für ihn bereit. Nun kam auch Kitty Erlton. Sie hatte Barbara beim Auskleiden geholfen.

„Nun?" fragte sie.

„Prächtiger Ausflug. Bemerkenswerte Unterhaltung bei Tisch. Wir wollen gleich Journal schreiben."

Während die Frau aus ihrem langen, flachen Rohrkoffer, der zu Füßen der von Moskitoschleiern umhüllten Betten stand, eine Mappe herausschloß und zum Öffnen dieser ihrer Geldbörse dann noch einen kleinen Schlüssel entnahm, sagte sie:

„Miß Barbara haßt mich. Wenn's ihr nur möglich wäre, sich selbst im Rücken die Kleider zu öffnen, wiese sie meine Hilfe lieber ab. So was fühlt sich."

„Dummes Ding."

Mit seinem Glase Whisky und Soda in der Hand stand er dann hinter seiner Frau und diktierte ihr.

„31. Januar. Gräfin gab kleines Essen im Grillroom Shepeard. Tischgenossen: Prinz Fritz-Gustav, der Doktor N. Arvad, Gueveda y Mackos mit Frau, geborener Burthmoore. Gespräch über Algeciraskonferenz. Gräfin äußerte Ansicht ihres Mannes. Nachgiebigkeit Deutschlands gegen Ansprüche Frankreichs ratsam, um Frieden für jeden Preis zu sichern. Annahme, daß dies geheimem Wunsch der Großmächte

entspräche, die keine Furcht vor Frankreich haben. Zweifel an der Bundestreue Italiens wurden geäußert. Vorausgesetzt, daß Fürst Bülow in solchem Fall konziliant sein würde. Doktor N. Arvad plädierte kühnes, starkes Auftreten Deutschlands, sah dadurch Möglichkeit, Frankreich in politische Gefahr zu bringen. Betrachtungen über allgemeine Abneigung gegen Deutschland. Wurde aus Konkurrenzneid erklärt. Tendenz des ganzen Gesprächs: Erkenntnis der Notwendigkeit, sich politisch von den Großmächten majorisieren zu lassen."

„Es ist mir immer verhältnismäßig unangenehm, Journal zu schreiben," sagte Frau Kitty, „wo wir doch so an sie gebunden sind."

„Persönlich! Ja. Ganz. Durchaus. Sie kann sich auf uns verlassen. Unsere Verläßlichkeit ist echter als das uns geschenkte Vertrauen. Sind ja darin einig wir beide, daß wir das, was uns anvertraut wurde, gar nicht glauben — nun, wir stehen uns gut dabei. Politisch? — Oh, das ist ganz was anderes. Es darf nicht sein, daß irgendwo auf der Welt Menschen von Wichtigkeit und Stellung sprechen und handeln, ohne daß Downingstreet genau darüber unterrichtet ist. Downingstreet zu dienen, ist Pflicht eines jeden Briten. Erst mein Land — dann alles andere."

Kitty nickte vor sich hin. Sie bückte sich dann über den Koffer und schloß die Mappe weg.

„Viel Post!" sagte er und sah noch genauer alle Absendernamen, Monogramme und Poststempel auf den Briefen durch. Da war keiner, von dem er nicht

genau hätte sagen können, von welcher Persönlichkeit er kam. Gleichsam nebenher sagte er:

„Auch einer aus Neustadt . . .“

Kitty seufzte.

„Ich will ihn ihr erst geben, wenn sie schon im Bett liegt. — — Höre! Es klingelt — sie ist da.“

Das vollkommene Schweigen ihrer Herrin beim Auskleiden war Kitty Erlton keine ungewohnte Sache. Es kam oft genug vor, daß die Gräfin mit einem ganz leeren Blick und verschlossenen Gesichtsausdruck an sich herumhantieren ließ. Ihre Gedanken waren dann in einer förmlich starren Zusammengefaßtheit auf einen Punkt versammelt. Dennoch empfand sie nebenher die Berührung der raschen, gewandten Hände an ihrem Rücken, ihren Schultern, ihrem Haar angenehm.

Ein Ausweg mußte gefunden werden. Das hatte sich zu deutlich aufgedrängt. Entweder hieß es einen triftigen, jedermann einleuchtenden Grund ausfindig machen, der eine Heirat zwischen Barbara und Eggenkamp verbot, oder die Nachbarschaft mit Neustadt mußte gefahrlos gemacht werden.

Zugleich schien ihr, als verspotte ihr eigener Verstand, dies Entweder — Oder. Reiche Leute können nicht, ohne sich lächerlich oder verächtlich zu machen, um eines verhältnismäßig kleinen Geldopfers willen das Glück einer so nahen Verwandten hindern. Ihr Gatte, der Graf, obgleich kühl bis in sein innerstes Wesen, würde schon um der Welt willen die nötige

Summe gleich in Barbaras Hand legen; von Onkel Emmich zu schweigen, der einer prinzlichen Fürsprache gegenüber natürlich geschmeidig und freigebig sein würde. Höchstens mußten sich beide Männer noch wundern, weshalb denn sie selbst, Almuth, das Geld nicht hergäbe. Außerdem schätzte sie Wichard v. Eggenkamp so ein: wenn der Mann liebte, setzte er sein Leben daran, die Geliebte zu erobern! In zwei Jahren war Barbara mündig und konnte frei handeln. Es würde bei den in Frage kommenden Charakteren und Verhältnissen vielleicht der Entschluß gefaßt werden, daß Wichard mit dem Bruder zusammen das kleine Gut bewirtschafte und bewohne, so hungrig die Zukunft dann auch drohen mochte!

Und die Nachbarschaft mit Neustadt mußte immer gefährlich bleiben. Auch wenn die Menschen, die sie dort alljährlich einmal besucht hatte, bewogen werden könnten, ihren Wohnort zu wechseln. Man würde sie selbst dort wiedererkennen — der Zufall konnte ihr jeden Augenblick Personen in den Weg stellen, die sie erstaunt und fragend ansehen würden. Sie konnte Eggenkamp meiden — niemals ihre Schwester Barbara dort aufsuchen — solche Vorsätze lassen sich innerhalb der Familie nicht mit Sicherheit durchführen. Es müßte denn schon sein, sie trenne sich unter irgendeinem Vorwand ganz von Barbara, stelle sich feindlich zu ihr. — — Wie sie sich einst, auch um sich selbst besser zu verstecken, mit ihrem Vater feindlich gestellt. — — Es gibt Lügen, die man nicht wiederholen darf, will man nicht die Achtung vor sich verlieren . . . . Und dann:

unter welchen Vorwänden konnte, durfte sie friedliche Menschen, denen sie verschwiegen Dankbarkeit widmete, von ihrer Wohnstätte vertreiben?

Mit einem harten Seufzer fuhr sie aus ihren Gedanken auf, als ihr Haar aufgeflochten, ihr Nachthemd übergeworfen war.

Also nun ins Bett — schlafen . . . Die Tage schienen immer lang — lang — zuviel Menschen und Unternehmungen in ihnen . . . Sie liebte die Nacht — kam mit merkwürdig wenig Schlaf aus. Oft schrieb sie noch ein paar Zeilen in das kleine graue Buch mit dem blau blinkenden, kostbaren A auf der oberen Ecke seines grauen Umschlags. Hier stand das Nachtschränkchen neben dem Bette unter dem weißen Moskitoschleier, der es ganz umhüllte. Die elektrische Lampe unter rötlichem Schirm erleuchtete dies zart umwallte Lager friedvoll. Ehe Kitty Erlton die Vorderseite der Tüllbreiten wieder herabließ, meldete sie noch, daß die Post über Brindisi gekommen sei. Eine große Post.

„Morgen früh beim Tee", sagte die Gräfin und wollte nach ihrem kleinen Buch greifen. Es fehlte? Ja — natürlich — sie hatte es dem Doktor geschickt. Welche Aufwallung bestimmte sie dazu? Wozu vor dem eigenen Herzen tun, als wisse sie nicht. — — Und wußte doch so klar, daß sie sich nach irgendeinem Trost sehnte — nach einer Erquickung — die ihr heißes Gefühl von Einsamkeit, von innerem Zwiespalt lindere.

„Auch der Brief aus Neustadt?" fragte Kitty Erlton langsam.

„Nein — den — gleich!"

Wie der Taft von Kittys Kleid knisterte. Nervös machte das. Wie langsam sie ging und kam, um den Brief von nebenan zu holen . . .

„Ich brauche nichts mehr. Gute Nacht . . ."

Nun war es ganz still. Die weißen Schleier hingen reglos. Die Lampe glühte, ohne zu zucken.

Die einsame Frau gehörte sich selbst.

Nein, sie gehörte dem Schicksal. Das kam und deckte wieder einmal auf, wie launenhaft es sein Gewebe wirkt — bunte Muster — scheinbar ohne feste Linien; einander widerstreitende Farben — scheinbar sinnlos zusammengestellt. — Und das Ganze doch von einer verborgenen Hand unheimlich klug geordnet.

Sie öffnete den Brief. Ein Bild lag darin. Eine Photographie. Nur ein Männerkopf. Die Gräfin kannte dies Gesicht nicht; dennoch kam es ihr auf unbestimmbare Weise nicht fremd vor. Es war ein offenes Gesicht, von festem, freundlichem Ausdruck; der kurzgehaltene Bart verdeckte nicht den Mund; die Augen blickten den Beschauer beinahe herzlich an.

Sie war nicht gespannt; sie hatte kein Herzklopfen. Eine gewisse ergebene Mattheit war in ihr. Daß gerade heute ein Brief kam, wo sich ihre Lage bedrohlich erschweren wollte, gab ihr von vornherein den Aberglauben, daß weitere Schwierigkeiten an sie heranschlichen. Sie las.

„Meine liebe Agnes! Ehe ich meinen Bericht beginne, sieh Dir recht genau das Bild an, das ich dem Briefe beilege. Ich hoffe, es wird Dir so viel von

seinem Original verraten, daß Du das Zutrauen hast, dies ist bestimmt ein prachtvoller Mensch!

Ich muß Dir, die Du Dich voll Güte und Liebe zu mir als zu einer Verwandten gestellt hast, meine Angelegenheit ausführlich schreiben. Niemand weiß davon als meine geliebten Pflegeeltern, der Mann, der mich liebt und den ich liebe, und seine Mutter. Vielleicht, nein so gut wie gewiß bist Du auch der einzige Mensch, der mir in meinen schweren Kümmernissen beistehen kann, und möglicherweise kannst Du vor die Mutter meines Verlobten als Fürsprecherin hintreten.

Seit ich weiß, daß ich nur das Pflegekind der lieben Steinackers bin, daß sie mich nur adoptiert haben, ist mir das eine oder andere Mal gesagt worden, am Tage, wo ich mündig würde, erführe ich Näheres. Aber ich teilte Dir schon damals, vor einem Jahre, mit, daß ich eigentlich nichts erfuhr, als daß ein Vermögen von zweimalhunderttausend Mark auf einer Bank in Hamburg für mich, für Luise Steinacker, festgelegt sei, von dessen Zinsen meine Erziehung und mein Leben bestritten wurden und über das ich fortab selbständig verfügen könne. Papas Bruder, der früh verstorbene Doktor Steinacker, habe mich als ganz kleines Kind aus Welschtirol gebracht.

Du gingst damals auf diese meine Mitteilung nicht ein. Ich hatte gehofft, von Dir Ergänzungen zu erhalten. Denn diese Geschichte hat für mich Lücken, und ich habe sie bei angestrengtem Nachdenken herausgefunden. Der Doktor Steinacker war nicht wohlhabend. Krankheit trieb ihn nach dem Süden. Er praktizierte

dort, um leben zu können. Hätte er wirklich so viel Geld erworben, lag es auf der Hand, daß er es dem Bruder vermachte und nicht einem ihm fremden Kinde. Oder bin ich doch vielleicht seine Tochter? Wo käme aber das Geld her? Dann doch offenbar von meiner Mutter. Wer war sie? In meinem Taufschein, ausgestellt von einem Priester einer ganz kleinen weltfernen, welschtirolischen Ortschaft, stehen kaum leserliche Namen, auf die man sich gar nicht verlassen kann. „Luise, Tochter des Guglielmo Brandero in Amerika und seiner hier ortsanwesenden Gattin Asta Brandero nata Oguefeld." Das können entstellte oder erlogene Namen sein. Geld oder Fahrlässigkeit oder Täuschung können bei dieser Eintragung mitgewirkt haben. Ich würde und könnte hinreisen, den Ort suchen — Papa meint, das sei vollkommen unnütz. Sein Bruder habe ihm damals alles gebracht: mich, das Geld, diesen Taufschein. Die Leute dort sprächen nur eine Art italienischen Dialekt. Im Kirchenbuch könne auch gar nichts anderes gestanden haben und noch stehen als diese selben Angaben.

Heute will ich nicht auf die Gemütsbewegungen eingehen, die ich durchmachte, als ich erfuhr, daß meine Adoptiveltern viel materiellen Vorteil davon hatten, daß die Zinsen des Kindes ihr Leben unterhalten halfen. Ich brauchte eine Weile, mich trotzdem wieder zur Dankbarkeit für alle empfangene Liebe durchzuringen. Ich sah dann ein: die Kinderlosen hatten in echter Elterntreue an mir gehandelt und mir so viel Liebe gegeben, von solcher Tiefe, die dann doch nicht mit Geld ihren Ausgleich und Lohn findet. Was aber haben

mir meine wirklichen Eltern gegeben? Geld. Uebrigens haben sie mich verleugnet. Leben sie noch? Wer waren sie? Jeder mag wissen, woher er stammt.

Für mich ist es nun aber eine Notwendigkeit geworden, das zu erfahren; mein Glück hängt daran. Ich liebe einen Mann, der mir als der Inbegriff der wundervollsten Eigenschaften erscheint. Die hohe Achtung, die er in der ganzen Gegend genießt, gibt meinem Urteil über ihn recht. Niemals hätte ich geglaubt, daß ich mit einem geschenkten Namen noch einen so stolzen, uralten tragen dürfte, wie der meines Verlobten ist! Sieh Dir noch mal so recht sein Bild an. Johann v. Eggenkamp auf Eggenkamp. Das ist er. Seine Mutter und er bewirtschaften zusammen das Gut. Es ist nicht groß. Aber schuldenfrei. Dennoch wird es willkommen sein, daß ich nicht ohne Mittel bin. Ein Viertel meiner Zinsen möchte ich natürlich meinen Pflegeeltern zuwenden. Johann billigte dies unbedingt, als ich ihm meine Verhältnisse darlegte. Aber daß ich nicht die rechte Tochter des würdigen alten Paares sei, machte ihn sehr betroffen. Nichts in den Familiensatzungen der Eggenkamps hindert die Heirat mit einer Bürgerlichen. Es steht nur geschrieben, daß es einem Eggenkamp immer verboten sein soll, eine Frau aus einer unehrenhaften Familie zu ehelichen. Also sie halten auf reines Blut und saubere Ehre. ‚Man muß wissen, aus was für Wurzeln ein Mensch aufwuchs, um zu schätzen, was für Früchte er einmal tragen kann', hat seine Mutter gesagt.

Du, liebe Agnes, und nur Du allein kannst mir

Näheres über meine Eltern sagen. Daß von dem als Vater genannten Mann im Taufschein geschrieben steht: ‚In Amerika', muß mich wohl auf die Vermutung bringen, daß er seine Frau verlassen hatte, noch ehe ich geboren war.

Johanns Mutter ist keine harte Frau, kaum sehr vorurteilsvoll. Aber sie will klar sehen. Sie hat gesagt, sie wünsche nicht eine Verbindung ihrer Familie mit einem Mädchen dunkler Herkunft; das Mädchen selbst könne noch so wertvoll sein. Aber durch einen zur Zeit verschollenen, plötzlich dann wieder auftauchenden Anhang könnten die peinlichsten, ja die tragischsten Konflikte in das wirtschaftliche wie in das Herzensleben einer Ehe getragen werden. Da gibt mein Kopf ihr wohl recht. Mein Herz aber nicht. Das will verzweifeln in dem Gedanken, daß ich verzichten soll. Um des Unglücks oder der Schuld meiner Erzeuger willen — ‚Eltern' kann ich diese doch nicht nennen.

Du hast all meinen gelegentlichen Fragen immer nur ausweichende Antworten gegeben, Dich als Freundin meiner Mutter bezeichnet. Hast gesagt, daß ein junges Mädchen noch nicht genug Menschenkenntnis habe, schwierige Schicksale zu beurteilen, daß auch die Pflicht zu schweigen Dich bände, daß es keinerlei Zweck habe, längst und für immer Vergangenes wieder aufzurühren. Ich mußte mich wohl damit begnügen. Und, wie junge Dinger sind, man hat seine Phantasie und seine Ueberspanntheiten. In jener kurzen, schweren Zeit, als ich es erst richtig begreifen mußte, daß Papa und Mama wirklich nicht bloß ‚um Geld' mir rechte

Eltern gewesen, da malte ich mir eine romantische Geschichte aus. Eine Prinzessin als Mutter usw.

Jetzt dankte ich Gott, wenn ich redliche Bürgersleute von gutem Schlage als Eltern vorweisen könnte. Nur klar, sonnenklar müßten alle Umstände sein.

Papa und Mama finden ja immer wieder, daß ich Dir ähnlich sähe, vor allem mit den Augen. Vielleicht war meine Mutter eine Verwandte von Dir. Sie hat gefehlt — und Du magst es nicht eingestehen. Vielleicht lebt sie noch und will sich nur nicht zu mir bekennen. Ist es so — dann verachte ich sie. Aber gefehlt?! Oh, lieber Gott! Was ist Schuld und Fehle in der Liebe? Ich ginge mit dem Manne meiner Liebe in Not und Verdammnis hinaus, wenn er es forderte.

Wir dürfen aber nicht kampflos ablassen, unser schönes, herrliches Ziel zu erreichen. Das ist: so eine rechte, deutsche, gesunde Ehe zu schließen mit viel gemeinsamer Arbeit, frischem Vorwärtskommen und von Gott gesegnetem Glück.

Mehr kann ich Dir nicht sagen, um Dich anzuflehen: Hilf mir, wenn Du kannst.

Die große Dame, bei der Du schon als Gesellschafterin lebst, seit ich denken kann, hat Dich nun gar mit nach Aegypten genommen. Ich denke mir aber, wenn man so lange bei jemand in einer doch immerhin familiären und Vertrauen bedingenden Stellung dient, entsteht schließlich eine Zusammengehörigkeit, die auch mal eine Bitte erlaubt. Könntest Du nicht sofort nach der Rückkehr aus Aegypten Urlaub nehmen und herkommen?

Dann könntest Du mit Johann, Du könntest mit seiner Mutter sprechen. Du bist so klug und so gewandt — viel mehr, als sie es sind — ich meine: das ist ein Unterschied. Ich weiß ihn nicht genau zu nennen. So, als wären wir einfacher. Du bist ja auch so ungeheuer viel in der Welt herumgekommen.

So schließ' ich mit der Bitte, der einzigen, immer zu wiederholenden: Hilf mir, damit wir glücklich werden können. Deine Luise."

Steil und still lag die Frau, den Hinterkopf schwer in das Kissen gedrückt. Dies stetige Licht vom Nachtschränkchen her überleuchtete ein Angesicht, auf dem die Blässe des Todes stand.

Lange lag sie so. Dann richtete sie sich mühsam auf, faltete die Blätter um das Bild zusammen und legte es unter die Lampe. Sie drehte das Licht aus, sank zu Tode erschöpft wieder zurück.

Ihr Hirn brachte keinen Gedanken auf, ihre Nerven nicht die Kraft zu einer Abwehr.

Der Körper wollte einfach nicht mehr. Und aus der vollkommenen Ermattung wurde allmählich ein ganz fester, traumloser Schlaf. —

Die Nacht näherte sich ihrem Ende, aber in ihrer vollen Schwere kauerte sie vor der Schwelle des Morgens, dem sie kein leises Heraufdämmern gönnte — erst im letzten Augenblick wich sie jäh vor dem Sonnenaufgang zurück.

Und es war gerade in dieser knappen Zeitspanne, wo glühende erste Strahlen ihr Licht über den Nilnebel

hin rot um die Spitzen der Minarette spannen, als die schwer schlafende Frau auffuhr. —

Rührte sich etwas? Sie spürte menschliche Nähe, Bewegung im Raum.

Plötzlich wurde es hell. Man zog die Vorhänge auf. Die Tageshelle kam herein.

Schon Morgen? Schon Kitty mit dem Tee?

Sie glaubte nur ganz wenig geschlafen zu haben — ach, es war so gut, fest und traumlos zu schlafen.

„Ist es denn schon neun Uhr?" fragte sie.

„Nein", sagte Kitty, die keineswegs ihre gewohnten glatten Scheitel und ihr ewiges Schwarzseidenes trug, sondern in Haube und Schlafrock dastand und sich bemühte, den Moskitoschleier hochzunehmen. „Es ist halb sieben, gerade ging die Sonne auf. Ich bitte, Frau Gräfin, aufstehen zu wollen, da — — denn — —" Almuth saß schon auf ihrem Bettrand — starrte die Dienerin an — —

„Der alte Herr — -- es wurde geklingelt — Erlton eilte sofort hinüber. — Er muß mit seiner letzten Kraft geklingelt haben . . . ."

„Onkel Emmich!" schrie Almuth auf. „Was ist . . ."

„Erlton hat sofort nach Aerzten telephonieren lassen — nach deutschen, nach englischen — der alte Herr liegt bewußtlos . . . ."

Mit rasender Schnelligkeit kam Almuth in die nötigste Kleidung und lief über den Korridor, an dem, ihren Räumen gegenüber, Onkel Emmich und Barbara ihre Zimmer hatten.

Ja — da lag der alte Mann in seinem Bett. Der

Tag schickte sein Licht ins Zimmer, aber unter der Decke brannten noch die elektrischen Birnen an den hängenden Messingketten der Krone, die Erlton in seinem Schreck aufgedreht hatte. Erlton stand horchend über den Liegenden gebeugt. Almuth stieß ihn fort, sank auf die Knie neben dem Bett.

Wie leichenhaft das liebe, alte, vornehme Gesicht aussah. Und ganz silberweiß krönte sein wunderhübsches Haar seine Stirn und lag so reizend an den Schläfen an. — Unbeschreiblich rührend sah er aus.

„Sicher, er atmet", flüsterte Erlton. „Sofort wird ein Arzt hier sein; es soll einer im Hotel wohnen."

Almuth lauschte. Nichts hörte sie. Keinen Hauch aus diesem bleichen Mund. In ihrem eigenen Kopf war das Hämmern ihres Herzklopfens zu laut.

In furchtbarer Angst starrte sie auf den stillen Mann. Ihre Seele flehte zu ihm, als könne er ihre unausgesprochenen Worte hören. Er durfte nicht von ihr gehen! Er war der treueste Mensch gewesen, den ihr das Leben geschenkt. Wie unaussprechlich arm würde es sein ohne diese blinde, nie nachlassende Liebe. Immer hatte sie ihr gelächelt. Er glaubte an ihren Wert. Seine Nähe, seine Bewunderung hatte sie gehalten in allen Versuchungen des Lebens. Niemals hätte sie vor ihm die Augen niedergeschlagen, eine unlautere Heimlichkeit haben mögen. Vor ihm stand sie höher da als vor sich selbst. Und das eine, das Unselige, was so weit, weit zurücklag, worin ihr Jugendschicksal sie verstrickt — das hatte sie in zähem Kampf mit sich ihm standhaft verborgen, nur um sein kindlich gutes Herz und ihren

Glauben an ihn nicht zu trüben — ihm jede Sorge fernzuhalten.

„Lebe," jammerte sie in sich hinein, „lebe!"

Wenn er nun ginge, war der Halt aus ihrem Dasein. Alles andere schwankte, drohte . . .

„Lebe, lebe!"

„In die Lippen kommt Farbe", sagte Erlton. Es war wirklich ein warmer Klang der Freude in seiner Stimme.

Jetzt erschien ein Arzt. Ein Deutscher, der als Reisender gerade im Hotel übernachtete. Es war ein ernster, dunkeläugiger Mann, von sehr leidendem Aussehen. Seine ersten Fragen waren offenbar von der Annahme eingegeben, daß auch dieser alte Herr, gleich ihm selbst, einer von den Tausenden sei, die noch im letzten Stadium eines chronischen Leidens in Wüstensand und Sonne Genesung suchen. Während Almuth noch erklärte, kam ein englischer Arzt dazu. Von diesem Augenblick wurde ganz unwillkürlich die Konsultation auf englisch weitergeführt. Der deutsche Arzt sagte, daß er nur schlecht Englisch könne, keinesfalls genug, um in eine wichtige, wissenschaftliche Unterredung sich einzulassen.

„Oh, nichts," meinte gelassen der Engländer, „wir haben ja die lateinischen Benennungen — auf die einigt man sich immer."

Almuth stand neben dem Tisch, beide Fäuste auf ihn gestützt, das Haupt geneigt. Sie sah nicht nach links zu den beiden Aerzten, die am Bette mit dem Bewußtlosen hantierten, sie starrte auf die blanke Mahagoni-

platte hinab, in der sich das elektrische Licht spiegelte. Sie wartete. Auf das Urteil. Sie glaubte es nicht ertragen zu können, wenn es hoffnungslos lauten würde.

Wie lieb hatte sie ihn doch gehabt, den gütigen Alten.

Das brauchte diese schwere Stunde sie nicht erst zu lehren. Sie hatte es immer gewußt. Er war ihr der eigentliche Vater gewesen.

Ihr Gatte? Nach der kurzen Aufwallung seiner werbenden Liebe kehrte sein Wesen wie von einer Reise in ein fremdes Land zurück zu seinem eigentlichen Lebensinhalt. Und der hieß: politischer Ehrgeiz. Er ließ ihr Herz allein . . . .

Vielleicht, vielleicht auch, weil sie es ihm nicht voll Freimut völlig zu schenken vermochte. Man spürt oft Wirkungen, in der allgewaltigen Natur wie im Menschenleben, wo die Ursache ganz im dunklen bleibt . . .

Und ihr Sohn? Welch ein Rätsel. Ein Sohn! Heiß ersehnt von ihrem Gatten. Der Erbe und Fortsetzer eines stolzen alten Geschlechtes. Und doch von ihr nicht bejubelt — nicht vergöttert. Immer war es, als wolle ihr eine geheime Stimme verbieten, ihm ihre mütterliche Leidenschaft ganz zu widmen, als dürfe sie ihn nicht zu sehr lieben. Als würde sie dann vollends zur Diebin an einem anderen Wesen, das auch Blut von ihrem Blute war. — —

Erlton trat an sie heran. Er berichtete flüsternd, daß Barbara nebenan die Unruhe gespürt habe und aufgestanden sei; ob sie hereinkommen dürfe.

Sagte der bleiche, stumme Mann auf dem Bett nicht: „Ich bin gegen Barbara."

„Nein", entschied sie kurz.

Sie sah, man brachte dem Kranken eine Einspritzung bei . . .

Die Aerzte warteten still. Minuten vergingen. Almuths Blicke, groß und voll Angst, hingen nun an dem lieben, alten Gesicht.

Und da sah sie: er schlug die Lider auf — ein Ausdruck großen Erstaunens trat in seine Augen. Dann schloß er sie sogleich.

Der englische Arzt gab der Gräfin einen Wink, ihm zu folgen. In ihrem Wohnzimmer setzte er ihr dann auseinander, daß es sich um eine schwere Bewußtlosigkeit gehandelt habe, die Arterien mochten recht verkalkt sein — — er würde nachher den Blutdruck messen. Für diesmal käme der alte Herr wahrscheinlich noch wieder in die Höhe. Vorsicht sei aber geboten — natürlich. —

Sie war nur dankbar, bis zur Erschütterung dankbar, daß sie ihn für jetzt noch behalten dürfe.

Kitty kam und führte bevormundend ihre Herrin fort, um sie anzukleiden und mit Tee zu erquicken.

Ja, das tat wohl: Bad und der Tee auf den trockenen Lippen.

Und in dem erfrischten Zustand dachte Almuth an die junge Schwester. Mit einem Male kam es ihr hart vor, sie von dieser Sorge auszuschließen, als gehöre sie nicht zur engsten Familie. Sie rief nach ihr.

Barbara kam ohne Empfindlichkeit. Sie hatte nur in der letzten Stunde mit einem Gefühl der schmerzlich-

sten Einsamkeit zu kämpfen gehabt. Sie sah: eigentlich gehörte sie gar nicht zum Leben Almuths. Sie stand für sich allein. Kein Heim und kein Herz, an das sie Anrecht besaß. — — Und ihr, der ganz Verwaisten, sollte man das Glück nicht gönnen, das ihr aus eines edlen Mannes Liebe erstehen konnte? Denn er liebte sie — schwieg auch sein Mund — sein ganzes Wesen sprach. — —

Sie umarmte Almuth.

„Ich weiß, wie dir zumute ist", sagte sie liebevoll. „Ich hab' es durchgemacht, als Vater starb — ich hab' es erfahren, als Großmutter mich ganz allein ließ . . ."

Ihre Stimme bebte bemerkbar. Almuth war ergriffen. Schuldig war sie auch vor diesem holden Kinde . . .

Leidenschaftlich zog sie sie an sich. „Glaube mir, du bist nicht allein — ich habe dich lieb — ganz gewiß — vielleicht zweifelst du — ich hab' dich doch lieb — doch . . . ."

All ihre Fassung wich von ihr. Sie weinte! Nur einmal hatte die junge Schwester sie bisher weinen sehen — damals, als sie nach langer Aussprache aus dem Sterbezimmer des Vaters kam. — —

Barbara ließ sie weinen. Bedrückt von der Ohnmacht, zu trösten — von Ahnungen schwer, daß es in einem solchen Frauenleben, das dem ihren an Jahren weit überlegen war, Erfahrungen geben mochte, die das Herz nicht leichter und freier machten.

Langsam ebbte das Schluchzen ab. Almuth ließ sich auf die Chaiselongue betten, sie hielt die Hand der

Schwester fest . . . Sie begann auch zu sprechen . . . Onkel Emmich werde leben — aber man müsse doch nach Deutschland zurück — das scheine geraten — der Heimat näher sein — Stille und Pflege würde nötig werden. — — Barbara solle darüber nicht enttäuscht sein — so gern sie gewiß noch mehr von Aegypten kennengelernt haben würde — so leid es ihr auch sein möge, den heiteren Kreis zu verlassen, den man hier gefunden habe . . . . Barbara sei jung! O Gott, welch ein Reichtum! Jugend könne hoffen und warten.

Mit offenen Herzen nahm Barbara diese Worte auf, sie deutend, wie ihre Liebe mußte . . . Wenn man solcher Liebe von ‚Hoffen' von ‚Warten' spricht. — — Es war ihr gewiß, daß Almuth mit Vorsatz, mit verheißenden Gedanken diese Worte sprach . . .

Warten ist gar nichts, wenn man hoffen darf . . .

Der deutsche Arzt, der bei dem Kranken gewacht hatte, ließ sagen, daß nun eine Pflegerin eingetroffen sei und er sich zurückziehen könne. Sein englischer Kollege werde in etwa zwei Stunden wieder vorsprechen.

Almuth stürzte förmlich hinüber, um nur noch zur rechten Zeit zu kommen. Heißen Dank mußte sie doch diesem ernsten blassen Mann sagen, der offensichtlicher eigener Leiden zum Trotz gleich bereit gewesen war, einen Kranken zu retten. Sie war sich nicht bewußt, daß sie sich der englischen Sprache bediente. Es war ihr durchaus natürlich geworden, das zu tun, so wie sie sich aus ihrem eigensten Bereich hinaus in den Verkehr mit anderen Menschen begab. Der Arzt lächelte fremd

und ablehnend und sagte auf deutsch, er verdiene für Selbstverständlichkeiten keinen Dank.

Nun saß sie wieder an Onkel Emmichs Bett. Eine Schwester, das Haupt von mächtigen weißen Haubenflügeln verbreitert, den Rosenkranz am Gürtel des Gewandes der Frömmigkeit, bewegte sich leise im Zimmer hin und her, sich für ihre Wache alles ordnend.

Die blauen Augen öffneten sich wieder. Sie sahen seine Almuth — und er lächelte.

Sie mußte sich beherrschen, um nicht aufzuschluchzen vor Freude.

„Lieber, lieber Onkel Emmich", sagte sie.

Leise und ein wenig verwundert sprach er vor sich hin:

„Ich bin so weit weggewesen — weiß nicht wo . . ."

„Nur ein bißchen ohnmächtig", versicherte sie.

Da war auch schon die Schwester und hielt ihm ein Glas an die Lippen, sein Haupt vorsichtig hebend.

Wie ihn die nach Äther schmeckenden paar Schlucke belebten . . .

Er sann vor sich hin . . . Er sah Almuth an — seine Augen hatten einen tiefen, versonnenen Ausdruck — als blickten sie über weite Zeiten hinweg.

„Man liebt das Leben sehr, wenn man alt ist", sagte er langsam.

Ja, in der Jugend spielte man wohl damit; aber im Alter wurde es solche Kostbarkeit, deren Vertropfen man beängstigt zusah.

„Und du sollst dich des deinen noch lange erfreuen", versprach sie erschüttert. Sie neigte sich tief und

küßte seine Hand, die Hand der Güte und des Schutzes — und ihr Herz zitterte vor jäher Reue. — „In diese Hand hätte ich meine Last vertrauensvoll legen sollen — sie hätte sie mir tragen helfen — dann drohte sie nun nicht mehr, mich zu zerschlagen."

Zu spät — — einem, der sein Grab offen neben sich sieht, bürdet man nichts mehr auf.

„Jetzt will ich schlafen — — was hast du heut doch noch vor?"

„Nichts, als dich zu pflegen."

„Ach nein," sagte er verstimmt, „keine Krankenstuben-Dispositionen — — bin bloß ein bißchen müde . . . entschuldige mich für heute bei Seiner Hoheit . . ."

Im Laufe des Vormittags sprachen eine Reihe von Menschen vor. Die Bekannten, die im Hotel wohnten, erfuhren durch Erlton von der Erkrankung des Barons v. Hochfeldern, weil Almuth die getroffene Verabredung absagen ließ. Die Dahlenow freute sich beinahe, eine Gelegenheit zu haben, beim Adjutanten des Prinzen Fritz-Gustav anzuklingeln. Sie meldete auch auf der deutschen Gesandtschaft die bekümmerliche Nachricht. Binnen kurzer Zeit wußte es die ganze deutsche und internationale Gesellschaft, daß der „Hahnenorter Onkel Emmich", wie er ein für allemal hieß, einen leichten Schlaganfall gehabt habe.

Das große Empfangszimmer mit der orientalischen Stimmung wurde von Besuchern nicht leer. May Guevedas Angesicht war förmlich transparent von verklärter Anteilnahme am Schmerz der geliebten Almuth

Lauingen. Der Baronin v. Dahlenow tat der Fall ehrlich leid: sie schätzte den Hahnenorter Onkel Emmich als Träger von höfischen Traditionen, die noch aus der Zeit stammten, wo gewisse Elemente sich nicht durch enorme Geldopfer für fromme oder volkswirtschaftliche Zwecke Adel, Hoffähigkeit oder die beratende Intimität mit der allerhöchsten Stelle erkaufen konnten.

Auch Prinz Fritz-Gustav mit seinem Adjutanten kam. Er nahm mit einem liebenswürdigen Lächeln die Nachricht entgegen, daß der Kranke seiner gedacht habe und sich entschuldigen lasse. Aber im Grunde war dies ja selbstverständlich. Der Prinz bezweifelte nie die unbedingte Anhänglichkeit aller Menschen an sein Haus. Niemals hatte er etwas anderes gehört, als daß sein Vater und all seine Familienmitglieder durch ihr bloßes Dasein wichtig und beglückend seien. Er ließ dem Patienten wärmste Wünsche bestellen und verhieß die Wiederholung seines Besuches für den folgenden Tag, wo er dann vielleicht dem lieben, alten Herrn selbst die Hand würde drücken können.

In all dem Hin und Her fand Almuth sich wieder. Sie fürchtete, sie sei im Begriff gewesen, vor dieser ihrer Welt das Schauspiel eines tragischen Zusammenbruchs zu geben.

Nein!

Dies feste Nein, das ihre innere Stimme sprach, gab ihr die Energie zurück.

Sie plauderte mit allen Anwesenden; ihr berühmtes Organ, diese klingenden, seltsam eindringlichen Töne ihrer Sprache war von ungetrübtem Metall.

Und während sie ganz der Mittelpunkt war, hatte sie doch die Umsicht, Barbara und Eggenkamp unmerklich zu beobachten.

Barbara saß in dem arabischen Thronsessel. Eggenkamp stand ein wenig herabgebeugt und hatte seine Linke auf die Armlehne des Sessels gestemmt. — Wie vertraulich das aussah. — Wie Barbaras Augen zu ihm emporleuchteten! Ein Lächeln, das wie Seligkeit aussah, lag auf ihrem Angesicht — wie war es schön in diesem Glanze . . .

Almuth war sich nicht bewußt, daß sie vorhin durch ihre Worte von Jugend, von Warten, von Hoffen diesen Glanz erweckt habe. — — In ihrer Erschütterung, um die Schwester vielleicht über notwendige Entsagungen vorweg zu trösten, hatte sie gefühlt, daß für die Jugend das Schicksal als Ausgleich einer Enttäuschung unzählige Möglichkeiten von Glück bereit haben kann.

Dies sah aus, als seien sie einer des anderen so sicher, wie man es nur nach ausgetauschten Gelöbnissen sein kann! Hatten sie sich doch gestern abend während des Rittes im Mondschein doch ausgesprochen? Sich still verlobt?

Es durfte, es konnte nicht sein. — Nun war es ganz entschieden . . . Nie . . .

Aber Barbara war erfüllt von dem, was ihr jene Worte zu bedeuten schienen.

Sie sah so zuversichtlich, so frei und in so unverhüllter Innigkeit zu ihm empor, daß sein Herz klopfte. Hatte sich etwas Freudiges begeben? War die rätsel-

hafte Gegnerschaft verschwunden? Er wagte keine deutliche Frage. Das wohlabgedämpfte Stimmengeschwirr im Raum konnte doch dem Klang seiner Worte vielleicht nicht genug Deckung geben.

Barbara sagte leise und mit dem Ausdruck von Dankbarkeit und Glück:

„Almuth war so erschüttert — so liebevoll auch, wie noch nie — sie sagte: Jugend kann warten und hoffen . . . Nun weiß ich: sie will doch mein Glück . . ."

„Wenn man hoffen darf, kann man auch warten", sprach er. Es war das, was sie selbst gläubig und voll Freudigkeit gedacht.

Sein Verstand kam und suchte allerlei Erklärungen . . . Vielleicht war im Widerstand der Gräfin Lauingen doch die Geldfrage ein Hauptmoment gewesen. Vielleicht würde der Graf nicht gestatten, daß seines Sohnes Erbteil im mindesten geschmälert werde. — — Nun aber, wo die Tage Onkel Emmichs gezählt schienen, und wo für die Gräfin eine ansehnliche Erbschaft sicher war, hatte ihr Herz gleich den Entschluß gefaßt, von dem, was Liebe ihr hinterlassen würde, anderer Liebe das Glück zu bereiten.

Sein redliches Herz nahm diese Ansicht seines Verstandes an — aber es fühlte zugleich auch, daß sich alle Ungeduld verbot.

Ja, Jugend kann warten. — — Dem liebenswerten, alten Herrn sollte kein Tag seines Lebens mißgönnt sein.

So belebte sich die Zuversicht dieser beiden jungen

Menschen stark und schön an ein paar Worten, die in Undeutlichkeit verschwammen.

Sie wollten hoffen — weil sie hoffen mußten. — Hoffnung war ihr einziger Besitz. — Ein göttlicher Besitz — der sie über alle anderen Menschen erhob . . .

Jedermann im Kreise der Besucher bot für den heutigen Tag der jungen Barbara ein unterhaltendes Programm an. Barbara lehnte alles ab. Sie könne und wolle die Schwester nicht allein lassen bei der Pflege des Kranken.

Wie gern hätte Almuth diesen Tag ganz allein für sich gehabt. — — Aber die Schwester ohne ihre lenkende und wachsame Gesellschaft auf einen Ball oder zu einem Teekonzert gehen zu lassen, wo sie Eggenkamp träfe — um Gottes willen, nein, nein . . .

Später hörte Onkel Emmich, schon fast wieder in alter Frische und nur mühsam im Bett zu halten, befriedigt alle Grüße.

Er konnte sich gar nicht denken, wie er einmal in dieser seiner Welt sollte entbehrt werden können!

„Die Leute sagen immer: ‚Hofluft macht nicht glücklich', wer sie aber zu atmen gewöhnt ist, findet in anderer nicht genug Sauerstoff für seine Lunge", erklärte er Almuth. „Ich weiß wohl, was die alte Klitzow gesagt hat: ‚Der Hahnenorter Onkel Emmich stirbt noch mal im Frack.' Ja. Lieber, als in einem von Krankheitsdunst eklem Nachthemd. Wenn denn überhaupt gestorben sein soll — woran ich vor der Hand nicht denke."

Da fühlte Almuth: er war gewiß kein Todes-

kandidat, sondern spürte mit untrüglicher Sicherheit seine Lebensquelle noch kräftig rinnen.

Das gab ihr alles zurück, was etwa noch an der gewohnten Beherrschung ihr gefehlt hatte. — — Sie beorderte in der späteren Nachmittagsstunde Barbara an das Bett Onkel Emmichs, weil die fromme Schwester mit den wirkungsvollen weißen Haubenflügeln mehr in ihr Gebetbuch als in die Bewachung des Kranken vertieft sei.

Und dann konnte sie sich an ihren Schreibtisch setzen.

„Kitty," sagte sie ins Nebenzimmer hinein, „sorge, daß mich niemand stört. Ich muß den Brief aus Neustadt beantworten. Meine Nichte macht mir allerlei Geschichten."

Kitty und Erlton waren gerade im Begriff, in den Kuriersaal hinabzugehen, um ihr Diner eine Stunde vor dem der Herrschaft einzunehmen. „Bin zufrieden," sagte Erlton, „daß der alte Herr durchkommt. Er ist ein guter, freigebiger Bursche." — Aber Ihre Exzellenz würde viel erben!" gab seine Frau zu bedenken. „Läuft nicht weg. Für uns ist der Lebende einträglicher." — In diesem Augenblick rief die Gräfin ihren Befehl durch die Türspalte.

„Frau Gräfin können sich auf Ungestörtheit verlassen."

Also die Nichte machte Geschichten? Gott mochte wissen, welcher Art. — Seit sie der Herrin, schon vor ungefähr siebenzehn Jahren, den Gebrauch ihres Namens gestattet hatten für den Verkehr mit der

hinterlassenen Tochter einer unglücklichen Verwandten, deren Geschick durchaus verschwiegen bleiben mußte, waren sie überzeugt gewesen, daß eines Tages Unannehmlichkeiten daraus entstehen mußten.

„In solchen Sachen darf es keine Gutmütigkeit geben," sagte Erlton, „man muß sie ganz vergessen. — Sich unter einer Maske gelegentlich ihrer erinnern, ist verkehrte Politik."

Aber das war ja Angelegenheit Ihrer Exzellenz. Und übrigens waren sie überzeugt, daß alles noch anders zusammenhinge, als der Gräfin beliebt hatte, ihren Vertrauten darzustellen . . .

So gingen sie denn in gewohnter Gelassenheit zu ihrem Diner, und Almuth saß einsam vor ihrem Schreibtisch neben dem verhüllten Fenster; der bunte Raum hinter ihr lag im Dämmern.

Als sie anfangen wollte zu schreiben, dachte sie plötzlich:

„Wie hat mir Onkel Emmich geholfen!"

Es war fast schaurig zu denken, daß seine Erkrankung in diesem zum Zerreißen straff gespannten Augenblick ihres Lebens eine Erleichterung ihrer Lage bedeutete!

Sie konnte nun den Aufenthalt in Ägypten ohne aufzufallen abbrechen. Seit vorgestern der Prinz und sein Adjutant hier auftauchten, hatte sie schon hundertmal verzweifelt gedacht, daß man ihnen nirgend entrinnen könne. In allen Hotels würde man sich wiedertreffen: im „Winterpalace" in Luxor, im „Katarakt" in Assuan, vor den Tempel-Ruinen von Komombos;

auf den stillen Überschwemmungswassern, die den Boden der Insel Philä bedecken mit der Melancholie eines nassen Grabens; an Bord des Cookschen Dampfers, der sich mehr vom gewaltig strömenden Nil als von seinen Maschinen talwärts bringen ließ; in den dürren, orangeroten und lehmgelben Tälern von Theben, wo die von Glut gerösteten Felsen in ihren Tiefen die geheimnisschweren Gräber der Könige verbargen; droben auf dem großen Pylon in den Ruinen von Karnack . . . überall. — —

Nein, das schmale, langhin am Nil angesiedelte Ägypten war kein Land, wo Menschen, die alle dasselbe sehen wollen und sich kennen, einander vermeiden können . . .

Nun durfte sie abreisen . . . Sie wollte ihre Vorschläge dem englischen Arzt so machen, daß sie suggestiv wirkten und den Rat bestimmten, den er geben sollte.

Zeit gewinnen — nur Zeit! Wenn Barbara und Wichard Eggenkamp sich noch nicht ausgesprochen hatten, konnte eine längere Trennung in beider Herzen diese Liebe zum Abwelken bringen.

Was vergißt, was überwindet nicht alles das menschliche Herz! Sein tiefstes Geheimnis heißt: Erneuerungskraft! Besäße es das nicht, bestände das menschliche Dasein aus Katastrophen, Unfruchtbarkeit, Öde.

Sie las, um ihn nun zu beantworten, noch einmal den Brief der Luise Steinacker, sah sich noch einmal das Bild an, das sie gleich so vertraut angemutet. — — Ja, es waren die Eggenkampschen Züge! Keine sofort

und deutlich sprechende Ähnlichkeit. Aber der Familientyp. Ein stattlich mannhafter Schlag, diese Eggenkampschen Männer. — — Und der Brief der Luise Steinacker: wie voll gerader, entschlossener Einfachheit. Eine tüchtige und warmherzige Weiblichkeit sprach daraus. — Aber auch Unkenntnis des Lebens — und alle Härte des Urteils, die junge, ungeprüfte Herzen für undurchsichtige Schicksale haben können . . .

Welches Glück hätte Almuth diesem Mädchen nicht gegönnt! Das höchste, das seltenste!

Wie innig ersehnte Almuth auch der jungen Schwester helle Lebenswege, wie herrlich wäre es gewesen, ihr mit glückspendender Hand den Mann zuführen zu dürfen, den sie sich ersehnte.

Beides war unmöglich! Vielleicht — nur vielleicht hätte sie für die eine oder die andere doch noch das Geschick bezwingen und das Gefährliche klug zu meistern vermögen. — Nun aber standen sie, die voneinander nichts ahnten, sich im Wege.

Beißende Bitterkeit verzerrte den Mund der einsam vor sich hinbrütenden Frau. Sie empfand die höhnische Tragik des ewig Gestrigen! — War Gerechtigkeit, war Sinn darin, daß eine rasch verrauschte Aufwallung mit der Unruhe, der Unfreiheit eines ganzen Lebens bezahlt werden mußte und auch noch zerstörerisch auf Unschuldige hinüberwirkte?

Sie schrieb:

„Mein sehr geliebte Luise! Alles, was in meiner Brust an herzlichen Gefühlen für Dich lebt, und das ist sehr viel, wallte in Teilnahme auf, als ich Deinen

Brief las. Was ich Dir sagen kann und darf, will ich sagen. Allein es wird Dich nicht befriedigen, weil es nicht genügt, um die Ansprüche jener doch offenbar sehr vorurteilsvollen Frau zu befriedigen. Deine Eltern Steinacker, deren Namen Du mit Recht trägst, sind hochgeachtete Leute. Bei der Adoption ist alles genau nach den Buchstaben des Gesetzes zugegangen: Steinacker, der wegen seiner zarten Lunge sein Predigeramt hatte niederlegen müssen, war über fünfzig Jahre, durfte also die Adoption vollziehen. Er und seine Frau siedelten damals gerade nach Neustadt über, wo Dich jedermann für ihre rechte Tochter gehalten hat. Sie erzogen Dich so vortrefflich, daß auch die schärfste Kritik keinerlei Einwände gegen sie als Eltern und gegen Dich als ihrer würdige Tochter erheben kann. Mir scheint, das sind bürgerliche und moralische Garantien genug, Dich jeder Familie zur willkommenen Schwiegertochter zu machen. Auch, daß Du eine Mitgift hast, die nicht ganz unbedeutend ist für die in Frage kommenden Verhältnisse, darf dazu beitragen, Dir jedem Bewerber gegenüber das Gefühl einer sozial Wurzellosen zu nehmen. Wenn Frau v. Eggenkamp, die doch alt ist, ein wenig die Welt kennt, so weiß sie und kann es sogar in ihrer ländlichen Umgebung oft genug erfahren, daß nicht jedes Kind in so klare und geordnete Verhältnisse hineingeboren wird, als man es wünschen möchte. Das einem Menschen später entgelten zu lassen, verrät viel Härte und Kälte. Ich könnte für Dich, nach solcher bekundeten Gesinnung, ein Glück in der Familie Eggenkamp nie für möglich

halten. Selbst nicht, wenn ich Dir nun ganz sichere und beglaubigte Angaben über Deine Herkunft machen könnte. Denn die dargetane Art von Enge bliebe doch immer ein Beweis, wie unbiegsam und rückständig Frau v. Eggenkamp überhaupt sein muß. —

Du bist keineswegs das Kind des Doktors Steinacker, wozu Du Dich beglückwünschen kannst, denn er starb an einem Lungenleiden. Er war ein edler Mann, unendlich resigniert, mit vollem Bewußtsein die Zeit berechnend, die er noch zu leben habe. In seiner leidenschweren Güte war es ihm förmlich wie ein Geschenk, daß er einer armen jungen Frau in schwierigster Lage noch beistehen durfte. Er fand sie in einem kleinen welsch-tirolerischen Nest, in einem jener ländlichen Wirtshäuser italienischen Charakters, in denen sich höchstens einmal Bergtouristen zeigen auf ihren Wegen zu und von ganz seltenen Besteigungen. Der Mann war bei ihr, den sie schon damals haßte, weil sie, rasch ernüchtert, begriff, in welchem Rausch sie sich in seine Macht begeben.

Du bist kein uneheliches Kind, aber auch kein eheliches im Sinne des Gesetzes. Das klingt verwunderlich, ist aber auf die einfachste Weise erklärt. Der Priester der kleinen Gemeinde, in welcher Steinacker sich unwillkürlich der katholischen Kirche äußerlich — vielleicht in seiner Todesstimmung auch innerlich — anschloß, denn eine evangelische gab es dort nirgend — also der Priester, ganz bäuerisch, konnte nur das ihm Nötigste lesen, und mit dem Schreiben war es noch kümmerlicher bestellt. Aber er

war ein fanatischer Gegner der Zivilehe, die er als Schmälerung der Kirchenrechte ansah. Ohne Mühe ließ er sich von Steinacker bereden, Deinen Vater und Deine Mutter zu trauen. Der Zeuge wie die beiden Getrauten waren sich der vollkommenen bürgerlichen Ungültigkeit dieses priesterlichen Aktes bewußt. Aber die Empfindung Deiner Mutter wirst Du trotz Deiner Jugend verstehen: sie wünschte sich vor Gott als Gattin dieses Mannes zu betrachten, des zu erwartenden Kindes wegen. Er, leichtfertig, mit allerlei sehr verführerischem Blendwerk der Erscheinung und des Wesens von der Natur ausgestattet, fand diese Zeremonie vielleicht lächerlich. Durch Steinacker ließ er sich dazu bewegen. Dieser langsam Hinsterbende hatte eine wunderbare Gewalt über alle Menschen, mit denen er sich eingehender befaßte. Steinacker war es auch, der dem Mann überzeugend klarmachte, daß Deine Mutter ihn durchschaut habe und niemals ihre ganze Zukunft durch ihn verderben lasse. So fand er sich bereit, unter bestimmten Bedingungen in eine Trennung zu willigen, sogleich nach diesem kirchlichen Akt. — Der Priester war der einzige, der die Handlung als gültig ansah; er wurde gut bezahlt, aber er genoß mehr als die Bezahlung, den stillen Triumph, seiner Kirche Vorrecht gegenüber dem weltlichen Gesetz gewahrt zu haben.

Dies alles hat mir damals Deine Mutter geschrieben. Sie war mit achtzehn Jahren mündig geworden, gerade wenige Zeit vor Deiner Geburt. Diese frühe Mündigkeit war ihr aus einer testamentarischen

Bestimmung ihrer Mutter gekommen. Somit konnte sie sich von dem Manne loskaufen, der ihren Besitz und die Macht über sie nicht nur aus Leidenschaft, sondern vor allem um des Geldes willen angestrebt hatte. Was sie alles durch die Enttäuschung litt, was dies Erwachen sie an Selbstgefühl kostete — das muß ihr Geheimnis bleiben. An die Aushändigung einer recht stattlichen Summe knüpfte Steinacker, der alle Gespräche mit dem Mann führte, die Bedingung der Auswanderung. Die Bedingung wurde angenommen. Zwei Jahre nach der Ausreise Deines Vaters kam die beglaubigte Nachricht, daß er in Veracruz am gelben Fieber gestorben sei.

Der Priester hat in seiner geringen Schreibkunst und seiner sprachlichen Willkür, die alles italienisierte, den Namen etwas entstellt. Allein das hat keinerlei Belang für Dich. Du heißt Steinacker.

Wenn nun Deine Pflegeeltern eine Ähnlichkeit mit mir an Dir herausfinden wollen, so müßte, wenn sie darin recht haben, eine versprengte, verdünnte Familienähnlichkeit vorhanden sein. Deine Mutter war allerdings mit meiner Familie im Zusammenhang durch einen gemeinsamen Urgroßvater.

Nun wirst Du fragen, weshalb Deine Mutter sich nicht zu Dir bekannte.

Meine liebe Luise! Den Richterspruch hierüber laß erst von Deinen Lippen kommen, wenn Du einst, alt und erfahren, das Leben und seine Schwierigkeiten kennst oder doch von vielerlei Dingen mehr ahnst als jetzt. Das Wort „Schuld" sollte nur von der reifen

Erkenntnis weiser Herzen ausgesprochen werden dürfen — im Sprachgebrauch der Unwissenheit oder der Unbarmherzigkeit sollte es nicht vorkommen.

Deine Mutter konnte nicht anders handeln, als sie gehandelt hat! Ihr eigenes Dasein, das vieler mit ihr verbundener Menschen wäre verdunkelt, ja zerbrochen. Sie hat gesorgt, daß Deine Jugend von Liebe, daß Dein Leben von Sorglosigkeit getragen war und ist. Denke, sie sei tot. — Verzeihe ihr, wenn Du glaubst, sie bedürfe dessen. Und nimm an, daß ihr Leben mühsam war ...

Wie gern, wieviel beredter hätte ich Dir das mündlich gesagt. Allein von meinen Pflichten loszukommen ist jetzt unmöglich. Wir haben einen Schwerkranken. Seinetwegen werden wir in einigen Tagen Kairo verlassen. Ob wir aber nach Sizilien gehen oder an die Riviera, das hat der Arzt noch nicht bestimmt. Ich gebe Dir meine Adresse, sobald ich unseren Aufenthalt kenne.

Verzweifle nicht. Du bist jung. Jugend kann warten — hoffen." — —

Hier hielt die dahineilende Feder jäh inne.

Dieselben Worte, die sie vor einigen Stunden der jungen Schwester gesagt? ... Ja, die alltägliche, die ewige Weisheit, mit der man junge Herzen tröstet ...

„Glaube mir, wenn Du um eines Vorurteils willen verzichten mußt, dann ja, dann hast Du auf gar nichts verzichtet. — —

Ich umarme Dich

Deine Agnes."

Den in atemloser Raschheit geschriebenen Brief schloß sie mit so hastigen Händen, als fürchte sie seinen Inhalt. Dann trug sie ihn gleich in das Zimmer des Erltons.

Den Brief der Luise Steinacker und das Bild, das ihm beigeschlossen war, verbrannte sie im Kamin, dessen unberührtes Rost davon zeugte, daß er eigentlich nur zur Dekoration da sei.

Aber in ihrer Mappe verwahrte sie noch ein anderes Bildchen. — Sie nahm es heraus — eine solche kleine Photographie ist leicht erklärt, wenn sie zufällig in unrechte Hände käme . . . Ein namenloses Blatt — ganz ersichtlich nicht von berufsmäßiger Kunst hergestellt. — Es stellte ein junges Mädchen dar, stehend, im Sande eines Ufersaums, gegen den man die Wellen laufen sah, ihre Linien und die Falten des Wassers waren sehr deutlich auf die Platte gekommen. Von dem freien Hintergrund erhob sich in schlanken Umrissen die Gestalt im offenbar weißen Matrosenkleid. Klein war das Gesicht, aber doch klar erkenntlich.

Almuth starrte es an — Leben gewann es — Farbe — wechselnden Ausdruck. —

Ja, das waren ihre eigenen Augen — ihre eigenen Züge — die aller Frauen ihres Geschlechtes. — —

Eine leidenschaftliche, bis zur Inbrunst verzweiflungsvoll gesteigerte Sehnsucht ergriff sie. — Eine Liebe von tiefster Gewalt. — — Nichts lebte ihr auf Erden, das sie so geliebt hätte wie dieses junge Geschöpf. — —

Ihre Finger waren kalt — ihr Gesicht ganz ausdruckslos, als sie das Bildchen weglegte.

Sie besann sich langsam. Da war ja noch allerlei zu schreiben.

Eine Benachrichtigung an ihren Mann, dem sie außerdem auch gleich depeschieren wollte. Einige Worte an Chlodwig. — Die Eile und vielleicht auch den Mangel an Wärme glich sie durch einen Scheck aus, den sie beilegte — er hatte irgendeinen Wunsch geäußert, dieser verwöhnte junge Herr — er sollte ihn sich erfüllen.

Und dann an den Doktor N. Arvad. Den und alles, was sich an Erwartungen und Interessen an ihn knüpfte, vergaß sie nicht — in all ihren Erregungen blieb der Wunsch, der sie zu ihm zog, als Unterstrom in Bewegung und drängte dem Ziele zu.

„Hochverehrter Herr Doktor!

Eben um dieselbe Morgenstunde, als Sie unterwegs nach der Gare centrale gewesen sein müssen oder schon den Zug nach Luxor bestiegen, hatte ich einen schmerzlichen Schreck zu durchleben. Mein guter, lieber Onkel Emmich, mein zweiter Vater, erlitt einen Anfall, den man laienhaft einen leichten Schlaganfall nennen würde.

Er hat doch eine schon recht weit vorgeschrittene Arterienverkalkung, und meine Tage werden fortan von der stillen Angst begleitet sein, daß ich ihn früher verliere, als ich mir vorstellen mag. Denn ich liebe ihn, wie erfahrene Menschen lieben, die wissen, was sichere Wärme und unbedingte Treue bedeutet.

Es ist nun ausgeschlossen, daß wir noch nach Oberägypten reisen. In den nächsten Tagen müssen wir uns einschiffen. Ich bin entschlossen, nach Santa Margherita zu gehen, als Zwischenstation. Dann nach Deutschland. Je nach dem Befinden von Onkel Emmich entweder in ein großes Sanatorium oder nach Hahnenort.

Ich spreche die Erwartung aus, daß die angeknüpfte Beziehung, die mein Innenleben bereichert, nicht des Schauplatzes von Oberägypten bedurfte, um sich weiter zu spinnen. Mein kleines graues Buch — grau, weil es soviel unendliche Melancholie umschließt — bleibt einstweilen bei Ihnen. Das blitzende A. kann Ihnen von all dem leeren Glanz erzählen, der meine Tage umhüllt. Sie sehen: Das Gewand des Büchleins ist nicht ohne Sinn gewählt. Ob Sie wohl Lust haben werden, sich mit dem Inhalt zu beschäftigen?

Und wo, wann werden Sie es in meine Hand zurücklegen? In Santa Margherita? Mich dort mit Ihrem Besuch als mein sehr willkommener Gast erfreuend? Sie streifen es ja fast, wenn Sie Ihre Rückreise über Genua nehmen.

Mein Mann wird sich darin finden müssen, daß er sich bis zu seinen Sommerferien ohne mich behilft. Diese pflegen wir auf Hahnenort zu verleben; eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft versammelte ich immer dort um Onkel Emmich, seinem Wunsche gemäß. Wenn seine Gesundheit das Festhalten am gewohnten Programm dies Jahr noch gestattet, bin ich gewiß, daß er mir aufträgt, Sie zu bitten, den Kreis dort zu vervollständigen. So mache ich Pläne, wie Enttäuschte tun,

deren Gedanken vorauseilen, um sich schon die späteren Entschädigungen auszumalen.

Ich wünsche Ihnen schöne Tage. Und ich beneide Sie, daß Sie sie in Freiheit und Einsamkeit genießen können. Sich selbst gehören dürfen! Das muß wundervoll sein. Mir ist es nie beschieden. Ich muß immer am Wege stehen, lächeln und Händedrücke austauschen. Das ist mein Metier. Die Interessen von aller Welt muß ich brennend interessiert teilen — für die Dauer eines Lunchs, eines Empfanges, eines Dinners. Es gibt gar nichts, was mir wichtiger sein darf als der Augenblick, der ein liebenswürdiges Gesicht von mir fordert. Mein Mann ist der Ansicht, daß von seiner und meiner Beliebtheit das Glück des Reiches abhängt. Und die Leistungen unseres Kochs stehen in tief innerlichem Zusammenhang mit den Erfolgen unserer Politik.

Kurzum, es ist ein strapaziöses und ausnehmend verantwortliches Dasein. Ich sehne mich oft heraus. Wohin? Meine Seele sucht. Im poetischen Schaffen vielleicht findet sie Freiheit und Besänftigung. — Eine Gnade müßte über mich kommen wie der Tau in der Nacht über die verdürstende Erde nach Sommergluttagen! Onkel Emmich, der in gelegentlichen Anwandlungen sich für Naturwissenschaften interessiert, wollte mir einmal erklären, wie Tau entsteht — ja, ja, ich weiß es. Aber ich will es nicht wissen. Es soll das Himmelswunder sein, das verschwiegen und in zaubrischer Stimmung kristallene Tränen auf die Gräser in der Nacht herabweint — — und Tränen erlösen immer: ob sie nun über uns geweint werden, ob wir sie selbst

vergießen. Sie bedeuten immer Mitleid! Das eines Herzens mit uns oder das eigene mit uns selbst. Der Himmel also soll Mitleid mit mir haben.

Auf Wiedersehen.

Ihre Almuth Lauingen."

Dieser Brief reiste mit dem Nachtzuge nach Luxor. Die Kette der weiß angemalten Schlafwagen glitt unter Palmen dahin; fuhr oft lange auf hohem Deich neben dem Wasserfaden eines Kanals; jagte über den Nil auf dessen anderes Ufer; sah bald die starre Oede der Wüste nah an seiner Bahn, durchschnitt grünendes Land und war immer ein fremdes Ungeheuer neben dem aus dem Herzen der heißen Welt herabflutenden machtvollen Strom, für den die Zeit keinen Wandel zu haben schien.

Den Empfänger traf der Brief nicht sogleich. Doktor N. Arvad hatte den ersten Morgen zu einem Ausflug benutzt. Was zu sehen war, wollte er pflichtgemäß abmachen. Man konnte nicht in Ägypten sein, um sich lediglich das Bedürfnis zu erfüllen, still in der Sonne zu braten, bis man vor gedankenlosem Behagen jede geistige Anstrengung vergaß — die, die hinter einem lagen, und besonders die, die täglich und unentrinnbar auf einen warteten.

Der Nil in der Morgenfrische freute ihn. Ein wenig stromaufwärts sah man einen Palast, die Mauern waren rosig überglüht, neben ihnen drängte sich eine Gruppe von Palmen, Bananen und gelbblühenden Mi-

mosen. Ein wunderbarer Wohnsitz für Menschen, die eine Antonius- mit Kleopatra-Stimmung verband. —

Er fuhr über den Nil; einen Führer, einen Jungen und zwei Esel mit im Nachen. Unfern schwamm ein Pelikan auf der Flut. Der Führer machte ihn aufmerksam.

Pelikan bleibt Pelikan, dachte er, ob ich den Großschnabel hier schwimmen oder im Zoo sehe . . .

Er war entschlossen, sich von Eindrücken weder packen noch begeistern zu lassen. Er war jederzeit von tiefstem Mißtrauen, ja von Übelwollen gegen die Vergangenheit erfüllt — in welchen Zeugnissen auch immer er ihr begegnete.

Sie hat uns zu schändlich bestohlen! Das war sein Zorn. Und wenn sein Herz heiß war von Glück über einen bedeutenden Gedanken, den sein Hirn durchblitzte, so erfaßte ihn nachher Bitterkeit, wenn er feststellen mußte, daß ein anderer ihn schon vor ihm gedacht und ausgesprochen habe.

Und dann die Vergangenheit im persönlichen Leben! Ließ nicht jede Tat, die nur ein wenig über den Dummenjungenstreich hinausragte, ihre Spuren? Zum mindesten im Gedächtnis — wenn nicht gar in Gestalt von allerlei Verknüpfungen. War's nicht, als langten aus der Vergangenheit Gespensterhände heraus und faßten den Vorwärtseilenden am Gewand? Halt, du da — daß ich dir auf den Hacken bleiben kann!

Almuth Lauingen fiel ihm ein. Lag das, woran sie ersichtlich trug, in der Richtung jenes Klatsches? Wie

starr war ihr Blick geworden, als er von den Unsicherheiten sprach, die die Lüge schafft.

Eine Gewißheit war in ihm: sie wird es mir eines Tages sagen — mir — ohne daß ich etwas dazu tue. Irgend etwas treibt sie auf mich zu — auf mich.

Er tat vor sich, als würde ihm das lästig sein.

Langsam nur nahm ihn die sonderbare Welt des Todes und der Trümmer gefangen. In den Windungen der Täler zwischen bräunlich-rötlichen und hellsandfarbenen Felsen, deren mäßige Höhe nirgend der Sonne den Strahlenweg versperrten, schien die Luft geheizt. Der blaue Himmel droben wirkte leblos; kein Wölkchen zog an seinem blendenden Glanz vorüber.

Er kletterte den beleidigend elektrisch beleuchteten Gang hinab, der schräg tief in den Untergrund der Felsen leitete und dem Verstand unlösbare Rätsel gab, wie diese Gänge und die tiefen Grabräume hatten ausgehauen und malerisch geschmückt werden konnten. Er stand am Sarge Amenophis. Ein riesiger Glassturz schützte dies Totenlager. Moderne Fürsorge hatte den alten Kult umgeben, nachdem moderne Zudringlichkeit ihn zerstört. —

„Was ist Pietät?" Keine Empfindung. Bloß eine Zeitfrage. Wenn man Kaiser Wilhelms Ruhe stören wollte, wäre es Grabschändung. Nach dreitausend Jahren ist es bloß noch Forschung.

So wenig er wollte: dieses braune, stolze Haupt mit den geschlossenen Lidern, dieser ganze düster-fremdartige Anblick des vor etwa dreieinhalb Jahrtausend Bestatteten packte ihn doch. Die welken Blumen und

Girlanden erzählten rührend von der Unveränderlichkeit menschlicher Herzenbedürfnisse — damals wie heut, und ewig greift weinende Liebe nach Blüten, um den Verlorenen zu schmücken.

„Wir bleiben immer dieselben! Alles ist nur Kreisbewegung. Ist das nun ermutigend oder niederdrückend?"

Schade, daß sie nicht hier war. Ihre Antwort hätte er hören mögen. ‚Sie??' Um Gottes willen . . . hatte sie sich so in seine Gedanken gedrängt, daß sie einfach ‚sie' für ihn war?

Als er dann zurück zum Luxor-Hotel kam, huschte schon mit ihren eilenden Füßen die Nacht heran und scheuchte die letzten Zauberfarben vom Himmel, der in metallischem Grün, flammendem Orange und duftigem Rosa sich phantastisch geschmückt gehabt — in seinem gewohnten Abendrotschauspiel voll Pracht. Die Nebel dampften schnell über dem Nil auf und füllten das Flußtal. Durch die Büsche und Bäume des Hotels blitzten schon die ersten Lichter aus den weitgestreckten Räumen des flachen Baues. Eine mit riesengroßen scharlachroten Blüten bedeckte Poinsettia war von den elektrischen Birnen am Wege hell bestrahlt; wollte sie sich als Symbol all dieser unnatürlichen Vermählung von Afrika und Zivilisation spreizen?

Auf seinem Tisch vorm Spiegel, auf der Tüllbespannung der Platte, zwischen dem Gerät, das der Mensch beim Ankleiden braucht, lag ein Brief.

Schon Post?

Ah — ihre Handschrift . . . Sie war sehr intensiv

im Festhalten . . . Das war ihm zu anspruchsvoll, daraus konnten sich Bedrohungen seiner Unabhängigkeit entwickeln. —

Eine kleine Falte zürnender, männlicher Hoheit stand auf seiner Stirn. Dies kleine bißchen Ueberhebung, die nicht so ganz weit entfernt vom Wunsche Josephs ist, lieber seinen Mantel zu lassen . . .

Aber diese Abwehr kam ihm unversehens abhanden. . . Er las. . .

So? Also ein wichtiger, triftiger Grund zum Schreiben lag vor. „Meine herzlichen Genesungswünsche, verehrter, alter Knabe", dachte er. Und dann weiter? Nun, wie so temperamentvolle, schreibflinke, höchst geistig kultivierte Damen sind: ihre Feder hatte sie immer weiter geführt — bis zu allerhand Geständnissen. —

Er wollte spotten:

„Wie du auch strahlst in Diamantenpracht,
Es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht!"

Er las den Brief gleich zum zweiten Male. „Eine Gnade müßte über mich kommen wie der Tau in der Nacht über die verdürstende Erde nach Sommergluttagen!"

In seinem Koffer lag ja, versteckt unter seinen Krawatten, das kleine, graue Buch. Er holte es hervor. Dabei fiel ihm der Aquamarin in die Hand. Zwischen seinen Fingerspitzen ließ er ihn im Lichte funkeln. — Wie die Farbe ihn an ihre Augen erinnerte. — Und dann dies Buch. Es war so handlich. Indem er es

umschloß, wurde ihm die eigene Geste zum liebkosenden Griff. — Das feine Leder des Umschlags berührte seine Hand angenehm. — Leise strich er auch über das funkelnde A. Dann blätterte er in den Seiten.

„Lebensstille.“

Die lastende Stille
Umwächst rings mich drohend,
Und hebenden Kampfes
Freiatmende Lust
Erharr ich verlangend.

Dir, Leidenschaft, werf ich
Mit breitenden Armen
Mich trotzig entgegen,
Ich rufe dich! Nahe!
Als jubelnde Göttin
Willkommen, als Tod.

Doch schweigend verrinnt mir
Die dunkelnde Stunde.
Es steigen die Nebel —
So schreitet die Zeit
Mit bleiernen Füßen
Und zertritt meiner Seele
Sehnsüchtiges Leben.

„Hm . . .“, dachte er, „Lebensstille?!“

Und er stellte sich das von einer pausenlosen Geselligkeit erfüllte Dasein dieser Frau vor. Kam all das, was sie innerlich unruhig machte, doch am Ende auf das eine bewußte Sehnen hinaus? Sie war gewiß eine von den ganz seltenen Frauen, die zwischen zwei Küssen nicht von der Liebe sprechen. Und diesen Seltenen gestand er alles zu, auch das Sichhindrängen zum Manne. Denn sie sind sich bewußt, daß sie viel zu geben haben. — Ihr Erschrecken beim Anblick des

blonden Offiziers fiel ihm ein. War ihr Zustand der zwischen zwei Romanen? Immerhin ein anregender Zustand! Noch zittert das Schlußwort des einen wehmütig nach, und die Energie der Wünsche drängt zum Beginn eines neuen. Ja, ja, darüber hatte schon Goethe sehr schöne, sehr zutreffende Dinge gesagt.

Er dachte nicht daran, sich kritisch mit ihren Gedichten zu befassen. Er sah: da war Wille und Temperament, auch poetisches Gefühl. Alles von Dilettantismus noch gebunden.

Die Frage des Augenblicks war für ihn: Was antworten?

Während er sein Mahl in Gesellschaft jenes Amerikaners verzehrte, den er auf dem Dampfer kennengelernt und gestern im Zuge wiedergefunden, dachte er über seine zu gebende Antwort nach. Er plauderte heiter mit Mr. Murby, dessen historische Ahnungslosigkeit ihn sehr erfrischte und ihm ein Beweis schien, daß man unbefangener in der Zivilisation vorwärtskomme, wenn man sich unabhängig von der Vergangenheit halten könne — was eben doch nur der Unwissenheit möglich sei. Und dabei blieb immer in ihm der erwägende Gedanke: Was antworte ich ihr? — Zwischen Nachtisch und Kaffee wußte er es dann.

Er ging ins Schreibzimmer, und in zwei Minuten war die Antwort getan. Wahrscheinlich hatte Ihre Exzellenz Almuth, Gräfin von Lauingen, Hochgeboren noch niemals einen so kurzen Brief erhalten. Er hatte nur diesen Inhalt:

„Gnädigste Gräfin!

In Santa Margherita!

Ihr sehr ergebener N. Arvad."

Er lächelte, als er dies außerordentliche Schreiben in den Umschlag schloß und überschrieb. Er wußte: die Menschen, ob man sie mit Wahrheit oder Lüge bediene, glauben immer das, was sie ihrer eigensten Seelendisposition nach glauben wollen und müssen. Auch bei der Aufnahme und Ausdeutung seiner Antwort würde die Empfängerin von ihren innersten Notwendigkeiten beherrscht werden. Vielleicht erschien ihr diese Antwort verheißungsschwer — fast schwül vielleicht. — Sie konnte glauben (wenn ihr Trieb sie zwang, das zu glauben), daß er zuviel zu sagen habe und sich deshalb in das Schweigen rettete . . . Kurzum, sie konnte in seine Knappheit das hineinfärben, was ihr im Augenblick reizvoll schien. —

Nebstbei genoß er das Gefühl, daß er nun keinen Briefwechsel zu befürchten habe, der ihm seine Muße beeinträchtige. Und das weitere: die Gewöhnlichkeit vermieden zu haben!

Die weiße Wagenschlange mit dem düsteren rauchenden Kopf glitt auf den Eisenschienen durch die Nacht wieder nordwärts. Vom blauschwarzen Himmel flimmerten die Sterne auf sie herab, und schwer und dunkel strömten die Wassermassen des Nils dem fernen Meere zu. Strom und Dampf schienen einen Wettlauf im Finstern auszutragen — aber der Dampf blieb Sieger. Und mit klagendem Rauschen, die bleichen

Stufen knochendürrer und blasser Felsbrocken bespülend oder in das sandige Ufer seiner Wellenlinien einzeichnend, versuchte der Fluß unermüdlich nachzukommen. Unfern der einzelnen Ortschaften und ihrer Landungsbrücken schliefen, sicher vertäut, Cookdampfer, flache Frachtboote und Dahabijen, die sich dem heftigen und unmarkierten Strom nicht zur Nachtfahrt anvertrauen mochten. Aus einigen von ihnen glomm stilles Licht. Vom Bord der Dahabijen klang vielleicht auch das Schwirren fremdartigen Saitenspiels in die schwere Finsternis hinaus. — Dort mochte sich das geheimnisvolle Reiseleben hoher muselmännischer Damen abspielen, die wohl mit ihrem Arzt, als dem einzig ihnen verstatteten männlichen Verkehr, Erholungsfahrten auf dem Nil unternahmen. — —

So fuhr, wie durch Märchentraum des Morgenlandes, der Brief, und Almuth las ihn, wie der Schreiber es geahnt: sie fühlte eine solche Verheißung auf sich zukommen, daß sie fast erschrak. — — Diese inhaltsschwere Kürze schien Gedanken zu verraten, die vom Manne zum Weibe wollten — — nicht nur vom Geist zum Geist. — Ein feines Rot stieg in ihr Gesicht. — Abwehrend wallte ihr Stolz auf. — — Konnte man denn nie und in keiner Form des Verkehrs nur Mensch sein? Kam immer der Mann mit Voraussetzungen oder gar mit Wünschen? Mußte das Weib sich immer darauf gefaßt halten, solchen zu begegnen oder sich solche zutrauen zu lassen? Wie zerstörerisch! Weil sie sich nun aber diese ihre Beziehung zum Doktor N. Arvad nicht zerreißen lassen wollte, las sie zuletzt die kurzen

Worte doch ungefähr so: jetzt will ich schweigen — ich hätte über die Gedichte so viel zu sagen, daß ich es besser mündlich tue — ich komme! Und sie fand Gefallen an der kecken, ungewöhnlichen Kürze.

Beinahe hätte sie Onkel Emmich davon erzählt. Aber er würde nicht verstanden haben. „Sind das Formen? Dir gegenüber?" Nein, diese Frage wollte sie nicht hören.

Der alte Herr ließ sich nur zwei Tage im Bett halten, fuhr spazieren, begrüßte die Welt als ihr treuer und guter Freund mit Wiedersehensgenuß und sonnte sich in der Teilnahme der Bekannten an seiner „kleinen Unpäßlichkeit". „Ja, fast hätte ich die Prophezeiung der alten Klitzow Lügen gestraft und wär im Nachthemd gestorben", scherzte er. „Meine Toilette sagte aber dem schlanken Herrn mit der eigenartigen Waffe nicht zu. Er salutierte mit der Sense und zog unverrichteter Sache ab."

Ganz perplex war er, daß man nach Europa zurückkehren wolle. Er hatte sich von Almuth, seiner vergötterten Tyrannin, hierher verschleppen lassen, weil man doch irgendwo sein müsse. Dann war er glücklich gewesen, weil man hier „alle Welt" traf und sich keinen Augenblick aus der gewohnten Atmosphäre gerissen fühlte. Almuth konnte ihm nicht sagen: Deinetwegen reisen wir ab — es wäre auch nur halbe Wahrheit gewesen. — So hieß es wieder lügen, wie tausendmal im Leben. Sie deutete dem Arzt an, daß das Klima ihre Neigung zur Blutarmut befördere, daß man aber den alten Herrn mit dieser ihrer Selbstbeobachtung nicht er-

schrecken dürfe; er sei immer zu besorgt um sie. Und so deutete wieder seinerseits der Arzt dem alten Herrn an, daß Ihre Exzellenz eine von den Konstitutionen habe, denen die Riviera entschieden besser bekommen würde als Aegypten; wenn er einen Rat zu geben habe, könnte es der sein, den Aufenthalt zu wechseln... Ja, natürlich, sofort! Er, Onkel Emmich, hatte schon mehr als einmal gefunden, daß Almuth ein wenig blaß scheine.

So wurde es denn rasch entschieden. Der Dampfer des Norddeutschen Lloyds, der von Ostasien nach Bremerhafen fuhr, war in zwei oder drei Tagen in Port Said fällig. Man konnte sich dort einschiffen und in Genua von Bord gehen. Blieb als eigentliche Anstrengung für Onkel Emmich nur die Eisenbahnfahrt von Kairo nach Port Said. Erlton begab sich zu Cook, um alle Geld- und Fahrkartenangelegenheiten zu besorgen; seine Frau packte, den Inhalt der vielen Koffer nach dem ein für allemal feststehenden Verzeichnis ordnend. Bis in Almuths Wohnräume drang keine Vorbereitungsunruhe. Aber sie fühlte sich doch gehetzt. Da waren ein paar Besuche zu machen, man hatte mit diesem oder jenem arabischen Kunstgegenstand geliebäugelt und wollte nun doch allerlei mitnehmen. Onkel Emmich durfte diese anstrengenden Fahrten nicht mitmachen; er konnte allerhöchstens mit Barbara spazierenfahren.

Als sie dann zusammen im Wagen saßen, kam der alte Herr, ohne sich das selbst klar zu machen, in die drollige Stimmung der Unbeaufsichtigten, die ein Vergnügen daran haben, etwas unartig zu sein. „Auf

Gezireh sollen wir umherfahren? Weißt Du was, Barbara? Wir fahren in die Stadt, das ist amüsanter. Wir können ja einen Gang durch Esbekiyeh machen, um die Lunge voll frische Luft zu bekommen — woran Almuth für mich zu liegen scheint."

„Kind," sagte er nachher im Wagen, „du bist so still."

„Es tut mir leid, daß wir abreisen."

„Versteh' ich, versteh' ich. Du kommst nun um Oberägypten. Aber so was holt sich nach — man kommt mal wieder. Für Almuth sei die Riviera gesünder — Almuths Gesundheit geht allem vor", sprach er wichtig. „Ich bliebe sonst auch gerne. Wenigstens solange Prinz Fritz-Gustav hier ist. Ein entzückender Mensch. — Na, du kannst noch nicht vergleichen. Manche Hoheiten gibt es, die nicht davon loskommen: man sei nur ihretwegen da! Aber Fritz-Gustav! Wie kindlich saß er an meinem Bett und hielt meine Hand. — —"

Barbara nickte. Ihr Herz horchte. Würde Onkel Emmich nun nicht in seinen Lobpreisungen auf den Adjutanten übergehen? Aber er beschrieb nochmals jene Szene, wo der jetzige Großherzog als junger Erbprinz durch seine, des gerade diensttuenden Kammerherrn flüsternde Anleitung aus Verlegenheiten gerissen worden war. Er wußte noch die Toilette, die die Großherzogin getragen, damals als . . . Und der Rangordnungsschwierigkeiten entsann er sich bei jener Tafel, wo . . . Die gnädigen Scherzworte des alten Kaisers fielen ihm ein, jenesmal wie . . . Und so plauderte er sich in seine Erinnerungen hinein, und von

Eggenkamp sagte er nichts. Der Wagen rollte durch das Straßengewirr; er hielt ein Weilchen zwischen den Palmen auf dem Rond Point Suarez, weil Onkel Emmich die vorbeimarschierende Truppe sehen wollte: Sudanneger in wundervoll kleidsamer, staubgrauer Uniform mit Gamaschen und grünen Schals um den Leib. Sie zogen im Geschwindschritt vorbei, fast laufend und in straffer Ordnung, ihrer scharf trommelnden Musik nach.

Da wurde Barbara rot.

„Onkel Emmich," sagte sie, „da drüben — — Prinz Fritz-Gustav . . . ."

Auch der Prinz und sein Adjutant schauten von ihrem gleichfalls haltenden Wagen aus der malerischen Soldateska zu. Nun war Onkel Emmich ganz verklärt vor Glück. Darüber sah er nicht, daß seine junge Nichte alle Unbefangenheit verloren hatte. Er winkte — winkte. — Und die Herren winkten zurück.

Kaum war der Zug vorüber, so stieg drüben der Oberleutnant v. Eggenkamp aus und kam über den Platz.

Seine Hoheit ließe seine Freude ausdrücken, daß der Baron v. Hochfeldern sich wieder frisch genug fühle zu einer Fahrt in die Stadt.

„Ohne Erlaubnis, lieber Eggenkamp — mit einigem schlechten Gewissen. Wie wir hier sind, meine Großnichte Barbara und ich, haben wir eine Strafpredigt zu erwarten — hatten strenge Order: Gezireh — Fahrt im Grünen — Frische Luft. — Aber wir

gleichen es etwas aus: Werden einhalb Stündchen im Esbekiyeh spazieren."

„Das ist das Ziel des Prinzen. Wir hatten noch nicht Gelegenheit genommen, den Park zu besuchen."

„So folgen wir errötend Ihren Spuren."

Und nun hielt Onkel Emmich seine eigenwillige Fahrt für durchaus gerechtfertigt und geglückt.

Als ihr Wagen am Haupteingang vorfuhr, warteten schon die beiden Herren auf sie. Der Prinz reichte dem jungen Mädchen seine helfende Hand, und Eggenkamp stützte den alten Herrn, der selbst überrascht war, wie unsicher ihn die Beine trugen und was für ein Schwindelgefühl ihm die Veränderung der Körperhaltung verursachte. Nun, es würde schon alles wieder kommen. Es war ja weiter nichts gewesen. Er wünschte, sich selbst und vor allem dem Prinzen seine Frische zu beweisen. Munter erzählte er drauflos, berichtete, wie er noch vor fünf Minuten seiner Großnichte gegenüber der unvergleichlichen Erscheinung Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin gedacht . . . Der Prinz lenkte dann sein Interesse auf einige prangende Exemplare indischer Palmen, die hier als vornehmtuende, fremde Gäste mit ihren hellgrauen, glatten, runden Stammsäulen zwischen den schuppigen und rauhen Stämmen der afrikanischen Palmen standen. An den hohen Bananen, zwischen ihren zerfetzten Blättern sah man die sonderbar barockgeformte lila Blume und den Behang der grünen, dicht aneinandergepackten gurkenförmigen Früchte. Und Onkel Emmich sagte, daß dies alles ihm zu botanisch sei, an Südfruchthandlungen und

Blumenläden erinnere; daß seine Gravensteiner Aepfel im Obstgarten von Hahnenort ihm lieber wären; ganz vom Park zu schweigen. Und kurzum: Hoheit müsse einmal die Gnade haben, ihn im Sommer in Hahnenort zu besuchen. Almuth stelle die Liste der Gäste immer geschickt zusammen und werde sie dann seinerzeit Hoheit vorher einzusenden sich erlauben, so daß immer Namen gestrichen und ergänzt werden konnten.

Fritz-Gustav nahm vorweg gern an, für sich und seinen Adjutanten, für den Fall, daß nicht schon vorher seine Verlobung mit der Prinzessin Adelaide vollzogen werde, welchen Plan er hiermit dem alten Freund seines Hauses anvertraue. Natürlich — tiefste Verschwiegenheit . . .

So war Onkel Emmich in seiner erfrischendsten Daseinsluft und vergaß die Großnichte und den Adjutanten völlig, wie der Handlungsträger die Statisten vergißt.

Sie schritten hinterdrein. Ohne Vorsatz, immer langsamer. Weil sie einander zuviel zu sagen hatten, schwiegen sie völlig, ohne dies als etwas Ungewöhnliches zu empfinden.

Der Park mit seinem künstlichen Teich in der Mitte war in seinen Hauptteilen von der poesielosesten Uebersichtlichkeit. Ein Hauch von Staub lag über ihm, und bei seiner vormittäglichen Menschenleere glich er fast einem verlassenen, schlecht gehaltenen Festplatz früherer Moden. Aber hier hätten die Wohlgerüche des Paradieses die Luft durchdringen können: diese beiden jungen Menschen hätten nichts davon in sich aufgenommen. Sie

zitterten einander entgegen . . . Es war das erstemal, daß ihre Stimmen nicht belauscht werden konnten — das erstemal, daß keine zufällige oder absichtliche Beobachtung sie bewachte.

Neben einem sich halb über den Weg vordrängenden Gebüsch von Sykomoren und Poinsettia blieb Barbara stehen, sie tat, als wolle sie sich die großen Scharlachblätter um den kleinen gelben Blumenkern in der Nähe betrachten. Aber schon zugleich hob sie den Kopf, sah mit beredten Blicken zu dem neben ihr stehenden Mann empor und sagte ohne jede Vermittlung, was ihr das Herz schwer vor Kummer machte:

„Wir reisen übermorgen nach Europa ab."

„Barbara" — — sagte er erschreckt.

Und ohne daß sie sich mit einem einzigen Wort ausgesprochen, geschah es, daß er sie in seine Arme nahm — daß sie sich gegen seine Brust drängte. — — Ein Kuß, kurz, voll Innigkeit — und dann ließen sie einander — sich anstaunend, hochaufatmend — selig lächelnd.

Hatte es denn anders sein können? Sie wußten es schon lange: sie gehörten zueinander.

Vor einigen Tagen waren sie noch voll freudigen Mutes in dem Gedanken zufrieden, daß sie hoffend warten sollten. — — Es ist leicht zu hoffen, leicht zu warten, wenn man sich immer sehen und im geheimen Glauben aneinander selig sein kann.

Aber die Trennung veränderte für ihre junge Liebe und ihre sehnsuchtsvollen Herzen alles. Zu unruhvoll rauschte das Verlangen nacheinander durch ihre Adern.

— Es trieb sie, sich aneinanderzuklammern für eine Traumsekunde lang. Aber in ihr zerriß die Möglichkeit zu warten, sich noch zu entsagen. Der Funke der Leidenschaft sprang auf . . .

Barbara stand und lächelte ihn an wie eine Berauschte.

Er nahm ihre Hand.

„Du Eine — Meine . . .“ sagte er leise.

„Oh — —“ seufzte sie auf — sie war fassungslos von dem neuen Gefühl — als habe sie erst eben entdeckt, daß sie ihn liebe.

Und nun?

Da, weit, weit vorn schritt der alte Mann auf seinen einknickenden Beinen und neigte sich eifrig beflissen zum kleineren Prinzen hinab. —

Würden sie sich nicht umwenden? Und sogleich sehen, daß sich alles, alles verändert habe?

Dies deuchte Barbara ganz gewiß . . .

„Es geht nicht anders. — Ich spreche mit deiner Schwester — ich lasse dich nicht fortgehen ohne die Gewißheit, daß du mir gehören wirst. Wie sollen wir sonst die Trennung ertragen.“

Sie nickte nur — erhoben durch seine Festigkeit . . . Ihr halbes Leben würden sie darum gegeben haben, so dachten sie in ihrem Rausch, wenn sie sich jetzt nur eine Stunde lang, ach nur selige Minuten lang hätten aussprechen dürfen — sich einander abermals umfassend — küssen — küssen.

Aber die beiden Vorausgewanderten sahen sich nun wirklich um und blieben wartend stehen. Es hieß ihnen

zeigen, daß man eile, nachzukommen. — — „Ja", sagte Barbara gehorsam, als hole man sie mit befehlendem Ruf heran. Und im hastigen Schreiten sagte er noch:

„Da wir nicht genau wissen, was deine Schwester gegen mich hat, wollen wir vorsichtig sein. Ich meine: du sagst ihr nichts. Ich schweige auch gegen Fritz-Gustav. Ich will mit ihr sprechen. Sie soll offen erklären, warum sie mich ablehnt. Vielleicht ist alles nur Einbildung von dir. Vor einigen Tagen warst du so gläubig — —"

Du! Du!

Wie das ihr wundervoll klang. — — Ja: dein, dein! antwortete ihre Seele.

Fritz-Gustav lächelte ihnen entgegen; man las ihm seinen liebevollen Verdacht vom Gesicht ab. Onkel Emmich gab sich etwas gesteigert — er wünschte zu verbergen, daß er eigentlich nicht mehr könne, aber gerade in seiner allzugroßen Scherzhaftigkeit verriet er sich doch. In dieser seiner beängstigenden Lage ein junges Menschenpaar zu beobachten, das ihm nicht im geringsten verdächtig war, kam ihm nicht bei. Er legte seinen Arm in den Eggenkamps und vertuschte diese Geste des Sichstützens mit allerlei Glossen über Alter und Jugend. Man kam nicht ohne Not zu dem Wagen zurück. Der Prinz bot an, daß sein Eggenkamp den alten Herrn und die Baronesse zum Semiramis geleite. Aber wo dächte Hoheit hin? Nie und nimmer würde Onkel Emmich sich erlauben, Hoheit seines Begleiters zu berauben

Als der Wagen davonfuhr, sagte der Prinz zu seinem Adjutanten:

„Der alte Hochfeldern geht bald ein. Der ist förmlich sichtbar zusammengefallen in den letzten Tagen. Nun — er hat ein schönes Leben gehabt. — Es mag schon besser sein, daß Almuth Lauingen ihn nach Europa zurückbringt. — Aber das nenne ich doch schikanös vom Schicksal . . . Da reist man extra nach Aegypten, um — — ja was wollt' ich sagen?"

„Hoheit wollten vielleicht sagen, daß man auch in wenigen Tagen viel Schönes sehen und bei nur kurzem Zusammensein mit wertvollen Menschen unverlierbare Erkenntnisse mit hinwegnehmen kann . . . ." meinte Eggenkamp zögernd.

„Unverlierbare Erkenntnisse! Ja, wenn man die gewonnen hat, geht man immerhin mit 'ner deutlichen Marschroute der Zukunft entgegen. Glücklich, wer das kann", sagte der Prinz nachdenklich.

Diese, nur von fern andeutenden Worte waren den beiden Männern Aussprache genug. Sie waren von jener seltenen Seelenkeuschheit, die bei feinen Naturen die Form der Verlegenheit annimmt.

Am Nachmittag desselben Tages ließ Eggenkamp sich bei der Botschafterin melden. Sie nahm gerade den Bericht Erltons entgegen: Es war noch möglich gewesen, die nötigen Kabinen für die Ueberfahrt zu bekommen, der große Strom der Menschen, der, wenn es Frühling werden will, von Ostasien und von Ägypten nach Europa sich ergießt, setzt erst zwei, drei Wochen später ein; am nächstfolgenden Tag den Frühzug nach

Port Said zu nehmen, sei ratsam; dort hieß es dann den Dampfer abwarten; Zimmer im Hotel Continental seien gesichert.

Sie hatte den Hut auf dem Kopf. Sein breiter Rand aus schwarzen halbdurchsichtigen Chiffonfalten gab ihrem Obergesicht leichten Schatten. Die rosa Straußfedern, die ihn seitwärts schmückten, wirkten festlich. Das schwarze Kleid war von reizvoller Grazie durch die Spitzen, die es überreich verzierten. Auf der Lehne des arabischen Thronsessels lag ein schwarzer Atlasmantel, sein rosa Futter war im Faltenwurf da und dort sichtbar. Sie wollte zu einem Tee fahren. Mit Barbara. Die wartete schon im Zimmer bei Onkel Emmich, der unter keinen Umständen auf die Teilnahme an diesem Tee verzichten wollte. Denn dort sollte er doch seine alte Freundin Lady Goldmere wiedersehen; er freute sich schon wie ein Kind darauf, sie an jene Marschalltafel zu erinnern, wo er neben ihr saß gelegentlich des Besuches des Herzogs von Connaught am Hofe, als dieser die Prinzeß Luise Margarete umwarb. — Es war peinlich lange her. Aber man hatte über die Zeit triumphiert. — —

„Eggenkamp?" Der Name klang ihr wie eine Drohung entgegen. Aber ihn abzuweisen, durfte sie nicht wagen. Er konnte eine Botschaft vom Prinzen zu überbringen haben. Eine Einladung, eine Erkundigung nach Onkel Emmichs Befinden; Barbara hatte erzählt, wie mühselig es bei dem Spaziergang im Esbekiyeh zugegangen sei.

„Ich lasse bitten . . ." Nun, der Hut auf dem

Kopf, der Mantel dort auf der Stuhllehne sprachen von Mangel an Zeit — bedeuteten Mahnungen für den Besucher.

Das Zimmer war sehr hell, am Kronleuchter hingen die Birnen als leuchtende Tropfen; die Stehlampe neben dem arabischen Thronsessel durchglühte ihre farbigen Schleier. In dieser scharfen Beleuchtung schritt der Mann von der Schwelle her auf sie zu.

Kam es ihr nur so vor? Hielt sich Eggenkamp noch aufrechter als sonst? Und wie gerade er sie ansah! Aber auch mit welchem Ernst. Die unbestimmbare Würde einer gewissen feierlichen Haltung war um ihn.

Almuth setzte sich auf den Rand der Chaiselongue. Der niedrige Sitz gab ihr Zwanglosigkeit, sie faltete ihre Hände auf dem Knie, neigte sich ein wenig nach vorn und schlug einen leichten Ton an.

„Sie finden uns im Begriff, zum Tee zu Madame Dutout zu fahren. — Sie wissen — Gattin eines der Bevollmächtigten der Großmächte zur ägyptischen Schuldenverwaltung. — Wie amüsant, diese Einrichtung — Schulden hat Aegypten nämlich schon lange keine mehr, nur Ueberschüsse — aber die Großmächte vergessen einfach die Abberufung der Herren Bevollmächtigten — scheint es . . . Ja, ja — man hat immer die eifersüchtige Angst, doch vielleicht ein bißchen Einfluß hier behaupten zu können — zu betonen, daß man auch noch da ist. — Als ob Lord Cromer für irgendeinen Einfluß außer dem englischen Raum gelassen hätte . . ."

Er warf keine Antwort in die knappe Pause hinein, die sie ihrer Plauderei gönnte. Da fragte sie, immer lächelnd:

„So feierlich, lieber Herr v. Eggenkamp? Als Ueberbringer welcher Nachrichten? Ich erwarte die angenehmsten. Denn Hoheit verwöhnt mich."

Eggenkamp mußte etwas zu ihr hinabsehen, denn sehr steif aufrecht saß er auf einem Stuhl ihr gegenüber.

Fest war sein Blick, eine entschlossene Offenheit sprach aus seinem ganzen Wesen.

„Wozu soll ich Vorreden machen", begann er. „Es gibt Dinge von so klarer Einfachheit, daß man sie nur schädigt durch gewundene Einleitungen. Ich liebe Ihre Schwester und bitte Sie, Gräfin, die Sie an ihr Mutterstelle vertreten, um ihre Hand."

Er sah es mit Erstaunen: sie wurde so bleich, daß sogar aus ihren Lippen die Farbe wich.

„Mein Mann ist der Vormund", sagte sie.

„Das, Gräfin, ist ein wenig Wortklauberei. Ich werde natürlich an Seine Exzellenz schreiben und meine Bewerbung offiziell wiederholen. Allein Sie sind es, die Barbara wie eine Mutter voll Güte betreuen. In der Tat kommt wohl nur Ihre Zustimmung in Frage, und Ihre Einwilligung schließt von selbst die des Grafen Lauingen ein."

„Ich danke Ihnen für die Ehre, die Ihr Wunsch bedeutet," antwortete sie sehr leise, „allein ich bitte Sie, sich keinen Hoffnungen hinzugeben."

„Der Grund dieser harten Antwort . . .?"

„Barbara ist arm. Sie kann keinen Offizier

heiraten, der nur über eine mehr oder minder bescheidene Zulage verfügt. Wir sind nicht — — willens — — auch nicht — in der Lage, für meine Halbschwester in größerem Rahmen zu sorgen. Wir haben einen Sohn."

Wie sonderbar war ihre Art — als taste sie nach Worten — nach Vorwänden. — Er glaubte ihr nicht.

„Meine Zulage ist allerdings bescheiden. Doch bleibt sie mir auch nach einer Heirat, denn diese Zulage ist die Verzinsung meines Erbanteils an unserem Stammgut Eggenkamp. Ich bewerbe mich um Ihre Schwester nicht in der Hoffnung, durch ihre Mitgift in wohlhabende Zustände zu kommen. Ich glaube, einer besonders guten militärischen Karriere entgegensehen zu dürfen. Ich glaube, daß Ihre Schwester und ich die gleiche Neigung haben — die, zu einem anspruchslosen Leben im Kreise, den der Beruf zuweist —, und daß der alte Land- und Militäradel immer noch, trotz aller Strömungen der materiell gewordenen Zeit, auf vornehme Einfachheit hält, wissen Sie, Gräfin, ebensogut wie ich. So würde doch vielleicht eine bescheidene Mitgift genügt haben, die ich für Barbara von Ihrer und Seiner Exzellenz Großmut glaubte erwarten zu dürfen . . ."

Sie machte eine schwache, ablehnende Handbewegung.

„Es kann nicht mein Wunsch sein," fuhr er in einem sehr kalten Ton fort, „bettelnd oder handelnd um eine Mitgift zu feilschen für das Mädchen, das ich liebe. Scheiden wir diese Frage aus. Ich wiederhole

meine Werbung. Und wenn Sie mich fragen, was mir das erlaubt, was ich zu bieten habe, antworte ich: Hoffentlich eine Zukunft und den festen Willen eines Mannes, sie zu erobern, sei es auch unter den größten Opfern, durch härteste Arbeit."

„Sie haben ein ungefähres Bild solcher Zukunft?" fragte sie leise.

„Südwest!" sagte er kurz. „Nicht Kolonialtruppe. Farmer."

Und mit bewegterer Stimme, aber mit derselben Festigkeit setzte er hinzu:

„Es ist schwer, den Rock auszuziehen, den man liebt — schwer, allen Hoffnungen zu entsagen, mit denen man an seinem Beruf hing. — Schwerer aber noch, auf die Zukunft mit der geliebten Frau zu verzichten. Das kann ich nicht."

Eine Aufwallung stieg in ihr empor — heiße Freude — — Südwest — ja Südwest — — fern von Europa — oh — dorthin den beiden herrlichen jungen Menschen unzählige Beweise der Güte senden — ihnen alles erleichtern. — Aber die Aufwallung sank gleich in sich zusammen.

Südwest! Das Wort verhöhnte sie förmlich! Die Ferne war heute immer nebenan und die Erde zu klein geworden, um auf ihr etwas zu verbergen. —

„Mein Mann, als Vormund, dürfte nicht erlauben, daß meine Schwester ihre Jugend einer so ungewissen Zukunft so früh anverlobt."

„Wenn Barbara mündig wird, also in anderthalb oder zwei Jahren, kann sie über sich verfügen."

„Herr von Eggenkamp," sprach die bleiche Frau mit trockenem Munde, „es gibt eine Vormundschaft, die nicht mit dem Datum des Geburtstages zusammenhängt. Mein Vater hat mir auf seinem Sterbebett seine damals erst vierzehnjährige Tochter anbefohlen."

„Doch wohl, um ihr Glück zu fördern, nicht um einem solchen im Wege zu stehen!"

„Ich kann nicht an ein Glück glauben, das mit wirtschaftlichem Kampf von vornherein verbunden sein soll oder mit so langem Warten, daß darüber Barbaras Jugend vergeht."

Sie rang mit ihm und begann sich vor seiner Festigkeit zugleich zu fürchten.

Er stand auf.

„Gräfin," sprach er, „Ihr Widerstand muß mir auffallen. Seine Begründungen erscheinen mir nicht glaubhaft. Liebende Herzen lassen sich nicht alle Hoffnungen nehmen. Hängen die Gründe Ihrer Ablehnung mit meiner Person zusammen?" . .

Sie blieb in ihrer zusammengesunkenen Stellung, die Hände fest auf den Knien gefaltet.

Nun konnte er noch weniger von ihrem Gesicht erkennen, dessen oberen Teil der Hutrand beschattete. — Eine kurze Pause entstand. — — Schwer.

„Ich glaube sagen zu dürfen, daß die Ehre meines Namens und die meiner Person bisher von niemand bezweifelt wurde."

Es war so viel Stolz und Schmerz in seiner Stimme, daß die Frau aufschnellte. — Schon stand sie vor ihm — schon faßte sie seine Hand.

„Niemand — niemand — —", sprach sie. — — Er hörte, sie wollte sagen: Niemand bezweifelt sie dir. — Er sah in ihr Gesicht — es war nun fast im vollen Licht, als enthülle es sich ihm — und die hellen großen Augen brannten ihm entgegen. — Was war das für ein Ausdruck? — —

Nie und nimmer ein feindlicher!

„Es kann nicht sein. Glauben Sie mir. Ich flehe zu Ihrer Großmut: Machen Sie Barbara das Entsagen nicht zu schwer."

„Ich bin nicht der Mann, unbekannten Gründen zu weichen. Ich darf es nicht. Denn ich weiß mich geliebt. — — Es muß, es wird ein Tag kommen, wo wir diese Unterredung fortsetzen."

Was war für sie noch zu sagen — seine letzten Worte hießen Aufschub!

Das war für diesen Augenblick alles, was sich hatte ergeben können.

„Ich habe eine Bitte," begann sie, „lassen wir diese Unterredung unter uns — ich meine: verheimlichen wir sie dem Prinzen wie auch meinem alten Onkel Emmich. Wir reisen übermorgen früh. Eine Zerstörung, ein Auseinanderfallen unseres Kreises noch am letzten Tage würde Onkel Emmich schwer erregen. Sie wissen: er ist in Lebensgefahr."

„Ich weiß es. Das Vertrauen zwischen dem Prinzen und mir beruht mehr auf Verständnissen als auf Geständnissen. Und das Gemüt des lieben, alten Herrn vor Erregung zu bewahren, ist Pflicht."

Sie nickte dankbar. Sie wollte ja nur verhüten,

daß Eggenkamp sich mit seiner Werbung an den alten Herrn wende. — Onkel Emmich hätte das Kommißvermögen, zwei oder dreimal multipliziert, sofort bewilligt.

Sie fand ihre Fassung wieder. — Sie wußte wohl, sie hatte ihm das Rätsel einer Erregung aufgegeben, die ihm undurchdringlich bleiben mußte — unerklärbar. — Aber er war ein Mann — ein Ehrenmann — ein wundervoll klarer Mann — — einfach und gerade. — — Er würde nicht seine Phantasie aufhetzen — nicht suchen — er würde vor ihrer Weigerung stehen, wie ein Anständiger vor fremder, verschlossener Tür, deren Verschlossenheit er beklagt, die er aber nicht aufbricht. Könnte ich ihn hassen, wünschte sie. Und fühlte sich herzlich zu ihm hingezwungen. —

„Eine Bitte habe aber auch ich: Gönnen Sie mir eine letzte Unterredung mit Barbara."

Und da gewann sie ihre ganze Haltung wieder — die der großen Dame, der erfahrenen Frau.

„Unter keinen Umständen! Glauben Sie mir, das Unabänderliche wird eher ertragen, rascher überwunden, wenn man sich nicht noch zusammen in Trennungsschmerz hineinsteigert."

Er verbeugte sich. Blaß, feierlich, kalt. Er wollte gehen.

„Eggenkamp!" rief sie.

Er wandte sich zurück . . . Er sah ihre Hand, die sie ihm mit einer raschen, leidenschaftlichen Bewegung entgegenhielt.

Ihre Blicke begegneten sich. Er sah, wie ihm Innigkeit, Mitleid — eine unbegriffene Fülle hoher Empfindungen entgegenstrahlten. — Sein Herz klopfte — welches Rätsel!

Er neigte sich über diese Hand, die ihm sein Glück stehlen wollte und sich dennoch ihm entgegenstreckte . . .

Wie konnte er das verstehen . . .

So ging er davon — traurig — aber trotz allem nicht ohne Hoffnungen. — — Denn wo das Leben Rätsel aufgibt, findet sich auch irgendwann einmal die Lösung! Sein Wille blieb fest. Er hatte nicht versprochen, zu verzichten. War in Europa kein Platz für ihr Glück, so würden sie es in fremder Welt und harter Arbeit finden. Er wußte, daß die Geliebte sich entscheiden werde wie er. — Sie hatten sich niemals klar aussprechen können. — Das sollte ihnen auch jetzt verweigert werden. — Aber er glaubte, zwei Menschen, die mit solcher wunderbaren Sicherheit sich füreinander bestimmt fühlen, haben ein geheimnisvolles und untrügliches Wissen voneinander . . . Keinen Augenblick kam ihm die Furcht, daß der Gedanke zu kühn sei, ein schönes junges Mädchen aus dieser Welt höchsten Luxus' herauszunehmen und sie einer bescheidenen Zukunft entgegenzuführen. — —

Onkel Emmich konnte die Unpünktlichkeit seiner Großnichte nicht begreifen. Ihre Pflichten legten ihr doch die Genauigkeit in der Minute auf wie etwa Fürsten. Auch ihre Höflichkeit mußte immer die der Pünktlichkeit sein. Und Barbara verzehrte sich in heim-

licher Spannung . . . War „er" am Ende jetzt bei Almuth? . . .

Aber nun kam sie, sehr schön anzusehen. — Onkel Emmich lobte die neue Nachmittags-Toilette. — Nichts war ihr anzumerken — gar nichts — und gläubig dachte Barbara, daß die Schwester ihr doch bedeutungsvoll und freudig zulächeln würde, wenn der geliebte Mann dagewesen sei . . . Auch auf dem Tee war ihr nichts anzumerken — obschon Onkel Emmich und Lady Goldmere sich wegen ihres Wiedersehens nach vielen Jahren als die Hauptgestalten der Stunde fühlten, war es im Grunde doch Almuth, die durch ihre Unterhaltung und die beherrschende Art, sich zu geben, der Mittelpunkt wurde. Das kam ihrem Range und mehr noch ihrer Persönlichkeit zu. Man sprach nur Englisch; die Gastgeberin, Madame Dutout, war eine Schwester der Lady Goldmere. Beide Damen entstammten einer rumänischen historischen Familie und waren einmal sehr schön gewesen. Der Charakter dieser Schönheit hatte sich bei ihnen völlig verschieden entwickelt. Man konnte Madame Dutout für eine alte Jüdin halten, gemütlich und fett, nur in den Augen brannte noch das Feuer ihrer Rasse. Hingegen hatte Lady Goldmere einen köstlich geschminkten Teint und weiße Haare, die im Geschmack des Rokoko geordnet waren; sie hielt sich stolz, und man hätte sie für eine französische Herzogin halten können.

„Nein," dachte Onkel Emmich immer wieder, „nein — solcher Rollentausch! Die Dutout war in der Jugend die Schönere, nun ist es die Goldmere. Ausgleiche der

Natur . . . Aber was hat man eigentlich von Ausgleichen? Den Nachteil hat man weg, eh' der Ausgleich kommt."

„O Gott," sagte er, „also in Australien? Und nachher Kanada? Wie kann man in den Dominien leben! So weit weg vom Hof. Weiß wohl, man stellt selber so was wie Hof vor . . . Aber was mich anbetrifft: Nicht mal Vizekönig von Indien möcht ich sein. Ich bin für Europa."

Barbara schaute immer auf die Tür und hoffte, daß Prinz Fritz-Gustav und sein Adjutant eintreten würden. Aber die hatten keine Beziehungen zu diesem Hause, und es war auch nicht die Rede von ihnen.

Man speiste später mit dem „Semiramis-Kreis", das heißt den nahen Bekannten, die im gleichen Hotel wohnten: den Guevedas, der Baronin v. Dahlenow und ihrem jungen Sohn. Barbara hörte, daß Almuth am folgenden Abend ein kleines Abschiedsessen geben werde; sie wollte gleich nachher im Schreibzimmer ein Wort an Prinz Fritz-Gustav und einige andere Bekannte aufsetzen. Onkel Emmich klagte sein Mitleid aus über den kränker gewordenen armen Prinzen Bobby, und durch das Mitleid glänzte, wie eine blanke Rüstung unter Florbehang heraus, die Genugtuung, daß er selbst so völlig und so frisch den kleinen Anfall von Schwäche überwunden. Die naive Freude des Alters an der eigenen Lebenszähigkeit strahlte von seinem Gesicht. — — Alles war so ganz, wie es jeden Tag gewesen war. Nach Barbaras Gefühl aber hätte alles ganz und gar verändert sein müssen, wenn Almuth

schon den Antrag Eggenkamps entgegengenommen — sie würde ein solches Ereignis doch auch Onkel Emmich erzählt haben. Welche Gründe mochten heute nachmittag den geliebten Mann abgehalten haben, sich gegen Almuth auszusprechen? Vielleicht, nein gewiß irgendeine Angelegenheit des Prinzen — — damit vertröstete sie ihre verzehrende Ungeduld.

Dann kam die schöne Stunde für sie, wo sie sich allein gehörte — schon, wenn sie ihr Zimmer betrat, war's ihr immer, als kehre sie nun zu ihrer Liebe zurück. Niemand störte ihre Gedanken an ihn — an ihn. — Er war bei ihr, sie sah in seine blauen Augen — fühlte sich so behütet unter seinem klaren, festen Blick — dachte jedes Wort durch, das sie zusammen gesprochen — lächelte ihm zu, als stehe er vor ihr. —

Sie sah sogleich den Brief, der auf dem Tische lag. — Ein Gruß! Eigentlich erwartet. Seine Gedanken waren bei ihr wie die ihren bei ihm. In glückseligen Vorgefühlen öffnete sie den Umschlag. Aber der strahlende Ausdruck ihres Gesichts verwandelte sich. Nein — das konnte nicht wahr sein! So ganz konnte Almuth vor ihr verbergen, was sich zugetragen!

„Geliebtes Kind! Meine holde, süße Braut!

Das bist Du. Ich weiß, das bleibst Du. Auch wenn man Dich mir nicht geben will! Deine Schwester hat meine Werbung vollkommen abgelehnt. Wir sind beide zu arm, Du und ich. Und das Geringe, was wir brauchten, um unser Glück aufzubauen, verweigert man uns. Ich sagte, daß ich dann meinen Beruf aufgeben und uns in Südwest eine Zukunft schaffen wolle. Man

wird Dir verbieten, auf mich zu warten oder den Kampf gleich mit mir gemeinsam aufzunehmen. Aber Du wirst es Dir nicht verbieten lassen! Nun heißt es warten und kämpfen. Bis ich die Wege mir eröffnet habe, nach Südwest zu gehen, bis Du mündig bist. Den Wunsch Deiner Schwester, daß weder mein Prinz noch euer alter Onkel mit dieser Angelegenheit jetzt befaßt würden, habe ich verstanden. Nicht die Verweigerung einer Unterredung mit Dir! Diese Grausamkeit gegen uns erbittert mich.

Vielleicht, meine Barbara, vielleicht gelingt es Dir doch noch, Deiner Schwester Sinn zu erweichen, oder Du kannst mit Onkel Emmich sprechen, wenn er wieder ganz außer Gefahr ist.

Niemand soll uns trennen. Wir werden uns schreiben. Wenn es sein muß, heimlich. Wir werden uns sehen. Hier gewiß keinen Augenblick mehr allein. Aber in der Heimat. Ich schwöre es Dir. Wenn Du mein sein willst, und ich fühle, Du willst es, erkämpfe ich Dich mir gegen jeden Widerstand! Ich bin ein Eggenkamp. Dein auf immer.

Wichard."

Im Grund erschrak Almuth kaum, als ihre Schwester noch in ihr Zimmer hineinstürmte. Sie war auf diese Stunde voll Fragen, Vorwürfe, Tränen und Leidenschaft gefaßt gewesen. Und alles, was sie dem Mann gesagt, der sie mit so durchdringendem Blick ansah, als wolle er die Wahrheit nicht ihrer Worte, sondern die ihrer geheimsten Gedanken ergründen, mußte sie nun der Schwester wiederholen, unermüdlich

ausführlicher, mit all den klugen Begründungen, die Lebenserfahrung gegenüber der himmelstürmenden Jugend aufbringen kann.

„Und so konntest du dich verstellen!“ rief Barbara erbittert.

„Verstellen?“ fragte die ältere Schwester erstaunt. „Weder auf dem Tee bei der Dutout noch beim Dinner habe ich dir das geringste angemerkt.“

Almuth lächelte sehr nachsichtig. Fast mitleidig.

„Gemütsbewegungen läßt man vor der Gesellschaft nicht über die Schwelle der Persönlichkeit treten. Geschmack und Klugheit verbieten es.“

„Und du hast den Prinzen noch eingeladen! Natürlich ist ja Wichard mit ihm. — Das, das willst du uns zumuten? Wir sollen am Tische zusammensitzen, zwischen Gleichgültigen, während uns das Herz bricht . . . Ich will nicht — ich will mir allein gehören — weinen darf ich doch noch — weinen!“

Und sie schluchzte in aller Leidenschaftlichkeit ihres jungen Schmerzes.

„Es kommt ja manchmal vor,“ sagte Almuth langsam vor sich hin, „daß man mit blutendem Herzen zwischen Gleichgültigen sitzt . . . Ich habe einen Mann und eine Frau an meinem Tische zusammen übermütig scherzen hören, von denen ich wußte, daß sie, nachdem ihr glühender verbotener Liebesbund zerbrochen war, einander haßten bis zum Fürchterlichsten — einer würde über den Tod des andern gejauchzt haben. — Ich habe Männer zusammen freundlich im Gespräch gesehen, von denen ich wußte, daß einer den andern

um seine Ehre bestahl und daß der Bestohlene die Wahrheit zum mindesten ahnte. — Ich habe Frauen, wundervoll geschmückt, zum Tanze gehen und sich feiern lassen sehen; den Tod fühlten sie auf ihren Fersen, allein um des Mannes willen, den sie liebten und dessen Liebe auf sie Eitelkeit war, lachten sie auf höfischen Festen. Ich habe eine Mutter beobachtet, die wußte, daß ihr Sohn Vermögen und Bestand des Hauses verspielte, und die unbefangen fröhlich sich der Gesellschaft zeigte, um den Gerüchten durch ihre Haltung zu widersprechen. Frauen kenne ich, die höflich, beherrscht, klaglos und mit der Miene der harmonischsten Zufriedenheit als Beispiele glücklicher Ehefrauen gelten — während ihr Gatte sie mißhandelt und betrügt. — Und ich weiß von andern, die auf hohen Wegen dahinschreiten, von Unzähligen beneidet, weil alle Güter, aller Glanz ihr eigen scheinen; die Rang, Reichtum, Ehre genießen wie wenige — und in deren Herzen doch eine nie schweigende Angst wacht, daß der Bau ihres Lebens einmal zusammenstürzen könne, weil im Fundament ein Bruch sich verbirgt." — —

Barbara hörte schweigend. Sie sah die Schwester fast furchtsam an. Die seltsame Hoffnungslosigkeit des Tones berührte sie tief. Sie dachte des Abends, wo sie Tränen in diesen Augen gesehen — wo es ihr zum Bewußtsein gekommen, daß um die Schwester eine Art von Undurchdringlichkeit sei. —

Ihr junges Herz wurde still. —

Und bis zum andern Abend stritt in ihr der Wunsch, wenigstens doch noch einmal mit „ihm" zusammenzu-

sein, gegen den Wahn, solch Zusammensein vor Zeugen nicht ertragen zu können. Der Wunsch siegte! Aber die Kunst, sich zu beherrschen, meisterte sie noch nicht. Jedermann hätte ihr anmerken können, daß ihr ganzes Wesen aufging in der Gegenwart Eggenkamps. Davon war Almuth Lauingen indes nicht beunruhigt. Sie wußte, für den Unbeherrschten sorgt unter Umständen der Takt der Gesellschaft und macht sie vorsätzlich blind.

Der Kreis war ziemlich zahlreich und die Unterhaltung oft lebhaft. Man speiste in einem kleinen Nebenraum, wo man abgeschlossen für sich war. Erlton, der die Bedienung überwachte und auch wohl selbst zugriff, erhorchte genug Stoff für sein Journal. Da seine Frau mit dem größten Eifer es nicht ermöglichen konnte, noch am Schreibtisch zu sitzen, seinem Diktat mit ihrer Feder folgend, und da er selbst auch noch mit Reisevorbereitungen überbürdet war, notierte er sich vorerst ein Stenogramm in sein Taschenbuch.

„Gueveda y Mackos scherzte über Kindlichkeit deutscher Presse. Diese verstehe mal wieder Situation nicht. Italiens Stellung im Dreibund sei selbstredend verschoben, seit keine Angst mehr, daß Frankreich Tripolis annektiere und bezügliche Garantien gab. Natürlich müsse Italien jetzt an guten Beziehungen zu Frankreich liegen. Baronin v. Dahlenow wußte: man munkle von geheimen Verträgen, die im Werden seien zwischen den beiden Mächten. Adjutant des Prinzen Fritz-Gustav fand solche Möglichkeit empörend. Ausgelegt von Gueveda: man balanciere zwischen den beiden Interessenten, sei vitalstes Interesse. — Sucht

Deutschlands zur Weltpolitik wurde von vielen Seiten verspottet. Ihre Exzellenz sagte, daß Se. Exzellenz Dreibund für politische Antiquität halte; Rußlands Zusammenbruch sei so vollkommen, daß die Welt vor ihm die nächsten dreißig Jahr Ruhe habe."

Trotz der frühen Reisestunde fanden sich am Bahnhof eine ganze Menge von Bekannten ein. Equipagen mit den bewaffneten Kawassen auf dem Bock, von Goldstickerei und Farbenpracht glänzend, ließen erkennen, daß die diplomatischen Vertreter verschiedener Nationen zur Stelle seien. Um die Abreisenden bildete sich ein Kreis; Almuth hatte den Arm voll Blumen. Da kam noch Eggenkamp und brachte Maiblumen für Almuth vom Prinzen, der glückliche Fahrt wünsche. Für Barbara hatte der Prinz keinen Strauß ausgewählt. Und sie verstand sogleich: die kleinen rosa Monatsrosen waren von Wichard selbst. Bei der Entgegennahme faßten sich ihre Hände — kurz, fest! Onkel Emmich trug seinerseits tausend Grüße an seinen innig-geliebten Fritz-Gustav auf und bat, daß Hoheit sich gnädigst daran erinnern möge: Hahnenort warte auf ihn!

Man stieg ein. Barbara sah nicht die große Gruppe lebhaft lachender und sprechender Menschen. Sie winkte nicht mit, als Almuth und Onkel Emmich mit den Händen aus den Fensteröffnungen grüßten.

Sie sah nur den einen, und sie neigte ihm weder den Kopf zu, noch hob sie die Hand. Auch er stand unbeweglich und gerade aufgerichtet. — Ihre Blicke sprachen zueinander in heißen Gelöbnissen.

Als der Zug aus Kairo rollte, sank Almuth mit einem Seufzer auf den Sitz des Abteils. Onkel Emmich, noch recht aufgemuntert von den befriedigenden Abschiedshuldigungen, neckte sie.

„Höre du — hinter jeden Abschnitt setzest du diesen Seufzer ‚überstanden'. Das ist mir schon oft aufgefallen."

„Tue ich?" fragte sie entgegen und verfiel in Nachdenken.

Es lag so viel in Onkel Emmichs Bemerkung — er ahnte selbst nicht, wieviel. —

Er wurde dann bald müde; das Gesicht wurde schlaff, da die Spannung aus den Zügen wich. Und noch ehe der Zug ganz all die morgenländische Ueppigkeit der khedivialen Gärten vor Kairo durcheilt hatte, schlief er fest. Sein Mund stand dabei ein wenig offen. Die Brust schien eingesunken. Er glich nicht mehr dem vornehmen, eleganten Herrn, als welcher er gestern abend doch noch gewirkt. Es zerriß Almuth das Gemüt, diese Ruine anzusehen. Aber auch Barbara zu beobachten, wagte sie nicht. Sie spürte deren entschlossene, tapfere Haltung.

Es war die eines reinen, treuen Herzens, das sich in seinem Recht weiß. —

Almuth liebte sie deshalb nur noch inniger und fürchtete sie zugleich.

Nach der langen staubigen Fahrt zwischen Wüste und dem schmalen grünen Streifen Land am Süßwasserkanal entlang kam man schon recht erschöpft in Ismailieh an. Onkel Emmich wachte auf und fragte übellaunig, ob man denn noch nicht da sei. Er, dessen Lebensberuf die nie erschütterte Liebenswürdigkeit war, übellaunig! Das traf Almuth wie ein Vorwurf. Sie erklärte eifrig, daß es nun sehr interessant werde. Auf ganz schmalem Deich rollte der Zug schnurgerade nach Norden hin, immer rechts den Suezkanal und darüber hinaus die arabische Wüste, links immer den ungeheuren Sumpf des Nildeltas mit den Flamingoscharen. Aber das interessierte ihn nicht im mindesten mehr. Er wollte zu Bett. Almuth erschrak. Es war das erstemal, daß er sich in der Lage verwirrte. So wurde die Fahrt eine Angst, bis man in Port Said war und ihn ins Bett gebracht hatte. Der Dampfer war erst für den kommenden Mittag signalisiert. Almuth verbrachte die Stunden mit Depeschieren und Schreiben. Hatte sorgenvolle Aussprachen mit den Erltons über Onkel Emmich und sehnte den Augenblick der Einschiffung herbei. Auch Barbara schrieb noch in ihrem Zimmer, wo alles notdürftig und nur für hastige Gäste berechnet war.

Ein letztes Wort an den geliebten Mann. Der Abschied schien merkwürdigerweise schwerer, weil nun ein Meer sie scheiden sollte, weil es für ihre unerfah-

rene Phantasie etwas bedeutete, daß er in Afrika zurückblieb. — Und dann ging sie hinaus, um sich diesen seltsamen Ort anzusehen. Was ihn eigentlich merkwürdig machte, blieb vor ihr verborgen, denn von den Spiel- und Lasterhöhlen, die hier als Fallen für die landhungrigen, von Begierden aller Art tollen Seeleute oder europäischen und asiatischen Völker lauerten, zeigte sich am Tage nichts. Sie sah nur einen von Kohlenstaub schmutzigen Kai und allerlei fremdartiges Seemannsvolk. Sie ging weit hinaus auf dem Deich, der seinen langen Arm ins Meer hinausstreckte und blieb am Monument von Lesseps stehen. Das Meer war hier schmutzig graugrün, und auf dem Strandsaum lagen kleine Taschenkrebse, Muscheln und verwesender Tang. Aus der stillen Luft nahm kein Windhauch den fauligen Geruch fort. Eine unendliche Melancholie, eine lastende Einsamkeit — das war die Stimmung an diesem Punkte der Welt, an dem sie in nie rastendem Eifer, im gehässigen Wettlauf vorbeijagt. — Wie sonderbar — Barbara konnte aber nichts hineingeheimnissen in diesen Gegensatz . . . Sie wurde nur schmerzlich bedrückt davon. —

Ein Schlaf von mehr als zwölf Stunden, sehr starke Hühnerbrühe und eine Eierspeise hatten Onkel Emmich wunderbar gestärkt. In zuversichtlicher Stimmung konnte man sich einschiffen. Als der Dampfer das offene Meer gewann, hatte er sogar Freude an dem gewaltigen Farbenspiel. Purpurblau flutete es, als sei es für ewig gefärbt vom Blute der alten Völkerschaften, die sich an seinen Borden gestritten, auf seinen Wogen bekämpft.

Und die Wucht seiner Bewegung war so majestätisch, als brause ein Orkan. Doch liebkoste eine linde Luft die Gesichter, die sich dem Sonnenuntergang zuwendeten, um noch einmal seine afrikanischen Farbenorgien zu sehen.

Onkel Emmich und Almuth entdeckten auch ihr deutsches Herz und rühmten voreinander die vollkommene Einrichtung, Sauberkeit, Bedienung und Verpflegung auf dem Dampfer des Norddeutschen Lloyds; Almuth war auf allen Schiffen aller Nationen gefahren. Und sie erklärte Barbara, dies sei von keiner andern zu erreichen. Man war ja auf der Herreise mit einem italienischen Dampfer von Messina nach Alexandrien gefahren und hatte da allerlei Groteskes erlebt.

Als nun Onkel Emmich auch am folgenden Tag an Frische zunahm und es sich zeigte, daß die Seefahrt für ihn sehr zuträglich sei, fing Barbara an zu hoffen, daß sie doch bald werde mit ihm sprechen können. Sie hatte seine fast gleichgültige Haltung gegen sie immer empfunden. Und es lag ihrem ehrlichen und stolzen Herzen ganz fern, sich nun bei ihm einschmeicheln zu wollen. Daß Onkel Emmich ihretwegen Geld hergäbe, hoffte sie nicht. Sie dachte: Wichard Eggenkamps wegen; und das auch gewissermaßen auf seelischem Umweg; also eigentlich des Prinzen wegen. Sie wollte rücksichtsvoll und vorsichtig ihre Sache nur anbringen, wenn er gerade sehr wohl sei, in ganz froher Stimmung. Und um einen solchen Augenblick nicht zu verpassen, war sie vielmals pflegsam um ihn herum. Es konnte wirklich so aussehen wie ein Umwerben.

Das entging Almuth nicht; sie erriet den Grund und machte beizeiten den richtigen Gegenzug.

„Es war auch wegen Barbara gut, daß wir Aegypten verließen", sagte sie einmal. „Das liebe Kind — nicht wahr, sie ist ein wertvoller Mensch? Ich hoffe, du bist nicht mehr gegen sie? Ja, mir schien, zwischen ihr und Eggenkamp . . ."

„Aber das wäre ja entzückend!" rief er gleich dazwischen. „Wieviel Freude würde das Fritz-Gustav machen — meine Großnichte! Wo ich Seine Königliche Hoheit schon als Erbprinz kannte, von damals her, wo er . . ."

Almuth streichelte ihm liebevoll die Hand, um die Erzählung jenes Vorfalls zu verhüten, von dem sie schon hundertmal gehört hatte.

„Es handelt sich ja nicht um den Prinzen, sondern nur um den Adjutanten", sagte sie.

„Hätte aber, bei der offenkundigen Neigung des Prinzen zu Eggenkamp, als höfisches Ereignis ersten Ranges gewirkt. Alle Herrschaften würden ihren Beifall, ihre Teilnahme zeigen."

„Vielleicht schien es mir überhaupt nur so", sagte Almuth leichthin. „In jedem Falle: ich habe andere Pläne mit Barbara, und wenn sie dir gegenüber, nach Mädchenart, öfters von Eggenkamp sprechen sollte, verhalte dich, bitte, ablehnend. Ich würde diese Heirat nicht wünschen."

„Ja — wenn du sie nicht wünschest — wenn du andere Pläne hast . . ." meinte der alte Herr ergeben.

Das war für ihn gleich einem königlichen Befehl. Dagegen lehnte man sich nicht auf. — —

Und als Barbara ein wenig später ihm gegenüber das Gespräch auf die Geselligkeit in Kairo brachte — nur um ab und zu den Namen des geliebten Mannes aussprechen zu können — spürte sie schon Ablehnung — eine so deutliche, daß sie fühlte, Onkel Emmich würde kein Ohr für ihre Bitten und Klagen haben. Herzen, die hoffen müssen, um nicht zu verzweifeln, sind erfinderisch, gewinnen Meisterschaft im Bau von Luftschlössern. Nun fing Barbara an, sich eines um die Person ihres Schwagers herum aufzurichten. So fern ihr der Gatte Almuths stand: er war ihr Vormund, er war ein Mann von Reichtum und Einfluß. Vielleicht fand er doch die gnädige Stimmung, ihr zu helfen. Gewiß wollte sie mutig und glücklich auch mit nach Südwest. Aber selbst das konnte sie nicht vor ihrer Mündigkeit. Und die Tapferkeit zum Warten war ihr mit dem ersten Kuß abhanden gekommen.

In Genua beschloß Almuth, daß man die Fahrt nach Santa Margherita im Auto machen wolle. Das Ehepaar Erlton konnte mit einem Frühzug das ganze Gepäck nach dem dortigen Hotel schaffen; wenn man dann einige Stunden nach ihnen eintraf, fand man schon die Räume hergerichtet.

Barbara wollte sich an gar nichts freuen, wollte nichts schön finden und genießen ohne den geliebten Mann. Aber dieser trotzige Vorsatz hielt nicht stand vor den Wunderbildern, die auf der Fahrt neben dem Auto hinwandelten. Zur Rechten das lachende, silbrig

überflimmerte blaue Meer, zur Linken die üppigen Hänge des Ligurischen Apennin, die glatte Straße, bald steigend, bald fallend zwischen der Pracht von Gärten und Villen — alles blendete den Blick. Ueber hohe Gitter hingen die Rosenranken, an denen die blaßgelben Marschall Niel dufteten; rosa blühende Sträucher drängten Zweige zwischen den Eisenstäben hervor; dunkelblanke Kamelienbüsche waren von roten Blumen durchfleckt; uralte Steineichen ballten ihre Wipfel zu schwerem Dickicht zusammen; vor dem leuchtenden Himmel zeichneten sich die bizarren Formen von Pinien ab, die auf ihren orangefarbenen, gespreizten Aesten fast wie auf emporgestreckten Händen ihre blaugrünen, flachen Kronen trugen. Auf der Höhe von Portofino-Kulm waren alle Einzelbilder dieses Paradieses zu einer Rundschau ohnegleichen zusammengefaßt.

Und Barbara fühlte ihre Abwehr gegen alles, was die Welt bieten konnte, sich in Rührung und Andacht auflösen. Aus der gewaltigen Schönheit der Natur kam so etwas wie Trost auf sie zu. Und sie dachte, daß sie dies alles ganz gewiß auch einmal mit Wichard zusammen sehen würde. Sie nahm an: am neuen Aufenthalt würde man still der Natur leben. Und das war ein schöner Gedanke. Auf der Reise nach Aegypten hatte sie von italienischer Landschaft nur gesehen, was aus den Abteilfenstern des Schlafwagenzuges aus zu erhaschen war. Almuth hatte damals nur immer Eile gehabt — Eile — hatte geäußert, auf der Rückreise würde Barbara noch Gelegenheit haben, etwas von Italien kennenzulernen. Ihr Gemüt wurde noch beruhig-

ter, als sie in dem hochgelegenen Palasthotel in Santa Margherita ankamen. Hier schien alles auf Stille angelegt. Der weite Garten umgab wie eine Schutzwehr das Haus. Und der Blick aus dem Fenster ging über grüne Wipfel, halb versteckte weiße Villen, auf eine Bucht hinaus, an der drunten rechts das weiße Städtchen lag. Es war schon Dämmerung. Und drüben an der Spitze eines sich in die Bucht hinausschiebenden Steinwalls, der ankernde Fischerboote schützte, glühte das Auge eines Leuchttürmchens auf.

Hier mußte man träumen können, dem Gedanken an den Geliebten leben, ihm täglich schreiben.

Aber schon der erste Abend zeigte ihr, daß für Almuth die Welt überall die gleichen Daseinsformen habe, daß im Grunde genommen die Kulissen, zwischen denen sich dies Leben abspielte, ein Nebenumstand seien. Onkel Emmich erschien wie immer im Frack, um seine Damen zum Essen abzuholen; Almuth und sie standen schon wartend, in hellen Kleidern, Pelzkragen über den nackten Schultern. Und kaum bewegte man sich im Speisesaal auf den ihnen bestimmten Tisch zu, hinter dem Oberkellner her, der die Kunst verstand, halb rückwärts gewendet, doch mit einladender Haltung voranzuschreiten, als auch schon irgendwo eine Dame sich erhob. Mit der größten Freudigkeit des Ausdrucks kam sie heran und glich die Abdämpfung des Sprechtones durch die Lebhaftigkeit ihres Mienenspiels aus.

„Meine Schwester, Barbara Hochfeldern", stellte Almuth vor. Onkel Emmich brauchte natürlich nicht vorgestellt zu werden. Er kannte Ihre Exzellenz Frau

von Matanjeff sehr gut. Man war damals viel zusammen gewesen, als in der deutschen Botschaft zu Ehren des jungen Kaisers Nikolai II. und seiner Gattin Alix von Hessen das unvergeßliche Konzert stattfand. Und hatte man sich nicht auch einige Jahre nachher in Rom getroffen? Natürlich, ja, ja —

Die ziemlich kleine Frau von Matanjeff war von korinthfarbener Seide umrauscht, an ihrem dicken weißen Hals funkelten kleine Brillanten und Türkisen, und über ihrem Puppengesicht türmte sich schwarzes, krauses Haar, hoch aus der Stirn genommen.

„Almuth, Teuerste! Welche Freude. Endlich ein Mensch. Hier ist nämlich niemand. Nicht mal zum Bridge kann ich die nötigen Partner zusammenfinden. Aber nun hoffe ich auf Sie und unsern lieben Baron."

Onkel Emmich spielte jede Art von Kartenspiel, aber nur, wenn ein hoher oder höchster Befehl ihn nötigte, einen fehlenden Mann zu ersetzen. Sonst war seine Rolle die des Plauderers, der die Augen überall hatte und trachtete, heranzuziehen, was sich etwa bei der Unterhaltung vergessen fühlte. Frau von Matanjeff wäre die letzte gewesen, um deretwillen er sich an den Spieltisch hätte ketten lassen; sie war geradezu Spielerin — liebte Sätze, die Onkel Emmich für Damen nicht mehr geschmackvoll fand. Das wußte Almuth.

„Liebste Anastasie, Sie müssen uns entschuldigen, ich bin ein wenig angegriffen von Aegypten und zu sehr Egoistin, um auf Onkel Emmichs Gesellschaft nach Tisch zu verzichten."

„Aegypten?! Wer war da alles?"

„Nun — die Dahlenows — die Guevedas —"

„Himmel — diese May?! Das sentimentale Gänschen."

„Prinz Fritz-Gustav . . ."

„Fritz-Gustav?" Sie sann nach. „Ihr habt zuviel Prinzen, ihr Deutschen. Da kann mein Gedächtnis nicht mit. Lieber Hochfeldern — also auf nachher — muß Ihnen viel erzählen — von Maria Paulowna. — Und von alten Freunden. — Bei uns? Himmel! Bedrohlich! Nachschwüle von dem revolutionären Ansatz her. Liebe Baroneß, ich kondoliere. Sie werden sich hier krank langweilen — es ist kein Mensch hier. Ich habe meine gute alte Cherlace mit mir. Auch gerade nicht überwältigend interessant. Aber Matanjeff stürbe vor Eifersucht, wenn ich ohne die Bewachung der Cherlace reiste. Also auf nachher . . ."

Und mit ihren kurzen, eiligen Schritten ging sie durch den vollen Saal an ihren Tisch zurück, wo ein ältliches weibliches Wesen saß, das von weitem und auch später bei näherer Betrachtung einen grauen Gesamteindruck machte: Kleid, Haar, farbloses Gesicht, Augen — Wesen — keine entschiedene Note, in gar nichts.

„Mit der Eifersucht ihres Mannes kokettiert die liebe Anastasie nun schon zwanzig Jahre, nun — nie versuchte Tugend hat auch ihre Varietäten in der Drapierung — —" scherzte Onkel Emmich.

„Es ist kein Mensch hier", wiederholte Barbara bei sich. Das war eine frohe Nachricht.

Aber bald zeigte es sich, daß die Gegend von Bekannten überfüllt sei. Wenn auch zufällig im Hotel

selbst unter den vielen Gästen sich nur wenige Personen befanden, mit denen man flüchtig da oder dort zusammengetroffen war, mit denen man aber nicht näher zu verkehren wünschte, so saßen in den Villen überall Familien, denen man gar nicht ausweichen wollte und konnte. Die palastartigen Häuser zogen sich in der üppig wuchernden Blumenfülle ihrer Gärten an der großen Uferstraße und an den Abhängen der Berge hin. Diese köstlichen Ruhesitze der Großen aller Völker hoben die Grenzen zwischen Ort und Ort auf; in so ununterbrochener Reihe schlossen sie sich aneinander. Und das Meer, hier zum lässigen Träumer geworden, ließ seine leisen Wellen gegen den Strand laufen oder spielte mit Schaum um kleine Felsbrocken. Selten nur belebten Segel die Flut.

Wie sehnsuchtsvoll wünschte sich Barbara, einmal weit hinausfahren zu dürfen. Allein sie befand sich im Gefolge eines Großonkels und einer großen Dame und durfte für sich allein nichts unternehmen. Sie staunte die offenbar nie erlahmende Fähigkeit des alten Höflings und der Diplomatengattin an, sich mit der immer gleichen Anteilnahme mit immer neuen Menschen zu befassen. Ihr schien, das müsse eine Strapaze für Herz und Kopf sein. Von der Gegend sah sie genug. Aber man sah sie nicht, um sie still zu genießen, sondern um der Unterhaltung willen. Große Fahrten wurden gemacht; man nahm heute den Lunch da, morgen dort; man trank Tee in dieser oder jener Villa, und nach acht Tagen schon hatte sich ein ziemlich fester Kreis gebildet. Frau von Matanjeff fand auch ihre Partner

zum Bridge, und man lebte in der besten Kameradschaftlichkeit dahin. Da gab es die Familie der Herzogin von Atanos, ihre drei Töchter waren an Diplomaten verheiratet, an einen Engländer, einen Deutschen und einen Russen. Almuth kannte alle drei Ehepaare; der eine Schwiegersohn war auf Urlaub hier, die andern beiden außer Diensten. Enkel und Enkelinnen machten diesen Palast fast zu klein durch ihre Schar. Es wären jugendliche Gefährten für Barbara gewesen; aber es kam ihr vor, als fehle da gerade rechte Jugend. Und sie besann sich darauf, daß sie selbst vielleicht auch keinen jugendlichen Eindruck machen konnte in diesem Rahmen. Sie dachte an ihr Stilleben bei Großmama, einst in Doberan, wo sie fünf Jahre in anmutiger, norddeutscher Gegend gelebt, mit Töchtern und heranwachsenden Söhnen pensionierter Offiziere und Beamten verkehrend — wie vergnügt waren sie da oft gewesen bei Wanderungen durch herrliche Buchenwälder, durch deren graue Stämme man die Ostsee sah. Halbtot hatte sich das junge Volk gelacht. Worüber? Harmlose Lustigkeit braucht keine Gründe, ein Nichts kann sie entfesseln. Glückselig war man gewesen. Worüber? Ueber den Strauß seltener Wiesenblumen vielleicht, den man mit nach Haus brachte.

Die Herzogin von Atanos fiel durch Häßlichkeit auf. Wenn sie den großen Mund fest schloß, sah es immer aus, als schmecke sie etwas Delikates, und die Lippen quollen über. Ihre Nase war breit, die Augen klein und die Gesichtshaut alterswelk. Ihre Herkunft war nicht ganz deutlich, jedenfalls hatte sie dem wunderbar

schönen, ganz armen italienischen Leutnant ein riesiges Vermögen zugebracht. Aber heute noch sprach sie mit Rührung davon, wie wahnsinnig er sie geliebt habe. Weder vor sich noch vor irgendeinem Menschen hätte sie je zugegeben, daß ihr Geld ihn an sie gebunden. Als zärtlichste Mutter und Großmutter, als gastlichste Freundin tat sie alles, um jedermann bei Zufriedenheit zu erhalten. Ihre schönen, wenn auch schon ein wenig alternden Töchter kannten Almuth von allen möglichen Höfen und internationalen Plätzen her. Mit Ludmilla duzte sie sich; der Baron von Meisterburg war einmal irgendwo zweiter Botschaftssekretär gewesen, während Graf Lauingen an selber Stelle als erster wirkte. Zwischen dieser Ludmilla und ihrer ältesten Schwester, der Lady Giulia Griffmore, bestand eine leise Eifersucht unter den Formen freundlichsten Umganges. Denn Lady Griffmore hatte sich einen gewissen britischen Hochmut eingeeignet und hielt die Meisterburgs für sich nachgeordnet. Die jüngste der drei Schwestern Atanos lebte in der größten Unbekümmertheit dahin. Ihr, der Gräfin Corinna Thoreque, waren alle Menschen recht, wenn sie sich nur amüsant gaben und ästhetisch wirkten. Ihres Gatten Großvater blieb einmal gelegentlich einer diplomatischen Mission, in der er von Paris nach Petersburg geschickt worden war, dort hängen. Man sprach von der Huld einer Großfürstin. Er heiratete reich, ließ sich naturalisieren, und sein Sohn, vollends dann sein Enkel, betrachteten sich als Russen. Eine den Thoreques verwandte französische Familie hatte in der Nähe von Rapallo eine burgartige Villa gemietet, wäh-

rend die Griffmores zwei Vettern in der Gegend besaßen. Der eine bewohnte seine Besitzung nahe bei Sestri Levante jedes Jahr im Februar und März; der andere ließ oft jahrelang seine Villa Miramare bei Nervi mit geschlossenen Läden inmitten der Rosen und Kamelienpracht stehen, aber in diesem Vorfrühling hatte seine Laune ihn hierhergeführt.

Die Tage verrauschten. Ihrer acht, vierzehn — es waren rasch drei Wochen. Und der Frühling der Riviera schwelgte in all seinen süßen Ueppigkeiten. Onkel Emmichs anfängliche Frische schien wieder mehr nachzulassen.

„Wir sollten stiller leben", sagte Barbara.

„Wenn du das Onkel Emmich vorschlägst, ärgerst du ihn empfindlich. Wozu ist man auf der Welt, äußerte er gestern, als dazu, mit netten Menschen zusammenzusein. Die Liebenswürdigkeit und die Geselligkeit waren sein Metier. Auch eines! Es hat ihn befriedigt. Ich, ich brauche mehr. Bin ja auch schon eine andere Generation."

„Ich sehe noch oft unter deiner Türschwelle einen Lichtstreifen. Ich weiß wohl, dann schreibst du oder liest. — Oh, wenn ich du wäre, ich nähme mir den Tag zu meinen Neigungen."

„Das kann ich nicht — mein Mann legt den äußersten Wert darauf, daß ich auch auf Reisen immer meiner Stellung eingedenk bleibe — repräsentiere — von mir sprechen mache — den Ruf der Liebenswürdigkeit eifrig pflege — damit diene ich auch ihm und seinen Aufgaben. Man muß sich beliebt machen, wenn man oben-

auf bleiben will. Später mal — ja später — wenn wir den Abschied nehmen . . ."

Und sie grübelte über die Möglichkeit einer Zukunft in der breiten, getragenen Stille des Landlebens . . . Könnte man das aushalten — ein Dasein voll zuviel Besinnung?

Sie hatte in diesen lauten, bunten Tagen voll Sonne und voll Menschen aller möglichen Nationen keinen Augenblick den Doktor N. Arvad vergessen. Er schwieg. So hatte sie es erwartet. Und dennoch sah sie morgens und nachmittags die Posttasche suchend durch. Bisher vergebens. Wohl aber fiel ihr dabei schon zum drittenmal ein Brief aus Aegypten an Barbara in die Hand. Männliche Schrift hatte die Adresse auf den Umschlag gesetzt. Demnach so gut wie gewiß: Eggenkamp war der Schreiber!

Die Liebenden hielten also aneinander fest. Sie verbargen nicht einmal ihren Briefwechsel. Sonst hätte Eggenkamp doch wohl postlagernd geschrieben.

In jenen Augenblicken voll tiefster Erregung, wo sie den Mann, dem all ihre Herzlichkeit entgegenflog, doch abweisen mußte — da hatte sie vergessen, ihm jeden brieflichen Verkehr zu verbieten.

Ließ sich das nachholen? Hatte sie denn überhaupt ein Recht, vor Gott, vor Menschen diese beiden Herzen voneinander zu reißen?

Die Versuchung kam über sie, die Briefe uneröffnet an Eggenkamp zurückzuschicken und ihm jede weitere schriftliche Annäherung zu untersagen.

Sie vermochte es nicht über sich, diesen klugen Ge-

danken in die Tat umzusetzen. Ihr fehlte die Kälte zu einer solchen Handlung. Sie war zu oft sich selber Feind.

Den dritten Brief legte sie Barbara selbst in die Hand. Sie sah ihr ernst und traurig in die Augen.

Aber Barbara hob den Kopf mit einer trotzigen Bewegung höher und begegnete fest dem Blick der Schwester.

„Es kann doch niemals sein", sagte Almuth. „Wir lassen niemals voneinander", sagte Barbara.

Almuth wollte noch hinzufügen: Der jüngere der beiden Griffmoreschen Vettern fängt an, dich mit seiner Beobachtung zu verfolgen — er ist reich — hat den herrlichen Besitz — scheint ein ernster Mann . . . Aber sie schwieg. Sie wußte wohl, liebende Herzen empören sich gegen solche Hinweise. Mit solchen Plumpheiten darf man ihnen nicht kommen.

Wo waren denn die Waffen, mit denen sie ihren festen Willen hätte durchsetzen können? Sie war sich bewußt: sie besaß keine. Der Zufall und die Zeit konnten ihre Bundesgenossen werden. — Die fragwürdigsten, die es gibt, wenn das Leben auf dem Spiele steht. . . .

Sie dachte an den andern Eggenkamp. War er von einer ebenso klaren Festigkeit wie sein Bruder? Wahrscheinlich. Wie hatte ihr langer Brief an Luise Steinacker gewirkt? Zerstörend? Wie es seine Absicht sein mußte. Über drei Wochen waren vergangen, seit sie ihn schrieb. Sie hatte sich in Unerreichbarkeit gehüllt,

und keine Nachricht konnte zu ihr kommen. Aber sie fragte sich in mancher Nachtstunde, wie sich diese Dinge nun weiter entwickelt haben mochten. Ihr Herz brannte vor Begierde, zu wissen . . .

Zuweilen überkam sie das Verlangen, einmal mit schrankenloser Offenheit zu einem Menschen von all dieser unlösbaren Verknüpfung verschiedener Schicksale zu sprechen. Die Wohltat der Beichte zu genießen. Sie beklagte, nicht katholisch zu sein. Corinna Thoreque hatte ihr neulich anvertraut, daß sie einen wunderbar milden, weisen, alles verstehenden Beichtvater habe und daß sie, nach kleinen „Unordnungen", sich immer seelisch verjüngt und ganz entlastet fühle nach der Beichte. Nicht alle Priester sind so verzeihungsfrohe Seelenkundige, dachte Almuth.

„Ich brauchte einen Psychologen." — Und Doktor N. Arvad drängte sich ihrem Gefühl förmlich auf. Wenn einer Seelenkunde besaß, so war er es — obenein war er Jurist. — Daß er es sei, schien ihr gleich so bedeutungsvoll. Er konnte seelische Kämpfe abwägen gegen die Möglichkeiten und Rechte des äußeren Lebens. —

Als sie endlich seine Depesche bekam, daß er soeben in Brindisi gelandet sei und über Arcona, Bologna, Pisa binnen drei Tagen bei ihr einzutreffen hoffe, steigerte sie sich in große Erregung hinein. Sie fand es wunderbar und sah eine geheime Vorbestimmung darin, daß sie sich ihm so genähert habe. Ja, das war ein innerlicher Zwang gewesen. Wie wir oft mit seltsamer Sicherheit Dinge tun, deren Bedeutung für uns

oft erst viel später uns klar wird. Die Wohltaten, die Corinna Thoreque durch die Aussprache vor ihrem Beichtvater genoß, konnte sie sich auch gönnen. Sie wollte diesem klugen Mann vertrauen — sie glaubte sich ihm ganz nahe zu fühlen. Ihre Phantasie arbeitete an ihm und an ihrer Beziehung zu ihm. Ihr kam vor, als kenne sie ihn ganz. Als habe er fast ein Recht, das Unterpfand ihrer Freundschaft, nämlich ihre unbegrenzte Offenheit, zu empfangen.

Sie sprach lebhaft von ihm zu Corinna, als von einem Manne, der sie literarisch berate, dessen Geist sie faszíniere, dessen Werke sie bewundere, dessen Persönlichkeit unendlich anziehend sei. Die Gräfin Thoreque war vorweg enthusiasmiert. Jede neue Erscheinung in ihrem Kreis unterhielt sie zunächst sehr. Da sie Almuth für „ein geistreiches Geschöpf mit Funken im Gehirn und Fischblut in den Adern" hielt, beschloß sie, sich mit diesem Literaten in ein Flirtverhältnis einzulassen, daran es ihr im Augenblick völlig fehlte. Almuth würde nicht eifersüchtig sein. Almuth wußte doch, daß sie — Corinna — immer ein „bißchen was" brauchte, um dies dumme Leben zu ertragen. Um den Doktor mit einer deutlichen Geste als ihr wichtigen und sehr werten Menschen hinzustellen vor dem ganzen Kreis, beschloß Almuth, am Abend seiner Ankunft das Diner zu geben, zu welchem sie sich ohnehin schon verpflichtet fühlte. Es sollten die drei Schwestern Atanos mit ihren Männern zugegen sein, die beiden Vettern des Lord Griffmore und Frau von Matanjeff. Und um die Zahl dreizehn zu vermeiden, vor der Onkel Emmich

einen ausgeprägten Widerwillen hatte, sollten die Griffmores ihrem ältesten Sohn die Teilnahme gestatten.

Es wurde eine gewisse Wichtigkeit aus der Sache gemacht, weil sie Corinna zugeworfen worden war. Die spielte gleich lebhaft und sichtbar mit jedem Ereignis; übertrieb vor sich und andern. So stand es denn rasch fest: Almuth Lauingen erwartete einen weltberühmten Mann, einen großen Schriftsteller. Daß niemand von ihnen den Namen kannte, focht sie nicht an. Sie lebten hinter Mauern, und mit all den Dingen, die außerhalb vorgingen, konnte man sich unmöglich befassen. Mit Almuth Lauingen war das anders. Die hatte nun mal den Sport . . .

Als dann der Augenblick des Wiedersehens kam, erlebte Almuth den Sturz aus der Höhe elektrisierender Einbildungen auf die Ebene des Alltags. Sie sah den Doktor N. Arvad den Weg zum Hoteleingang heraufkommen. Es war gegen vier Uhr nachmittags, und der zitternde Sonnenschein spielte über den üppigen Garten, mit blendendem Geflimmer auf die blanken Magnolienblätter und das Dickicht der Steineichen weiße Reflexe verstreuend. Er trug den gleichen hellgrauen Anzug wie an jenem Abend, wo man im Grillroom bei Shepeard zusammengesessen. Den hatte sie damals wie eine Art Verkleidung empfunden, wie eine fremde, ihm nicht zukommende Tracht. Er grüßte zum Balkon des ersten Stockwerks hinauf. Und sie spürte erschreckt, daß sie errötete . . . Wenn er das sähe! Wie würde er es deuten! Und doch war dies Erröten nur der Widerschein ihres Ärgers. Ja, geradezu

ärgerlich war sie, sich diesen Mann überhaupt hierher gebeten zu haben. — Alle Fäden zerrissen, jäh. — Von solcher plötzlichen Kälte, ja Feindseligkeit gegen Menschen und Dinge, die sie zuvor eifrig an sich herangeholt hatte, wurde sie manchmal erfaßt. Bin ich launenhaft? fragte sie sich zum unendlichsten Male in ihrem Leben. Vielleicht litten viele, fast alle Menschen an diesen raschen Erkältungen der Teilnahme. — — Man zeigte es nicht — beherrschte sich — das zu tun, war Almuth im vollkommensten Maße gewöhnt.

In ihrem Lächeln fand der Doktor dann auch keine Spur von Höflichkeit und Zwang. Frei, eine scheinbar herzlich Erfreute, sah sie ihrem Gast in die Augen.

Als man dann nachher beim Tee zusammensaß, kehrte allmählich ihr Wohlwollen zurück. Er erzählte so unterhaltsam von Ägypten. Und Onkel Emmich, der angenehm berührt war, weil der Doktor versicherte, ihn wohler und jünger aussehend zu finden als bei jenem gemeinsamen Essen im Grillroom bei Shepeard, hörte gern zu, weil allerlei bekannte Namen in dem Bericht vorkamen. Arvad wußte wohl, wie es die meisten Menschen mehr interessiert, daß man die gemeinsamen Bekannten Müller und Schultz auf dem Gaurisankar traf, als die Höhe und Märchenwelt dieses höchsten Erdengipfels. Demnach sprach er für die Ohren von Onkel Emmich. Und auch Barbara horchte. Der Prinz Fritz-Gustav hatte sich gnädigst des Zusammenseins in Kairo erinnert, als man sich in den Ruinen des Tempels der Hathor auf der Insel Philä traf; der Herr von Eggenkamp, der Adjutant, sei auch dabei-

gewesen. Man sah sich später noch einmal auf der Landungsbrücke von Tell el Amarna, die Begegnung war aber flüchtig: Der Prinz und sein Adjutant stiegen ein, er selbst verließ gerade den Dampfer. Barbara spürte dies fast törichte Glück, das liebende Herzen genießen, wenn sie vom Geliebten sprechen hören; jemand die Hand reichen können, der später noch als sie selbst die Hand des Geliebten in der seinen hielt.

So fühlte der Doktor sich von Freundlichkeit umgeben. Er wußte nicht, ob er vor diesen Zeugen von Almuths Gedichten sprechen dürfe. Aber mit der größten Unbefangenheit kam sie darauf und erzählte, daß sie dem Doktor ihr graues Büchlein als Reisegesellschaft mitgegeben habe und nun auf vernichtende Kritik sich schon gefaßt vorbereite. Diese dürfe aber keine Zeugen haben; morgen vormittag finde sich schon Zeit zu einer kleinen Sitzung. Er hatte ihr starkes Erröten gesehen, als er vor ihrem Balkon stand. — — Diese Unbefangenheit nahm er für einen klugen Zug in ihrem Spiel.

Das Diner war für halb acht angesetzt. In einem kleinen Nebensaal hatte Erlton alles vorbereitet. Diese drei Wochen hier waren für ihn recht ergebnislos gewesen; selten konnte er sein Journal durch kleine Eintragungen bereichern. Ihre Exzellenz speiste zu oft außerhalb. Er wurde gelegentlich mitgenommen bei den Autofahrten, wenn die Möglichkeit bestand, daß man seiner Dienste bedürfe, aber in Lord Griffmores Gegenwart sprach man selten über Politik; während andererseits die Gräfin Thoreque der Unter-

haltung immer einen neckischen, spielenden Ton gab. Nun, Erlton war es genehm so. Er drängte sich nicht zum Horchen. Er erfüllte nur seine Pflicht, wo er bemerkenswerte Äußerungen auffing. — Mit der Tafel war er nicht recht zufrieden. Zu lang, zu schmal, zu beladen. Aber wenigstens sehr viel gelbe Rosen. Die liebte Ihre Exzellenz. So würde sie Nachsicht haben. — Es war bestimmt, daß der alte Herr, wie immer, wenn man keinen runden Tisch hatte, oben sitzen sollte. Erlton sorgte noch im letzten Augenblick für einen bequemen Armsessel.

Und da kamen auch schon in zwanglosen Gruppen die Gäste. Die Gräfin Corinna Thoreque bereits in eifriger Unterhaltung mit dem Doktor N. Arvad. Er fand dann auch seinen Tischplatz zwischen ihr und Almuth. Oben neben Onkel Emmich saß Frau von Matanjeff, ihre weiße, fette Kehle bebte, wenn sie lachte, und die Brillanten um die Türkisen herum flirrten Lichtblitze aus. Ihr Köpfchen mit dem hochgetürmten Haar wandte sich nach rechts, nach links. Unten am Tisch langweilte sich der junge James Griffmore, und Barbara neben ihm gab sich viele Mühe, ihn zu unterhalten. Er wußte aber nichts und interessierte sich für nichts als für Golfspiel, wovon Barbara nichts verstand.

Ganz laut über den Tisch sagte Frau v. Matanjeff:

„Gott, liebste Almuth — da sitzt James Griffmore und ist schon ein junger Gentleman . . . Und ist es nicht wie gestern, daß er mit Flodoardo Meisterburg

und Chlodwig im Ziegenwagen durch den Tiergarten fuhr . . .

Alle Kinder des Lord Griffmore und seiner Frau, der geborenen Prinzessin d'Atanos, trugen englische Namen; die drei Kinder des Barons v. Meisterburg und der Ludmilla d'Atanos aber italienische.

„Ja, damals in Berlin — es war doch eine nette Zeit . . ." erinnerte Almuth sich.

„Was macht dein Chlodwig?" fragte die Baronin Meisterburg.

„Es geht ihm sehr gut. In den Ferien kommt er nach Hahnenort."

„Sieht er immer noch deinem Mann so ausgesprochen ähnlich?"

„Fabelhaft!" rief Onkel Emmich dazwischen. „Keine Spur Hochfeldern."

Aufmerkend hatte Arvad gehört . . .

„Wer ist Chlodwig?" fragte er Almuth.

„Mein Sohn!" antwortete sie mit einem Ton des Erstaunens über seine Unkenntnis. Sie entsann sich nicht, ob sie selbst oder sonst jemand in Gegenwart des Doktors von Chlodwig gesprochen oder nicht gesprochen habe. Mit einer gewissen Naivität nahm sie immer ohne weiteres an, daß jedermann ihre Familienverhältnisse kenne — wo man so sehr in der Öffentlichkeit stand . . . Aber zugleich auch schon fühlte sie, daß in ihm irgend etwas vorgehe . . .

Wie sonderbar. Er hatte sie unbedingt für kinderlos gehalten. Und sie verschwieg ihm den Sohn. Warum? Um jünger zu erscheinen? Eine zu banale

Annahme bei dieser Frau. Indes — welche Frau steht so hoch, daß sie nicht mit Banalitäten arbeitet, sowie die elektrische Verbindung zum Manne zu spielen anfängt. — — Vielleicht hatte sich einfach nur keine Gelegenheit gegeben, den Sohn zu erwähnen? Aber eine glückliche Mutter sucht die Gelegenheit, zieht sie an den Haaren herbei, um ihr Kind zu rühmen! Er kannte Mütter, die ihm entsetzlich auf die Nerven fielen, weil sie nur, nur von ihren Kindern sprachen; er ging ihnen im weiten Bogen aus dem Wege und war doch ein klein wenig von ihnen gerührt. — Im Zusammenhang mit all diesen Erwägungen fiel ihm nochmals ihr Erröten ein . . . Wie unbehaglich! Er hätte diese Einladung doch nicht annehmen sollen.

Frau v. Matanjeff erzählte über Tisch von den Toiletten, die bei der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares getragen worden waren; eine ihr befreundete Dame aus der russischen Botschaft in Berlin hatte ihr davon geschrieben. Sie sprach Deutsch, hart und sehr deutlich, wie die Russen tun; sie sprach es manchmal, wenn sie mit dem ihr gründlich verhaßten Lord Griffmore zusammen war, nur um ihn zu ärgern, denn dieser kannte keine Sprache, keine einzige, außer Englisch. Von der silbernen Hochzeit kam die Rede auf die Vermählung des Prinzen Eitel-Friedrich mit der schönen, ernsten Herzogin Sophie Charlotte. Dann fielen allerlei höfische und Namen von Staatssekretären. Griffmore bemerkte, daß Deutschland aus Tsingtau eine Festung ersten Ranges mache, und er lächelte ein wenig in sich hinein — eigentlich war es nur der

Schatten eines Lächelns —, aber doch wirkte es wie Spott. Almuth sagte, das würde ihr Mann höchst verkehrt finden, seinen ganzen Einfluß dagegen stemmen; aber es sei nicht wahr. Tirpitz habe gerade erklärt, daß nur so viel gefestigt werde, als zur Erhaltung der Neutralität erforderlich, was ja doch durch den ostasiatischen Krieg notwendig geworden. Erlton, der keine deutschen Zeitungen las und nicht wußte, daß dies im Reichstag gesagt worden sei, merkte sich jedes Wort für sein Journal. Man sprach nach der deutschen Zwischenbemerkung der Matanjeff wieder Englisch aus Rücksicht auf den sprachmonomanen Griffmore. Meisterburg wußte, daß kolossal gegen Posadowsky gearbeitet werde; die Agrarier und die Kreuzzeitungsleute wollten ihn stürzen; er sei auch in der Sozialpolitik nicht auf der erwünschten Linie. Griffmore äußerte sich nochmals zur Befestigung Tsingtaus.

„Ihr könnt sagen viel — es ist nicht zuverlässig — wie oft bei euch — man weiß nie, was die eigentliche Handlung sein wird. Oh, wenn ich denke an die Sache in China . . ."

„Welche meinen Sie? Die mit Ihrem ‚Germans to the front'. . . die S. M. so gutgläubig falsch verstand? — Das war keine Anerkennung, Lord Griffmore — das war Hohn. Das hieß: Die dummen Deutschen sind gut genug zum ersten Kanonenfutter. — — Jawohl — verzeihen Sie! Aber so haben es Tausende aufgefaßt, die weniger idealistisch sind als S. M.", sagte der Doktor.

„Oh, es gibt viele Sachen von China. Ich meine die

mit dem Rückzug der Truppen voriges Jahr. Wir hatten angeregt, daß es an der Zeit sei, den Anfang mit der Zurückziehung der Truppen zu machen — wir telegraphieren unserem Satow — der ging zum Doyen, euren Mumm, um seine Ansicht einzuholen. Gut, so war es politischer Anstand. Mumm lehnt ab, findet Truppenrückzug jetzt höchst unopportun. Plötzlich hören wir dann, daß der Deutsche Kaiser dem chinesischen Gesandten mitgeteilt habe, daß er aus eigener Initiative und im Vertrauen auf den chinesischen Hof und die neue chinesische Armee die deutschen Truppen zurückziehen werde. — Satow läuft zu Mumm. — Mumm erzählt, daß er gerade gleiches Telegramm erhielt. — Ist da zuverlässiger Verkehr möglich? Der Botschafter weiß nie — geht ihm über den Kopf weg nicht eine Konterorder — —"

„Zuviel Initiative", sagte Thoreque.

„Das weiß Gott!" bestätigte Almuth. „Davon weiß mein Mann auch zu erzählen."

Barbara verstand nicht alles und hatte kein Urteil. Aber sie fühlte einen allgemeinen Ärger. Und da freute sie sich über den Ton, in dem Doktor N. Arvad sagte:

„Initiative zieht immer den kürzeren gegen Verschlagenheit."

„Initiative ist laut. Verschlagenheit still", sagte Meisterburg mit einem besonderen Lächeln.

„Lieben Sie die Politik?" fragte Corinna Thoreque.

„Nein", antwortete der Doktor kurz angebunden. Seine Abneigung gegen politische Gespräche hatte

einen besonderen Grund. Er war in der Theorie überzeugter „Europäer". Und wenn dann eine Bemerkung fiel, die ihm irgendwie herabsetzend für Deutschland schien, gärte in ihm die Abwehr auf. Sich auf solcher Zwiespältigkeit zu ertappen, war ihm stets ärgerlich.

Oben am Tisch sprach Frau von Matanjeff eifrig auf Onkel Emmich ein. Sie hatte gestern in Villa Miramare bei dem älteren Griffmoreschen Vetter zwei Stunden Bridge gespielt mit den Whitmables, die jetzt auch in Nervi seien. Und sie erlebte den Triumph, die Whitmables, die beide, Mann wie Frau, berühmte Bridgespieler waren, glänzend zu besiegen. Sie habe bedeutend gewonnen. Onkel Emmich hatte aber kaum Interesse daran, sondern es war ihm wichtiger zu erfragen, ob die Whitemable eine geborene Wadhurst oder eine geborene Gräfin Rosenkron gewesen sei. Diese letztere, eine Schwedin von wunderbarer Schönheit, habe er einmal kennengelernt in — in — bei — bei — — Es kam ihm nicht. — Sein Kopf war leer. — Diese Leere ärgerte ihn — war mit einem verwunderlichen Schwindelgefühl verknüpft — in seinem linken Ohr klangen feine Töne — — gottlob, es ging vorüber . . .

„Natürlich war es die Rosenkron — sie schien entzückt, als sie von mir hörte, Sie seien hier. Sie haben doch damals in Stockholm so reizende Tage verlebt, als Sie die Prinzessin Johanna dorthin geleiteten . . ."

„Wie gnädig war damals König Oskar — und welch ein schöner Mann. — — Ein Bernadotte, ja,

ja — aber doch ein Fürst, wie aus urältestem Gottesgnadentum — bleibt merkwürdig — solcher Grad von Emporentwicklung, denn ich . . . denn ich . . . ich —"

Da war die Leere schon wieder. — — Und das Klingen. — Es klang fort — immer weiter fort — er horchte dem Ton nach.

Und spürte nicht das jähe Verstummen, das um die Tafel ging, als habe eine harte Hand jeden auf den Mund geschlagen.

Steif saß er in seinem Stuhl, die Arme auf den Lehnen, den Rücken fest gegen das Polster. Das Haupt erhoben. — Mit aufgerissenen Augen starrte er über den Tisch und sah nicht die gelben Rosen, die sich schwer aus kristallenen Gläsern neigten — sah nicht die eleganten, von hellen Stoffen umhüllten Frauen, das Funkeln der Edelsteine. — — Leise klang aus dem großen Saal die Tafelmusik herüber. — — Er hörte sie nicht.

Almuth erhob sich rasch, der Tafelrunde gebieterisch zuwinkend, was jedermann dahin verstand: bleibt, bitte, still sitzen. — Sie war schon neben dem Stuhl des alten Mannes. — Sie legte ganz leise ihre Hand auf die seine, die auf der Armlehne ruhte. — Und mit einer Stimme, die von Zärtlichkeit und Sorge bebte, sprach sie:

„Ist dir nicht wohl, Onkel Emmich?"

Er antwortete nichts.

Erlton, an seiner anderen Seite, sah die Herrin an — ob sie befehle, daß man versuche, den alten Herrn hinauszuführen.

Sein Gesicht schien nicht bleicher als sonst. Es hatte schon lange den Elfenbeinton der Blutleere. Lange schon waren diese Hände, die jetzt so fest auf den Armlehnen lagen, blaß und von den Linien der Greisenhaftigkeit gezeichnet.

Noch einmal, angstvoller noch fragte sie:

„Dürfen wir dich in dein Zimmer bringen?"

Er antwortete nichts.

Erstarrt saß er. — Unbeweglich waren seine Züge, wie die eines Horchenden, dessen ganzes Wesen in dem einzigen Wunsch zusammengefaßt ist, einen unbekannten, fernen Klang zu erkennen . . .

Etwas war in seiner Haltung und in seinem Ausdruck, das verbot, ihn anzurühren.

Eine großartige Unnahbarkeit umgab ihn.

Er, der sich tausendfach und in lächelnder Beglücktheit vor Fürsten gebückt, erschien nun selbst zur Majestät erhoben. Thronend saß er — von der Einsamkeit der Höchsten verwirrt.

Almuth flehte zu ihm mit leisen Worten.

Er schwieg.

Unverändert aufrecht saß er. Nicht als einer dieses Kreises, kein Genosse der Tafelrunde. — Ein fremder Gast — zu erhaben für eine Gemeinschaft.

Kein Atemzug hob seine Brust.

Und plötzlich sank sein Haupt vornüber, mit einer kurzen, jähen Bewegung.

Er hatte es zum letztenmal vor einem Fürsten geneigt. —

Und dieser Fürst war der aller Sterblichen. — —

Der Doktor N. Arvad war aus mancherlei erklärlichen und einigen ihm selbst nicht ganz deutlichen Gründen hergekommen. Derlei Lagen nannte er „Studien machen" und war seiner immer sicher, daß er die Freiheit behielt, nur zu bieten, was er geneigt sei, zu geben, nicht das, was vielleicht die weibliche Seite suchte.

Nun fielen ihm Aufgaben zu, an die er vorher nicht von fern hatte denken können. Die Gräfin Lauingen hatte zwar den vortrefflichen Erlton zur Seite, dessen Umsicht und Entschlossenheit auch in diesem noch nicht innerhalb seiner Erfahrung liegenden Fall nicht versagte. Aber neben den äußerlichen Maßnahmen gab es noch so viel andere Dinge. Er, der Gast, fühlte sich wie von selbst zum Berater und Beschützer der Gräfin und ihrer jungen Schwester verpflichtet. Der Baron Meisterburg bot sich an, und auch seine Dienste konnte man brauchen; dieser fuhr nach Genua, um auf dem deutschen Generalkonsulat die geeignetsten Schritte zur Überführung eines Toten nach Deutschland zu besprechen.

„Ja," sagte er vor seiner Abfahrt zu Arvad, „immer hat's geheißen, der Hahnenorter Onkel Emmich stirbt noch mal im Frack — nun hat die alte Klitzow recht behalten. Könnte man den alten Herrn fragen, ob es ihm so recht war, würde er nochmals nicken. — — Ja, weiß Gott — er starb in Haltung."

Der Doktor fühlte jedes Vorurteil gegen Almuth sich verflüchtigen. Er vergaß ihr Erröten und daß sie vor ihm ihren Sohn verschwiegen. — Er sah eine ein-

sache Frau, todtraurig, in echten Gram so rührend versunken, daß er ihr menschlich sehr nahe kam. Eine von den Frauen sei sie — hatte er gedacht —, die aus allem etwas machen, was sie kleidet und für die selbst ein Schmerz eine Gelegenheit sein würde, sich bewundernswert zu benehmen. Er sah aber jetzt nur echte Tränen, er hörte keine großen Worte und fand nur schlichte Haltung.

In der Nähe des Hotels gab es einen verlassenen Garten, der sich zum Meere hinabzog, dort war ein kleiner Bau, der sich ganz rasch in eine würdige Stätte verwandeln ließ. Aus der Villa Atanos kamen Körbe voll Rosen und Eukalyptuszweige, Zypressen verkleideten die Wände. Eine barmherzige Schwester wachte neben dem Aufgebahrten.

Dort sollte nach dem Eintreffen des Grafen Lauingen vor der Fortführung eine Feier stattfinden, zu welcher ein evangelischer Prediger aus Nervi kommen konnte.

Barbara bat den Doktor:

„Telegraphieren Sie doch an den Prinzen Fritz-Gustav. Er ist jetzt auf Sizilien — seit gestern in Messina — er würde vielleicht noch herkommen können . . . Er liebte Onkel Emmich sehr . . ."

„Davon hat Ihre Frau Schwester mir nichts gesagt, als sie mir die Namen aufgab . . . Das darf ich nicht."

„So regen Sie es bei Almuth an."

Sonderbar, dachte er; sie kann doch selbst telegraphieren oder anregen, daß es geschieht.

Aber da all diese Eindrücke in den letzten zwölf Stunden in ihm gutmütige Stimmungen erweckt hatten, schlug er Almuth vor, ob man nicht Fritz-Gustav . . . Sie fuhr auf aus ihrem stumpfen Schmerz . . .

„Nein", sagte sie.

Diese knappe, entschlossene Ablehnung, dieses Aufblitzen von Energie aus einer Hingegebenheit an weichen Kummer, brachte ihm wieder in Erinnerung, wie sie damals erschrak über den unerwarteten Anblick des Prinzen und seines blonden, sonnverbrannten Adjutanten.

War es dieser Mann, der zwischen den beiden Schwestern stand? Denn er spürte wohl, es war zugleich Liebe und eine Fremdheit zwischen ihnen. Herzlichste Aufwallung und ein kaltes Sichbesinnen.

Man konnte nicht warten mit dem Verschließen des Sarges bis zum Eintreffen des Grafen Lauingen. Almuth ließ sich von dem Doktor hinüberführen, um die lieben Züge noch einmal zu sehen. Als sie so, von ihren Trauerfloren umhüllt, an seinem Arm durch die Gärten ging, hatte sie das Gefühl, einen allernächsten Freund neben sich zu wissen. Sie sagte es ihm und dankte ihm.

„Ueberraschende Ereignisse lösen auch seelische Ueberraschungen aus," meinte er, „Sie suchten einen literarischen Berater und haben ein Ihnen menschlich ergebenes Herz gefunden. Ich sah eine große Dame, die unbeschreiblich anmutig mit den Musen kokettierte, und fand ein einfaches, warmes Frauengemüt. So, meine ich, sind wir gut beschenkt worden. Und wenn wir uns

übermorgen trennen, so tun wir es im Wissen, daß wir uns aufeinander verlassen können. Frauen wie Sie, Gräfin, brauchen immer einmal einen Mann oder vielmehr den Kopf eines Mannes, der ein verläßlicher Freund ist."

„Dessen bin ich mir nur zu sehr bewußt", sagte sie leise.

Da lag der kleine helle Bau — er konnte einmal als Pavillon gedacht gewesen sein, den man im antikisierenden Stil mit einer breiten Flügeltür dem Meere zu gebaut hatte; die hängenden graugrünen Zweige der Eukalyptusbäume mit ihren langen, schmalen Blättern fegten leise über sein dunkles Dach. Die Türen waren nur angelehnt, Kühle wehte heraus und ein Geruch von welkenden Blumen. Der hohe Zinksarg stand auf einer Bahre, deren schwarzer Behang und eine Fülle von Grün die Eiskübel unter ihr verbargen.

Kerzen brannten, ein weißer Schleier lag über dem Haupt und der Gestalt des stillen Mannes. Mit feierlichen Bewegungen, als scheue sie sich, Heiliges anzutasten, nahm die barmherzige Schwester den Schleier fort.

Almuth preßte ihr Taschentuch gegen den Mund, um nicht laut aufzuweinen.

Wie unverändert Onkel Emmich dalag. Sein silberweißes Haar, das so allerliebst in den Schläfen ansetzte und so zierlich die Stirn krönte, war mit der gleichen Sorgfalt geordnet wie immer. Er hatte den

Frack an, die weiße Hemdenbrust glänzte. Die Hände lagen übereinander in einer stillen, ruhevollen Haltung.

Warum schlug er nicht die Augen auf? Warum lächelte er ihr nicht zu, wie er immer, immer getan, wenn er sie sah. Die menschliche Unfähigkeit, das Wort „nie wieder" zu fassen, überwältigte Almuth. Jedem Lebenden ist der Tod das Unbegreifliche. Und am Unbegreiflichen leidet der Mensch. Er steht davor wie vor einer ehernen Pforte, die sein Wille nicht öffnen kann und die doch zu öffnen sein verzehrender Wunsch ist. Gram und Ohnmacht verbinden sich. — Und diese beiden zu grausamem Bündnis Verschwisterten warfen sich auch über Almuths Seele und nahmen ihr alle Fassung.

Arvad führte sie mit Festigkeit hinweg.

„Ich habe den alten Herrn nur flüchtig kennengelernt," sagte er draußen, „aber ich sah und hörte doch genug, um zu begreifen, daß er ganz von Ihnen abhängig war. Sie waren sein Glück. Wie schön, zu wissen, man war eines Menschen Glück! Das muß Sie trösten."

„Ja, das Schicksal gab ihm in mir eine Tochter. Er klammerte sich im Laufe der Jahre immer fester an mich. Es war wohl das Bedürfnis nach wechselloser Liebe, nach einer Verläßlichkeit für sein Herz inmitten der unzuverlässigsten Gesellschaft, die es gibt, und ohne die er doch nicht leben konnte. Ihm war alles, was mit dem Hof und höfischer Welt zusammenhing, kein zeitfremder Formenkram. Ihm war es das Symbol der staatlichen Würde."

Es tat Almuth wohl, im Freien zu sein. Die süße Weichheit der Luft umschmeichelte ihr Gemüt.

Sie gingen langsam unter den Pinien hin und her, die auf dem mit Rasennarbe bedeckten felsigen Ufersaum standen. Unten liefen in langer Linie matte Wellen sacht heran und zerrannen plätschernd. Zwischen den orangeroten häutigen Pinienstämmen sah man weit hinaus Meer und Himmel.

„Ihre eigenen Eltern starben früh?" Es war ihm recht nebensächlich, von ihren Familiengeschichten etwas zu hören, aber er glaubte, es würde ihr jetzt wohltun, von solchen Dingen zu sprechen.

„Erzählte ich Ihnen nicht schon?" . . .

„Nein." Aber ganz sicher war es ihm nicht . . . Sein Gedächtnis durchflog all die Unterhaltungen mit ihr. Nein.

„Meine Mutter starb, als ich etwa sechzehn Jahre alt war. Von früher Kindheit an hatten meine Eltern mich durch alle Länder der Welt mitgenommen, wohin eben meines Vaters häufige Versetzungen uns führten. Nun kam ich in ein Pensionat—ich hielt in der strengen Monotonie dieser Anstalt nicht aus. Ich lief einfach davon. Ging nach Harst — unserm Stammgut, das Majorat hatte damals Papa — Papa selbst aber war in China zu jener Zeit, auf Harst lebte eine alte Verwandte von ihm — zu alt, zu kümmerlich, mir Mutter und Leiterin zu sein — aber immerhin: es sah doch schicklich aus. — Onkel Emmich kam — er nahm mich mit nach Baden-Baden — er stellte meinetwegen Hahnenort auf den Kopf. — es waren lustige Monate.

— Dann lief von Papa der Befehl aus Asien ein, ich sollte, wenn ich denn der Pension durchaus widerstrebe, still bei Tante Lotte auf Harst bleiben, sei noch zu jung, um mich von Onkel Emmich in die große Welt einführen zu lassen. — Ich solle, bis zu seinem nächsten Urlaub, der ihn zurückbringe, nur eifrig an meiner Bildung arbeiten. Tante Lotte wurde angewiesen, aus der Stadt Lehrer kommen zu lassen. Ach Gott — Tante Lotte! Man hat nachträgliche Erkenntnisse über Familienmitglieder, die man respektieren mußte, als man jung war — das werden Sie auch wissen. — Tante Lotte war höchst ungebildet und ahnte nichts von dem, was mir notwendig gewesen wäre, meine Unruhe auf einen klaren Weg zu bringen."

Sie schwieg einige Minuten, und er förderte ihr Weitersprechen durch keine Frage.

„Ein Jahr ging so hin — ich weiß selbst nicht mehr wie. Da kam Papa zurück. Als er einige Wochen daheim war, eröffnete er mir den Plan seiner Wiederheirat. — Dagegen lehnte ich mich auf — mit solcher Heftigkeit, daß ein unheilbarer Bruch entstand — ich verließ mein Vaterhaus — für immer. Erst zu dem Sterbenden kehrte ich zurück . . ."

Erstaunt sagte der Doktor:

„Das ist ein ganz überraschender Zug von Ihnen. Er paßt nicht in die Linien Ihres Bildes, wie ich es mir nachzeichnen konnte. Eine Haltung, die einem andern Menschen freie Entschließungen über sich verbieten will, ist so durchaus unter der Höhe Ihrer Intelligenz und Weltanschauung, daß ich annehme, die Frau, die

Ihr Vater heiraten wollte, war nicht würdig, seinen edlen Namen zu tragen."

Almuths Gesicht wurde noch farbloser, als es schon vorher im Rahmen der zurückgeschlagenen schwarzen Schleier erschienen war.

„Ich habe diese Frau niemals kennengelernt," sagte sie, „sie war von höchst gemäßem Stand — auf seinem Sterbebett konnte mein Vater mir berichten, daß er sehr glücklich mit ihr gewesen ist. Auch sie starb ihm früh. Barbara ist ihre Tochter."

„Verwunderlich, solche hartnäckige Gegnerschaft —"

Almuth wandte sich, um den ansteigenden Weg hinanzuschreiten. Schwer waren ihre Glieder, wie von körperlicher Müdigkeit.

„Vielleicht," sagte sie vor sich hin, „vielleicht hatte ich Gründe — —"

Gründe der Selbsterhaltung, Gründe der Scham — — war vielleicht des Vorwandes froh, unter dessen Schleiern ich mich dem Zusammenleben mit den Meinen entziehen konnte. — — Das sagten ihre Gedanken. Daß sie ihm dergleichen einmal mit lauten Worten gestehen wolle, kam ihr doch unmöglich vor in diesem Augenblick.

Ihr Ton, ihr Ausdruck gab ihm zu denken. Aber er fragte nicht nach. Er hatte das bestimmte Gefühl, daß sie, trotz all dieser gerade ihm bewiesenen Lebhaftigkeit in der Annäherung, eine von den Frauen sei, die über sich schweigen können, selbst in Stunden äußerster Erschütterung.

Also das war nun ihr Gatte! Der Doktor N. Arvad hatte sich selten vorweg ein zutreffenderes Bild von einem Manne gemacht wie vom Grafen v. Lauingen. Ein stattlicher Mann von stolzer Körperhaltung. Seine Züge waren die eines alten, edlen Geschlechtes. Seine feingebogene Nase so mager, daß ihre Profillinie von einer gewissen Durchsichtigkeit rötlich schimmerte. Er trug ein scharfes Glas ohne Einfassung, mit goldenem Bügel. Und wenn er es im Gespräch manchmal abnahm, loschen seine Augen gleichsam aus — wurden blaß und glasig, trübe.

Von diesem Doktor N. Arvad hatte seine Frau ihm nie geschrieben; es gab immer Menschen in ihrem Leben, von denen er nichts wußte. Das war auch ganz Almuths Angelegenheit. Sie verkehrte, mit wem es ihr beliebte. Es war immer richtig. Das war sein Glaubenssatz. Den Namen Arvad hatte er nie gehört. Aber ein Mann der großen Presse? Demnach natürlich so zu behandeln, daß man sich in ihm einen bewundernden Kritiker und einen Parteigänger schuf; aber eine gewisse Vorsicht blieb nebenher geboten. Dieser hatte

seiner Frau beigestanden? Natürlich mußte man ihm Dankbarkeit bezeugen.

Dem Grafen war der Tod von Onkel Emmich herzlich bedauerlich. Immer sah die Welt diesen vornehmen Alten, den alle Höfe Europas kannten und der an allen beliebt war, an Almuths Seite. Das bedeutete viel für Almuth und damit für ihn selbst. Onkel Emmich wirkte gewissermaßen als freiwilliger Agent für die Beliebtheit des gräflichen Paares.

„Vielleicht wird meine Frau ihr Reiseleben nun ein wenig einschränken", äußerte er dem Doktor gegenüber, mit dem er einen kurzen Spaziergang machte. Er liebte es nicht spazierenzugehen, lud aber besonders den Doktor dazu ein, um zu zeigen, daß er dessen Gesellschaft und Gespräch suche. „Die Begleitung Onkel Emmichs bedeutete eine Summe von Vorteilen, die auch eine politische Seite hatten. Ich bin sehr beunruhigt über den Grad des Kummers meiner Frau. Ich schiebe es darauf, daß es der erste ist, den sie in ihrem Leben erfährt. Wenigen Menschen ist es beschieden wie ihr, sich so vollkommen befriedigt und nach jeder Richtung hin ausbalanciert zu fühlen. Sie ist vom Glücke sehr begünstigt."

„Wieder einer!" dachte der Doktor. Ob er wohl jemals einen Mann kennenlernte, der die eigne Frau richtig sah und beurteilte?

„Es war ein sehr schwieriger Augenblick für mich, meinen Posten zu verlassen, wo die Verhandlungen in Algeciras sich dem Ende zuzuneigen scheinen. Aber

es schien unmöglich, an der Seite meiner Frau bei dieser Gelegenheit zu fehlen."

„Unsere Isolierung hat sich auf der Konferenz doch stark offenbart", sagte der Doktor, um überhaupt etwas zu sprechen. Es war ihm merkwürdig schwer, mit diesem Manne ein Gespräch zu unterhalten.

„Der Umstand braucht niemand Sorge einzuflößen", sprach Lauingen mit ruhiger Überlegenheit. „Der Friede ist nicht mehr von der Zugehörigkeit Italiens zum Dreibund abhängig; Rußland ist zusammengebrochen — Frankreich allein kann nichts wagen gegen uns — England weiß genau, daß es nur Nachteile von einem Kriege gegen uns hätte. Solange ich die Fäden mitwebend halte, können Sie dessen gewiß sein: die nächsten zwanzig, dreißig Jahre bleibt der Friede ungestört. Wahrscheinlich wird ein Krieg für immer unmöglich sein —"

„Er glaubt die Augen Europas auf sich gerichtet", dachte der Doktor und hatte sein Vergnügen an so viel Sicherheit und Selbstgefühl.

Lauingen bat dann um Entschuldigung, daß er dies Thema verlasse. Die hochpolitische Notwendigkeit, alle betreffenden Fragen mit Verschwiegenheit zu behandeln, ließ er durchblicken. Er fragte nach den weiteren Reiseplänen des Doktors. Diese waren mit zwei Worten festgestellt: gleich nach der Trauerfeier, morgen, dachte er nach Genua zu fahren, um nach Berlin zurückzukehren.

„Sie folgten der Einladung meiner Frau hierher, um einige freundliche Ruhetage zu verleben. Der ein-

getretene Trauerfall hat Sie nicht nur darum gebracht, sondern Ihnen auch die Mühe auferlegt, meiner Frau ernste Freundesdienste zu tun. Wollen Sie uns erlauben, Ihnen ein andermal angenehme Erholung anzubieten. Wie ich meine Frau kenne, wird sie die nächste Zeit auf Hahnenort verleben wollen. Dort sind Sie uns jede Stunde willkommen."

Auf diese höfliche Rede konnte der Doktor nur antworten, daß er, wenn seine Zeit es erlaube, vielleicht gern Gelegenheit nähme, sich persönlich vom Befinden Ihrer Exzellenz zu überzeugen.

„Ich selbst werde später versuchen müssen, auch dort zu sein. Der Baron Hochfeldern hat meine Frau stets als seine Erbin bezeichnet. Bald nach meiner Vermählung mit ihr teilte Hochfeldern mir mit, daß er meine Frau und ihre Kinder zu gleichen Teilen als Erben eingesetzt habe. Nun — die Lage ist sehr einfach. Wir haben nur einen Sohn, mit dem meine Frau sich also das Erbe zu teilen haben wird. Ich werde ihr beistehen müssen — solche Besitzübernahme bringt viel Formalitäten mit sich. Wäre sie uns doch noch lange, lange erspart geblieben", schloß er.

Der Doktor hatte die Empfindung, daß diese Schlußbemerkung nicht aus Gründen des Taktes gemacht wurde, sondern von echtem Gefühl eingegeben war. Und er fügte diesen Zug gern dem Bilde bei, das er sich gemacht hatte. Er paßte auch wohl hinein. Wo Selbstüberschätzung hinderte, daß sich die Intelligenz fein zuschliff, brauchte keineswegs Herz zu fehlen. Dieser Mann würde es sicher auch für Mangel an Vor-

nehmheit gehalten haben, rechnend an eine Erbschaft zu denken und sich ihrer zu erfreuen.

Trotz aller programmäßigen und wohlabgewogenen Freundlichkeiten, die der Doktor erfuhr, fühlte er sich dennoch am Abend dieses Tages als ein ganz fremdes und völlig überflüssiges Element neben dem Grafen und seiner jungen Schwägerin. Almuth sei völlig erschöpft, sagte ihr Gatte, habe sich zurückgezogen und lasse sich entschuldigen. So beurlaubte er sich denn gleich nach dem Kaffee und der Zigarette, die man an einem Tisch auf der Terrasse vor dem Hause nahm.

Leise schwebte der Abend ans Land. Es war, als käme vom Meer her sacht eine feine Dämmerung heran, die Ferne verhüllte sich langsam. Und eine himmlische Ruhe ließ sich auf Land und Meer herab, alle Töne wurden zarter und dünner. Das Grün der Bäume tiefer, als werde es aus dem Dickicht der Wipfel heraus mit Schwarz durchwirkt. Und kein Hauch flüsterte in ihnen. Es war ein stilles Warten auf die nahe Nacht. In der Höhe versuchte ein erster Stern sich flimmernd durchzusetzen.

Graf Lauingen rauchte schweigend eine Zigarette nach der andern, in allerlei Gedanken verloren. Er fand das Aussehen seiner Frau scharf und gealtert. Natürlich — der Kummer und die Lage dieser Tage. Aber einmal mußte es ohne dies doch kommen — das — Altern! Schade. Sehr schade. Die Anmut seiner Frau rechnete er geradezu unter seine Vorteile . . . Ob dieser Doktor wohl ihrem Herzen nahestand? Schwerlich. Soviel Feuer das schöne dunkle Auge des

Mannes verriet — als persönliche Ganzheit war er wohl nicht von der Art, Almuth in Gefahr zu bringen. Er, der Gatte, kannte sie auch als kühl. Seine ganze Weisheit über seine Frau bezog er ausschließlich aus dem, was er an ihr kennengelernt. — — Immer war auch Onkel Emmich dagewesen — seine Gegenwart hatte zweifellos alle Versucher ferngehalten. Und ein beinahe warmes Gefühl des Kummers über den Tod des lieben Alten machte seine Stimmung weich.

Das vermischte sich mit dem Behagen an dieser unbeschreiblich liebkosenden, feierlichen Abendgröße der Stunde. Sie tat wohl, weil sie Andacht weckte.

„Otto", sagte Barbara. Er hatte das junge Mädchen neben sich vergessen gehabt. Still und nachdenklich saß sie, schwieg gleich ihm in die zunehmende Dämmerung hinein.

„Nun?"

„Otto, ich möchte Ihnen etwas sagen dürfen."

„Aber liebe Barbara — dieser zaghafte Ton? Bin ich nicht Ihr Schwager, Ihr Vormund, demnach die gegebene Instanz für jedes Ihrer Anliegen?" fragte er.

Wie das herzlich klang! Sie stand ihm so fern, so fern. Hatte ihn vielleicht nie anders als in der großen Geselligkeit seines Hauses gesehen oder in flüchtigen Begegnungen, die sich immer einmal für Menschen ergeben, die unter dem gleichen Dach wohnen. Ein rechtes Zutrauen konnte sie nicht zu ihm fassen. Es fehlte dazu einfach die Gelegenheit, bei der er ihr hätte Herz und Anteilnahme bezeugen können. War man einmal unter sich, was höchst selten vorkam, hatte der

Graf mit seiner Gattin die wichtigsten Dinge zu besprechen. — Nun fühlte sie sich glücklich überrascht von dem Klang der Wärme, der aus seinen Worten zu ihr kam.

Sehr leise sprach sie. Nicht weil sie behorcht werden konnten, denn sie saßen ganz für sich, in angenehmer Ungestörtheit. Viel mehr noch, weil die Tragweite dessen, was sie gestehen und erbitten wollte, ihr die Stimme unsicher machte. Ihre Angst war so groß. Den alten Mann, der nun ewig verstummt war, konnte sie nicht mehr bitten. Das Wohlwollen Ottos war ihre letzte Hoffnung auf eine rasche, leichte Erfüllung ihrer Wünsche. Fand sie auch in ihm einen Gegner, stand ein mehrjähriger, mühseliger Kampf bevor, bis sie und der geliebte Mann ihre Vereinigung durchsetzen konnten.

„Otto," sagte sie, „nicht wahr, ich bin ganz arm?"

„Leider, mein Kind. Euer Vater war von vornherein eigentlich nicht wohlhabend genug für den diplomatischen Dienst. Der kostet Geld, viel Geld. Mit dem Klang des Namens, den man mitbringt, ist es allein nicht getan, der Goldklang muß dazukommen. Euer Vater hat sein Vermögen allmählich zugesetzt. Das erhebliche Vermögen seiner ersten Frau hat ihm sehr genützt. Als er wieder heiratete, und zwar eine Frau ohne Geld, verlor er ja das Anrecht an dem Mitgenuß der Einkünfte Almuths, die überdies auch schon mit achtzehn Jahren mündig erklärt wurde. Was Ihre Großmutter Ihnen hinterließ, ist so wenig, daß Sie nicht den vierten Teil Ihrer Kleidung von den Zinsen bezahlen könnten."

Barbara war zumute, als sei dies eine schwere Schuld, ihre Schuld. Ganz beschämt sah sie vor sich hin. Oh, sie hätte ganz reich sein mögen. Nur um dem Geliebten zu sagen, es gibt keine Hindernisse, und kein fremder Wille kann uns trennen.

„Ich habe aber einen Mann sehr, sehr lieb, der auch nur wenig besitzt."

„Das ist schlimm. Jedenfalls unpraktisch. Aber es kommt immer darauf an: wer ist es? Wie liegen die näheren Umstände?" sprach er bedächtig.

„Otto! Es ist der edelste, herrlichste Mann . . ."

Er wehrte ihr mit der Hand ab. Er lächelte. „Das versteht sich für die Liebe von selbst. Ich meine Namen, Stand, Hingehörigkeit — kurz die Äußerlichkeiten. Was ein verliebtes Herz sagen wird, weiß ich von selbst."

„Sie erinnern sich an die Tage, als Prinz Fritz-Gustav bei uns war . . ."

„Was denn? Fritz-Gustav?" Der Gedanke war ihm schrecklich. Ein Prinz! Und seine Schwägerin? Welche Kämpfe, Verstimmungen an den Höfen, welche Aergerlichkeiten! Eine morganatische Ehe?! Er dankte dafür. Das lehnte sein Hochmut ab. Hochfelderns waren Uradel. Die Lauingen älter als viele deutsche Fürstengeschlechter — allerreinsten Blutes.

„Aber nein, Otto! Wie können Sie nur von fern denken, daß . . . Ach Gott, der Prinz ist ein so lieber, edler Mensch — aber neben Eggenkamp ist er doch ganz unbedeutend . . ."

Die augenblickliche Befreiung von seiner rasch aufgeflackerten Sorge stimmte den Grafen höchst günstig.

„Ach — der Adjutant! Ich entsinne mich seiner genau. Eine famose Erscheinung — offen der Blick — solche Stellungen fordern Takt. — Man muß die Kunst meistern, zugleich geschmeidig und männlich zu sein . . . Also der Eggenkamp! — Alter Landadel, — weiß — weiß — ich glaube in der Tat: sehr bescheidene Vermögenslage . . ."

„Ja, Otto! Er! Und er und ich, wir lieben uns. Bis in den Tod. Das ist gewiß. Nichts kann uns trennen. Auch nicht Almuths Weigerung. Sie will nicht, daß wir zueinanderkommen. Sie hat es Wichard gesagt. Sie hat es mir gesagt."

„So, so", sagte Lauingen etwas verdutzt. „Und der Grund?"

„Weil wir nichts haben."

Sie schluchzte auf. Sie stützte den Ellbogen auf den Tisch und drückte ihr Taschentuch gegen die Augen.

„Dieser Grund kann an und für sich Almuth nicht zu einer unbedingten Weigerung veranlaßt haben", erwog er bedächtig. „Wenn zwei mehr oder weniger unbemittelte Menschen sich heiraten wollen, kommt es zunächst einmal auf die Pläne an, die sie haben."

„Unsere Pläne sind sehr einfach. Wichard ist doch wohl einer guten Karriere als Soldat sicher. Wir wollen nicht die große Welt, den Hof und all den Glanz — für uns und unser Glück wollen wir leben — unser Kreis wird der der Kameraden Wichards sein — in dem man bescheiden, in dem man der Pflicht lebt —

weiter wollen wir ja gar nichts. — Und wenn man uns dazu nicht verhelfen kann oder nicht will, dann wollen wir nach Südwest gehen — Pflanzer wollen wir werden — für Deutschland draußen arbeiten——"

„Wenn Almuth diese eure Hoffnungen und ihre maßvolle Umschreibung kennt . . ."

„Sie kennt sie!" sagte Barbara.

Das verstand Lauingen nicht. Hatte es etwa mit Eggenkamp einen Haken? Aber wenn es mit ihm einen Haken hätte, würde er doch nicht Adjutant des Prinzen Fritz-Gustav sein, dessen Lauterkeit allgemein bekannt war. — Die Geldopfer, die zu bringen wären, damit dieses liebende Paar vereint würde, fielen kaum ins Gewicht. Zumal jetzt nicht, nach Onkel Emmichs Tod . . . Und schließlich war ja auch er selbst noch da! Seine Großmut wurde wach. Einen jährlichen Zuschuß konnte man so einer jungen Offiziersehe denn doch noch bewilligen.

Sein Schweigen, das einige Minuten anhielt, ängstigte Barbara nicht. Mit dem wachen Sinn der Hoffnung erriet sie freundliche Erwägungen. Sie wartete. Sie wagte kaum zu atmen. Jeder Laut von ihr hätte vielleicht einen Gedankengang bei ihm stören können, der zu einem ihr günstigen Ziel führen sollte.

Er fragte sich: Was in aller Welt kann Almuth denn gegen diese Ehe haben? Es war eine bescheidene Partie. Freilich. Ein so wunderhübsches Mädchen, aus dieser Familie, das noch dazu von ihm, dem Grafen Lauingen, würde weggegeben werden, konnte wohl glänzendere Ansprüche machen. Er schlug seine

Schwägerschaft als etwas Hebendes und Auszeichnendes für die junge Barbara an. Vielleicht hatte Almuth einen schon festgestandenen Plan für Barbara gehabt . . . wahrscheinlich sogar — irgendeine sehr große Partie. — Nun schließlich würde ja Almuth nicht grausam sein wollen — glaubte vielleicht nur vor der Hand nicht an den Ernst dieser Liebe . . .

„Ich werde mit meiner Frau sprechen", sagte er endlich milde. „Und zwar im befürwortenden Sinne."

„Otto!" Sie griff in leidenschaftlicher Dankbarkeit nach seiner Hand. Im Überschwang der Jugend und der aufjauchzenden Hoffnungen begriff sie gar nicht, daß sie Otto für kalt gehalten und eine große Scheu vor ihm gehabt hatte. —

Er wünschte diese nebensächliche Angelegenheit sofort zu ordnen. Das war ja mit ein paar Worten gemacht. Aber er fand die Tür seiner Frau verschlossen, und Kitty Erlton gab die Auskunft, daß sie in der Tat sich ins Bett gelegt habe.

Almuth lag wach. Es war noch früh. Vor etwa einer halben Stunde erst erlosch das letzte Grau draußen, und das Glas des Fensters füllte sich mit dem Blauschwarz, das von zitternden Lichtpünktchen durchfleckt war. Sie hörte die gedämpfte Stimme ihres Mannes nach ihr fragen und erriet Kittys Abweisung. Sie brauchte einsame Stunden. Sie versuchte immer wieder, sich die Lage klarzumachen, in die sie nun nach Onkel Emmichs Tod kam. Zu den Bedrohungen, die aus Barbaras und Luisens Liebe zu den beiden Eggenkamps erwuchsen, gesellte sich jetzt noch eine qualvolle

Sorge. Die um den Inhalt von Onkel Emmichs Testament. Zwei- oder dreimal hatte er früher bei bester Laune und frischer Gesundheit davon gesprochen, daß sie und ihre Kinder ihn beerben sollten. Ihre Kinder! Und fand neckende Worte, ob denn nicht Chlodwig noch ein Schwesterlein bekommen werde! Vielleicht, als er dann im Lauf der Jahre sah, daß doch Chlodwig der einzige Sprößling der Lauingenschen Ehe bleibe — vielleicht hatte er dann Änderungen vorgenommen mit seinem Testament. Aber wenn er nicht daran gedacht. Wenn dieser erste Wortlaut stehengeblieben war — wie konnte, wie durfte sie zur Diebin werden an einer, die, wenn auch ungenannt, ebenso wie der Sohn ihr Kind war! Und vor Gott und von Rechts wegen also die gleichen Anrechte an das Erbe hatte wie Chlodwig?

Die verleugnete Tochter war um Heiligstes betrogen worden — um das Glück, durch ihre Kindheit an der Hand einer liebenden Mutter zu gehen. —

Sollte sich noch ein Diebstahl an alles Unrecht schließen, es mit einer Häßlichkeit krönend?

Sie fieberte dem Augenblick entgegen, wo sie erfahren würde, ob neue Kämpfe ihrer warteten. —

Sie verbarg sich in ihrem Zimmer, um denken — denken zu können. — Zwischendurch kam ihr die Angst, daß Barbara die Gelegenheit benutzen und sich Otto anvertrauen könne. Sie kannte ihren Mann. Sie wußte, daß seine gelegentlichen vornehmen Großmutsgesten mehr zu fürchten waren als gerade seine Güte. Obschon man ihn, wenn zufällig allerlei Stimmungen mitwirkten, auch bei der Güte fassen konnte. Aber die

Angst verjagte sie mit der Annahme, daß der Doktor den ganzen Abend an Ottos Seite bleiben werde. Darüber kam dann Barbara nicht zu Geständnissen, falls sie solche überhaupt vor Otto hatte wagen wollen.

Der nächste Morgen mußte den Strapazen der Trauerfeierlichkeiten gewidmet werden, bei denen der Verstorbene zugleich Anlaß und Nebensache zu sein pflegte. Andacht, Ernst und Kummer gelten vor allem der eigenen Vergänglichkeit, auf die man bei solchen Gelegenheiten zu deutlich hingewiesen wird, als daß man nicht scheu an sie denken sollte. So war es auch hier. Nicht einmal Almuth weinte. Sie war sehr erschöpft und stumpf. Ihr Gefühl stand unter dem Druck ihrer schweren Sorge.

Bald nachher verabschiedete sich der Doktor. Er stand vor Almuth und küßte ihr die Hand. Sie waren allein.

„Zu dem Inhalt des kleinen grauen Buches sind wir nun gar nicht gekommen", sagte er.

„So muß es abermals mit Ihnen reisen, aber als Ihr Eigentum, wenn ich Sie bitten darf, es als Andenken an mich zu behalten. Das A darauf paßt auch für Sie. Über meine Verse sprechen wir dann auf Hahnenort. Sie werden mich dort besuchen. Ich hoffe es."

„Seine Exzellenz waren schon so liebenswürdig, mich dahin einzuladen."

Eine kurze Schweigsamkeit überfiel beide. Die Erwartungen, mit denen sie diesem Zusammensein entgegengesehen, standen plötzlich vor ihnen wie

Fordernde und Erzürnte. Was für versteckte Kämpfe, schwüle Möglichkeiten, geistige Hochflüge hatte man sich vorher ausgemalt. — Suchen und Entweichen. — Gewinn an Wissen voneinander.

Eine melancholische Enttäuschung wollte sich leise melden. Sie fühlten ganz deutlich voneinander, was in ihnen vorging.

„Das Leben bringt auch wieder beflügelte Tage", sagte er tröstend. „Wir werden uns ihrer einmal zusammen erfreuen."

Vom Fenster aus sah sie ihm nach. Mit Bedauern, daß er gehe. Und dennoch in einer Art Ernüchterung. Eine richtige, gute, herzliche Freundschaft hatten die letzten Tage zwischen ihnen befestigt. Aller unklare Reiz, alles Prickelnde war daraus verschwunden. War das nun Gewinn oder Verlust? — —

Später trat ihr Mann bei ihr ein. Sie lag in einem tiefen Sessel und hatte ein Buch auf den Knien. Aber sie las nicht. Ihre gefalteten Hände ruhten auf dem Umschlag. Den blonden Kopf hatte sie fest gegen die Lehne gedrückt.

Er setzte sich ihr nahe gegenüber.

„Erlton hat dir gemeldet, daß wir heute abend abreisen können? Hoffentlich erleidet der Transport keine Verzögerungen, damit ich dir während der Beisetzung in Hahnenort die Repräsentation abnehmen kann. Sonst muß dein Harster Vetter an meine Stelle treten. Meinen Urlaub kann ich bei der augenblicklichen politischen Lage nicht verlängern."

„Glaubst du denn an die Möglichkeit kriegerischer Entwicklung?“

„Nein. Wir und vor allem ich, wir werden den Einkreisungserfolgen Eduards mit Umsicht entgegenarbeiten. Ich werde den Triumph haben, England konziliant gegen uns zu stimmen — könnte ich direkt in London arbeiten — man hat die Dinge besser in der Hand dort — mein jetziger Posten kann mich unmöglich dauernd befriedigen . . .“

Sie kannte diesen Seufzer. Er hatte ihn auf jeden Posten ausgestoßen.

„Eine Frage, Almuth? Traust du den Erltons?“

Sie fuhr auf. Eine Blutwelle brauste ihr zum Kopf.

„Unbedingt. Sie sind mir seit siebzehn Jahren treu ergeben.“

„Ich glaube es gern. Dazu sind beide, Mann und Frau, Engländer und als solche einer unfairen Handlung nicht fähig. Aber schon mehr als einmal spürte ich von Downing Street aus oder auf Umwegen von dort, denn man hat ja auch seine geheimen Quellen, daß diese und jene meiner Ansichten dort bekannt waren. Ansichten, Aussprüche, die ich nur dir gegenüber brieflich oder mündlich äußerte. Bist du vielleicht unvorsichtig gewesen. — — Unsereiner ist zu bedeutungsvoll für die Aufmerksamkeit Unbefugter.“

„Ach, Unsinn, Zufall“, sagte sie geärgert. „Ich spreche nur im ganz vertrauten, ganz sicheren Kreis über deine Mitteilungen.“

„Höchst seltsam. Zum Beispiel weiß ich, daß

meine Bezeichnung des Dreibundes als politische Antiquität mein Originalausdruck ist. Und er ist in Downing Street bekannt. Hat wahrscheinlich dazu beigetragen, Italiens Haltung auf der Konferenz noch offenkundiger zu französieren."

Sie war so nervös, daß ein prickelndes Zittern über ihre Haut lief. — — Diesen wichtigen Ton ihres Gatten vertrug sie niemals recht. Ob er sich sehr überschätzte, begrübelte sie nie. Sie hatte immer zwischen Menschen gelebt, die sich ausnehmend wichtig vorkamen für die Welt. Sie kannte gar keinen anderen Zustand, als daß es irgendeinen Konflikt gab; oft schien ihr, als würden aus Nichtigkeiten Konflikte heraus destilliert, um der Arbeit des Entwirrens willen. Das gehörte einfach zum Dienst. Bewegung mußte sein. Man mußte zeigen, daß man „arbeite".

Aber heute mochte sie nichts hören. Und die Frage nach der Zuverlässigkeit der Erltons war für sie aufregend. Es durfte ihr selbst kein Zweifel an diese Menschen kommen — nicht der leiseste Zweifel — —

Ihre Kopfbewegung kannte er. Sie bedeutete Abwehr.

„Nun, ich will dich heute nicht mit Politik anöden . . . Für eine andere Angelegenheit hast du vielleicht mehr Sinn heute — eine Familienangelegenheit . . ."

„Hat Chlodwig wieder dummes Zeug gemacht?" fragte sie rasch.

„Wieder dummes Zeug?" sprach er betont und verletzt nach. „Er hat einmal eine Kleinigkeit Schulden gemacht — es war für den Ankauf des Pferdes,

das er kostbarer wählte, als ihm gestattet war! Du bist keine leidenschaftliche Mutter für Chlodwig. Gewiß ein seltener Fall. Dein einziges Kind! Ich habe mich oft gefragt, woher dies Phänomen kommen mag. Nun — es soll kein Vorwurf sein . . . Nein — es handelt sich um deine Schwester."

„Was ist es mit ihr?" Als Almuth das herausstieß, wußte sie schon vorweg die Antwort, und daß Barbara gestern abend doch Gelegenheit gesucht hatte, sich Otto anzuvertrauen.

„Welche Gründe bestimmen dich, gegen ihre Verbindung mit Eggenkamp zu sein?"

„Beide sind arm", sagte sie kurz.

„Haben aber auch so bescheidene Zukunftsträume, daß ein bis zweimal hunderttausend Mark genügen, sie glückselig zu machen. Ich wäre bereit, durch einen kleinen Zuschuß ihr Budget elastischer zu machen."

„Du hast mir eben vorgeworfen, ich sei keine leidenschaftliche Mutter für Chlodwig. Ich bin es so sehr, daß ich ihm sein mütterliches Erbe nicht schmälern will."

„Liebe Almuth! Solche Ängstlichkeit im Rechnen wäre ein neuer Zug an dir. Chlodwig ist in erster Linie ein Lauingen und als solcher mein Erbe und auch der meines jüngeren kranken Bruders, der nie heiraten kann — du weißt es. Was Chlodwig von Hochfeldernscher Seite zukommt wahrscheinlich, ist die halbe Nachlassenschaft Onkel Emmichs. Zunächst. Denn deine Nachlassenschaft überhaupt ins Gespräch zu ziehen, ist geschmacklos. Du bist vierzig Jahre alt. Jung noch. — Jedenfalls aber durch eigenen Besitz

und die Erbschaft von Onkel Emmich doch in der Lage, deiner Schwester zu helfen."

„Mein Vermögen ist nicht mehr intakt. Ich habe im Laufe der Jahre doch viel, viel mehr verbraucht, als ich hätte sollen . . ."

„Das habe ich", dachte sie, „das ist ja Wahrheit."

Mochte man denken, sie habe es verspekuliert, für Schmuck und Toiletten vergeudet.

Er war ein wenig erstaunt. Ihr Nadelgeld war bedeutend. — Sicher hatte auch Onkel Emmich eine offene Hand gehabt.

Hierauf näher einzugehen, widerstrebte ihm gerade heute.

„Wenn auch," sagte er, „das nötige Geld wird sich aufbringen lassen. Denke auch an den Eindruck, den man haben wird, an das Gerede, wenn es heißt: Lauingens sind zu geizig, der Schwester ein Kommißvermögen in die Hand zu drücken — — schließlich würden die Liebenden auch auf ein solches hin heiraten!"

Sie beugte sich weit vor — von ihrem tiefen, niedrigen Stuhl aus — es war eine gequälte, gedrückte Haltung. —

„Otto," sprach sie, der Trockenheit ihres Mundes kaum eine klare Stimme abringend, „Otto — — ich denke, unsere Ehe ist glatt, unser Leben Harmonie. Alles mache ich allein mit mir ab, was mich beunruhigen will. Dankbar bin ich dir, daß du mich meine Wege gehen läßt. Ich lasse dich auch deine gehen . . ."

Sie betonte das so sehr, daß ein mattes Rot über sein Gesicht flackerte.

„In einem Punkte waren wir immer eins, und ich glaube, du warst mit mir zufrieden . . . Wir haben deine Karriere nie aus den Augen verloren . . . Ich glaube ihr vielfach genutzt zu haben. Alle unsere Interessen sind gemeinsam — in all diesen Dingen. — Ich kann dir auch in dieser Stunde sagen, daß ich deine Gattenehre niemals, niemals verletzte. — Mit Launen und Bitten habe ich dich nicht gequält. — Oft dacht ich: es sei dir bequem, daß ich soviel auf Reisen war — ein Gedanke für eine Frau, der sie nur recht kühl stimmen kann. — Aber einerlei — — Otto — ich bitte dich heute. Ich bitte dich, mich nicht zu drängen — ich kann, ich will, ich werde nicht in die Heirat mit Wichard Eggenkamp willigen."

Er starrte ihr ins Gesicht. Es schien zerstört — es trug den Ausdruck der Verzweiflung, der leidenschaftlichsten Bitte.

Er spürte so etwas wie Herzklopfen. Ganz langsam kam er in eine gewisse Unruhe hinein. Er nahm, ihn mit spitzen Fingern am goldenen Bügel erfassend, seinen Kneifer ab. Da waren seine Augen wie blindes Glas.

Welche Auslegung konnte, mußte er diesem heftigen Widerstand gegen eine scheinbar so unbedeutende Heirat zweier liebenswürdiger, aber für die Welt unwichtiger Menschen denn geben?

Und ihm, der ganz und gar nicht romantisch war, kam ein Gedanke — nicht sehr seltsam — und doch — eine leidenschaftliche Verwicklung in sich schließend.

Er sah nicht sie an, sondern immerfort sein Augen-

glas, das er mit den Fingerspitzen hielt. Und er fragte, von einer peinlichen Art von Scham fast verlegen:

„Liebst du Eggenkamp — du?“ —

Ihr war, als müsse sie aufschreien. Als brauche sie nur ein trotziges Ja ihm entgegenzuschleudern, und alle Gefahren sanken in sich zusammen.

Aber sogleich auch wehrte sich ihr Herz gegen diese kühne Lüge.

Sie saß in ihrer hockenden Stellung, die Ellbogen auf den Knien, die zusammengeballten Hände vor den Augen. Sie hörte sich selbst sprechen — ihre eigene Stimme klang zu ihr aus vergangenen Stunden herüber . . . Feierliche Worte hallten in ihr nach — einst zu einem Sterbenden gesprochen: „Was ich an deiner Frau und damit auch an dir gesündigt habe, will ich an ihrer und deiner Tochter gutmachen. Ich will Barbara eine treue Schwester sein.“

Nun war es unmöglich, dies Gelöbnis zu erfüllen. Sie wollte, sie mußte der Schwester das Glück zerstören. — Junges Glück — junges Hoffen — junges Leid. — Das verschmerzt sich — die Tränen trocknen wieder — gewiß — gottlob. — —

Ihr gegenüber der Mann wartete auf eine Antwort. Das Schweigen, die ganze Haltung seiner Frau, die die einer Verzweifelten war, wirkten eigenartig auf ihn hinüber.

Er hatte sie geliebt! Soweit sein tiefstes Wesen überhaupt in Bewegung zu setzen war, erregte sie es. Sie entsprach auch ganz dem Bilde, das er sich von den Vorzügen einer Frau gemacht, der er das Vertrauen

schenken wollte, seine Laufbahn zu teilen. Ohne es sich je einzugestehen, spürte er in ihr die reichere Natur. Er war stolz auf ihre Anmut und Intelligenz. Daß sie neuerdings ihre dichterische Begabung, mit der sie manches höfische Fest geschmückt, eifriger pflegen und damit in die Öffentlichkeit hinaus wollte, begriff er. Sie suchte nach neuen Inhalten des Lebens, da mit dem Abwelken der Jugend manche des bisherigen schwinden mußten. Es war für ihn keine Frage des seelischen Zwanges, sondern der Daseinsregie, in welcher, seiner Meinung nach, seine Frau immer Meisterin gewesen war. Und übrigens hielt er seine Frau für eine von jenen, denen keine Sinnlichkeit im Blute glühte oder bei denen sie, beruhigenderweise, gar nicht geweckt ward. Das gab ihm von jeher das Gefühl einer angenehmen Sicherheit. Sollte nun noch, an der Schwelle, die den Sommer vom Herbst trennt, doch eine Leidenschaft in ihr erwacht sein? Ihr Schweigen war ihm schon ein Ja! Und darüber ergriff ihn eine Empfindung von Unruhe, Mitleid und auch vielleicht von Nachklang einstiger Liebe. Die Worte „Eifersucht und Sorge" wären schon zu stark gewesen für diese Gefühlsansätze. Aber sie trieben ihn doch an, seine Frage leiser, mit eindringlicherer Stimme zu wiederholen.

„Liebst du Eggenkamp?"

Da hob sie ganz rasch ihr Haupt, richtete sich aus ihrer zusammengesunkenen Haltung auf und sah ihn gerade an.

„Nein!" sagte sie fest.

Nun hätte sie einen anderen Grund für ihr Wider-

streben gegen Barbaras Heirat nennen müssen — sich irgendwie erklären — einer so leidenschaftlichen Abwehr das Rätselvolle nehmen sollen.

Sie tat es nicht. Ihre hellen Augen funkelten ihn an mit dem Ausdruck der äußersten Energie . . .

Und wie sooft in ihrem gemeinsamen Leben, übte ihr Wille eine förmliche Suggestion auf ihn aus. Er vergaß das Fragen und Forschen. Er wußte nur: sie will es nicht.

Fast verwirrt, ein wenig erleichtert, weil er die unbedingte Wahrhaftigkeit ihres „Nein" fühlte, aber auch ein wenig beschämt, daß er vor Barbara als einflußlos erscheinen müsse, zog er sich zurück.

Als er später Gelegenheit fand, Barbara die Vergeblichkeit seiner Fürsprache mitzuteilen, hatte er aber zu seiner Erleichterung schon einen Schuldigen gefunden.

„Sehen Sie, liebe Barbara, der gute Onkel Emmich ist zu schwach gegen meine Frau gewesen. Ihr Wille war ihm ungeprüft, unbesehen einfach immer Gesetz. Da hat sie sich mit der Zeit in den Gedanken hineingelebt, daß ihre Entscheidungen unantastbar sind. Sie will diese Heirat nun einmal nicht. Es wird nichts anderes übrigbleiben, als sich zu fügen."

Wie das junge Mädchen ihn ansah! Mein Gott — funkelte in ihren Augen dieselbe Energie wie in denen seiner Frau? Es waren die gleichen, hellen Augen, mit dem Rande schwarzer Wimpern.

Dieser Blick war ihm unbehaglich. Man würde am Ende gar noch Kämpfe erleben — Szenen — Ver-

stimmungen! Schrecklich! Alles, was die formvolle Glätte in seinem Privatleben stören könnte, war ihm verabscheuenswert.

„So werden wir warten, bis ich mündig bin. Dann gehe ich meinem Verlobten nach Südwest nach. Ich weiß es: er wird nicht zögern. — Er geht so bald wie möglich hinüber. — So ist sein Wille und der meine."

Graf Lauingen war ganz gegen Südwest. Er war gegen alle Kolonien. Es war falsche Politik, daß wir uns erlaubt hatten, in Afrika Land zu nehmen. Das konnte uns nur schlecht bekommen; man mußte die Engländer mit solcher Ausbreitung unserer wirtschaftlichen Sphäre erzürnen. Daß gar ein Mitglied seiner Familie sich in den Kolonien ansiedeln wollte, mißbilligte er.

Er nahm, wie er immer tat, wenn ihn etwas stärker anfaßte, seinen Kneifer ab und hielt ihn am goldenen Bügel zwischen seinen Fingerspitzen. Mit seinen trübglasigen Augen sah er Barbara an.

„Nun — nun gleich Südwest! Liebes Kind. Verzicht von Verliebten ist Dutzendlos. Man tröstet sich. Wer weiß, was hinter der Tür für ein prächtiges Schicksal auf Sie wartet, wenn der erste Jugendtraum ausgeträumt."

„Es ist kein Traum. Es ist die Wahrheit meines Lebens!" sprach sie mit so starkem Ausdruck, daß er verstummte. Das war von ihm ein bißchen schlapp. Er fühlte es selbst. Aber diese Hochfeldernschen Frauen! Augen wie Nixen. Und wenn sie den Blick fest auf was

richteten, merkte man, daß nichts verschleiert Rätselvolles darin war, sondern flammende Kraft.

Die Reise nordwärts war qualvoll. Sie führte aus der betäubenden Weichheit italienischen Frühlings, aus dem Rausch von Blüten und Sonne in die herbe Aprillandschaft der Heimat. Sie zwang unausgesetzt drei Menschen zum Zusammensein, die einander in ihren gegenwärtigen Stimmungen lieber gemieden hätten.

Graf Lauingen fühlte sich in seiner Bedeutendheit vor Barbara erschüttert, neben seiner Frau unklar bedrückt. Er war einfach in der Lage eines Mannes, der erfuhr, daß er nichts zu sagen hat. Er besaß sonst eine besondere Gabe, seine Fehlschläge vor sich und der Welt zu übertünchen. Seine Gegner sagten von ihm: „Wenn Lauingen sich in der Politik Wichtiges entgehen ließ, erklärte er nachher: ‚Was hätte Deutschland damit machen sollen.'" Aber in diesem Falle — in seinen Augen im Grunde ein höchst unwichtiger — kam er nicht rasch wieder auf die ihm gewohnte Stufe der Ueberlegenheit, weil die junge Barbara gänzlich ungesellschaftlich und undiplomatisch wie die verkörperte Traurigkeit, der lebendige Vorwurf durch die Tage ging.

Almuth wünschte ihm durch verbindliche Liebenswürdigkeit zu helfen. Es war sonst eine ihrer feinsten Künste, ihm eine nicht ganz rühmliche Lage so zu beleuchten, daß er sich schließlich in einer Gloriole anstatt im Schatten sah. Allein die Gegenwart des armen Kindes, dem sie das Glück aus den Händen nehmen mußte, raubte ihr jeden Schwung. Und daneben ging immer ein schmerzliches Erstaunen, daß der geliebte,

gütige, lebensfreudige Alte nicht mehr in ihrer Gesellschaft sei. Und wenn sie an ihn dachte, war ihr, als höre sie ihn sagen: „Du und deine Kinder — deine Kinder."

Die Furcht, daß ihr diese Worte aus seinem Testament entgegenklingen würden, hypnotisierte sie zuweilen förmlich. — Sie überhörte dann Anreden und Fragen — sie schien weder ihren Mann noch die Schwester zu sehen . . .

Barbara aber wurde aus sich und dem Leben nicht mehr klug. Ehe sie noch angefangen hatte, es verstehen zu wollen, war ihr schon alles verwirrt. Sie wünschte die Schwester zu hassen, die ihr den geliebten Mann verweigerte — aus Geiz, nur aus Geiz. Denn die Unerfahrenheit muß sich Gründe suchen. — Das Grundlose und Verhüllte kann sie seelisch noch nicht in Rechnung ziehen. — Und so sah Barbara keinen andern Grund als den unerwarteten, unfaßlichen des Geizes, der kein Geld hergeben will. — Ihr Zorn auf Almuth war nachts wach, wenn man sich nicht sah. Ein Blick in Almuths leidvolles Gesicht entwaffnete sie. — Der Klang von Almuths Stimme, so wunderbar beseelt und zu Herzen gehend, rührte sie. Schien es nicht, als ob Almuth auch unglücklich sei? Nur mühsam widerstand sie oft der Versuchung, ihr um den Hals zu fallen, um zusammen mit ihr zu weinen.

Man reiste über Singen, Stuttgart und Berlin. Von dort konnte man nur einen Personenzug benutzen, weil die Station für Hahnenort ein kleines Landstädtchen war, an dem die D-Züge mit raschem Brausen und Rollen protzig vorbeidonnerten.

Auf dem Bahnhof erwartete sie der Harster Vetter. Der sah Almuths verstorbenem Vater und Onkel Emmich wohl ähnlich — man erkannte das gleiche Geschlecht. Allein, da er als leidenschaftlicher Landmann sein Leben seinen Gütern widmete und die Stadt ihn nur in dringlichsten Fällen sah, so hatten Luft und einfachere, satte Daseinsbedingungen ihm derbe Farben und eine leise Fülle geschenkt. Daß er nicht zu Onkel Emmichs Erben gehörte, wußte er; es wurmte ihn ein wenig, aber er wünschte, nicht kleinlich zu scheinen. Und wer konnte voraussehen, ob nicht vielleicht doch ... Onkel Emmich hatte sich doch vielleicht gesagt, daß die reichen Lauingens mit ihrem einen Jungen schon übergenug hatten, während ein Landmann mit sechs Kindern und zwei Gütern aus den Sorgen nie herauskommt. Da kann der Boden gar nicht goldgepflastert genug sein ... Jedenfalls hieß es hier beweisen, daß man nun der Chef der einzigen noch bestehenden Linie der Hochfeldern sei. Und als Nachfolger von Almuths Vater im Majorat war er gerade ihr noch besondere Rücksichten schuldig. Er hatte sie damals bei der Uebernahme eigentlich erst recht kennengelernt. Und die Vornehmheit, mit der sie sich bei der Auseinandersetzung benahm, beschämte ihn zuerst und machte ihn dann zu ihrem begeisterten Verehrer und Verteidiger. Denn ... er hatte einst an den bösen Klatsch geglaubt!

Er durfte sich schon früh als Majoratserben betrachten, da Almuth das einzige Kind seines Harster Vetters blieb. Da war natürlich sein Interesse an Harst und allen Vorgängen dort immer sehr wach ge-

wesen. Er besuchte manchmal die einsam auf Harst dahinvegetierende gute, dumme, alte Tante Lotte. Almuth sah er überhaupt zum erstenmal in jener Zeit, da sie, der Pension entlaufen, bei Tante Lotte sich zufriedengeben sollte. Und da war es seinem Männergefühl nicht entgangen, daß das Mädchen innerlich nur so flackerte und bebte. Solche Unruhe und Fieberhaftigkeit bei jungen Frauenzimmern war seinem tiefsten Wesen zuwider. Als nach dem Krach mit dem Vater und ihrem völligen Verschwinden Vetter Adalbert dann mal wieder bei Tante Lotte vorsprach, klagte ihm die Alte viel vor. Machte sich auch selbst Vorwürfe. Sprach auch den Verdacht aus, daß vielleicht dieser Brandow, dieser Mallehrer, im Spiel sei — nachträglich sei ihr das Gefühl gekommen, als ob die beiden — — sie hatte keine Erfahrung in solchen Geschichten — sie wollte auch um Gottes willen nichts gesagt haben . . . Und als bald darauf ein Geflüster entstand, konnte Vetter Adalbert sich nicht enthalten, es zu glauben.

Die Heirat Almuths mit dem Grafen Lauingen machten seinen Glauben wankend. — Das wäre denn doch ganz unmöglich gewesen — wenn — —

Und sein Zusammensein mit ihr bei der Uebergabe von Harst erweckte in ihm eine ritterliche, echte verwandtschaftliche Zuneigung. Seitdem blieb man im Zusammenhang, und Almuth wurde seiner Frau und seinen Kindern die glänzende Tante, mit der man ein wenig prahlte, von der die köstlichen Geschenksendungen in dem ländlichen Haushalt bejubelt eintrafen.

Graf Lauingen und der Baron v. Hochfeldern-Harst

wußten sonst nichts miteinander anzufangen. Für Landjunker hatte Lauingen kein Organ, und dieser Vetter Adalbert war ihm zu unverbindlich. Dem Vetter Adalbert aber imponierten Diplomaten im allgemeinen nicht für zehn Pfennig, und den Grafen Lauingen besonders hielt er für eine völlige Null. Aber Umstände verändern die Bewertung von Menschen. Und in diesem Augenblick war die Vervollständigung des kleinen Kreises der trauernden Familie durch eine so frische und gänzlich unbefangene Persönlichkeit wie die des Vetters geradezu eine Erleichterung.

„Meine Frau läßt sich entschuldigen. Meine Frau muß sich immer entschuldigen lassen", sagte er, als man im Landauer saß, „bei freudigen wie bei ernsten Gelegenheiten. Immer was los! Ja — sechs Kinder. Nun sind die beiden kleinsten Gören mit Masern dran, und Nummer sieben kann täglich einpassieren. Sie war sehr traurig. Wenn so 'ne Leichenfeier auch was gräßlich Ernstes ist; aber man sieht doch mal alle Welt wieder, spricht gute Freunde — hat mal 'ne Abwechslung. Ich tröst' meine Frau, kommt auch mal 'ne Zeit, wo sie alles mitmachen kann! Diesmal heißt es ja nun wieder verzichten."

„Und wie geht es meinem Patenkind?" fragte Almuth.

„Na — als ganz kleine Krabbe war sie ja niedlich, — versprach was — meine Frau ist immer empört, wenn ich's sage — aber 'ne Beauté wird unsere Almuth nie und nimmer. Zähne sind schief gekommen — war keine Zeit und Gelegenheit nach Berlin 'rein, damals. —

Deern schießt mir auch zu lang und dünn auf. — Aber die Lütte — die Lulu — kann sein, daß sie Hochfelernsch wird. Die Augen sind da. Jawoll."

„Wir mußten dich bitten, in Hahnenort das Nötige zu veranlassen . . ."

„Alles parat! Als euer Telegramm kam, fuhr ich gleich los. Mitten aus'm Kartoffelsetzen und der ganzen Frühjahrsbestellung raus. — Na, ich hab' ja meinen alten Bastier — ist noch immer fix auf dem Posten, der gute Kerl. — Fand übrigens Hahnenort in bestem Zustand. — Der Verwalter Schlurig ist Ia. Rate dir, ihn auf seinem Posten zu belassen. Denn du wirst ja nun woll Herrin auf Hahnenort? Oder kriegt euer Chlodwig das Gut und du das Geld?"

„Davon wissen wir nichts, und wir haben noch in unserm Kummer nicht die Stimmung gehabt, davon zu sprechen," erklärte Graf Lauingen mit tadelndem Ton, „es liegt über Onkel Emmichs Testament keine andere Aeußerung vor wie die, welche er bald nach unserer Hochzeit tat: daß er Almuth und ihre Kinder zu seinen Erben eingesetzt habe."

„Ach Otto," äußerte der Vetter, „Kummer! Stimmung! Bloß keine Redensarten. Wenn mein Schwiegervater mal abberufen werden sollte, wein' ich ihm so echte Tränen nach, wie wohl selten ein Schwiegersohn tut. Aber ich denk' nebstbei auch daran, daß meine und der Meinen Umstände sich erheblich verbessern. Darum hat der Alte ja gut gewirtschaftet, daß wir mal was erben sollen. Wozu denn so tun, als wenn man nicht hinschielt. Das ist doch 'ne unnütze Pose. Jawoll."

Es fiel Lauingen immer auf die Nerven, wenn Vetter Adalbert ihn so kordial mit „du“ und „Otto“ anredete. Er haßte das Duzen mit Freund- und Vetterschaft. Er wünschte Ferne zwischen sich und den andern Menschen.

Das Gespräch über das Testament war für Almuth unerträglich.

Sie fuhr mit einer hastigen Frage dazwischen.

„Also du hast die Freundlichkeit gehabt, alles vorzubereiten?“

„Fix und fertig. Dienerschaft in Trauer. Hast ja gesehen: Philipp und Lohr auf dem Bock mit hängendem Trauerflor an den Zylindern. Ich dachte, du würdest es woll alles extra zeremoniös haben wollen, weil doch Otto — —“ er unterbrach sich. Genau konnte er es auch nicht in Worte bringen, weshalb für sein Gefühl Ottos Wesen mit der Wünschbarkeit des Trauerpomps zusammenhing. Und so fuhr er denn sachlich fort:

„In der Dorfkirche alles höchst feierlich. Lorbeern und Lauroſtinus — was der Kunstgärtner im Städtchen nur hatte und zusammenpumpen konnte — ein paar Sachen waren auch im Kalthause auf Hahnenort. — So 'ne Art Katafalk haben wir aufgebaut und Flor vor die Fenster gehängt. Dito um die Kanzel. Pastor Muther hatt' gestern Zahnweh. Aber bis der Sarg eintrifft, hofft er, daß seine Backe noch abschwillt. Die Nachbarschaft weiß Bescheid und hält sich bereit. So fehlt nichts, wie der verehrte Verstorbene selbst. Jawoll.“

„Ist eine Nachricht gekommen?“

„Gestern. Dieser Erlton, der so ewig lange schon dein Faktotum ist — verzeih mir vielmals, aber wie kann man 'n Menschen um sich haben mit so 'ner langen Oberlippe und so 'n scharfen Strich als Mundspalte drunter? Na — deine Sache. — Also pardon, — Erlton hat von Basel depeschiert. Schwierigkeiten an der Grenze. Unerwartete Langsamkeit der Beförderung. Ankunft wahrscheinlich vier, fünf Tage später als angenommen. Na, denn wird woll Muthern seine Backe gewiß abschwellen bis dahin. Was als Glück zu betrachten wäre. Denn Muther mit seinem Apfelgesicht sieht nu aus wie 'n kleiner Jung', der 'n Bonbon in der linken Backentasche verstaut hat. Zum Schreien komisch, sag' ich dir. Kein Mensch könnt' ernst bleiben in der Kirche.“

„Solche Verspätung!“ sprach Lauingen erregt. „Ich kann meinen Urlaub unmöglich verlängern lassen.“

„Warum nicht?“ fragte Vetter Adalbert erstaunt.

„In der augenblicklichen politischen Lage gehöre ich auf meinen Posten.“

„I — Otto! Keine Sorge. Europa fällt nicht gleich um, wenn du es mal 'ne Weile nicht mit festhälst.“

„Ich muß bitten — lieber Vetter — diese Dinge liegen dir zu fern, als daß du — — Die Verhandlungen in Algeciras dürften in diesen Tagen zum Abschluß kommen — wir schreiben den 4. April — stündlich kann die Nachricht eintreffen, daß die Akte unter-

zeichnet ward. — In solchem Augenblick gehöre ich auf meinen Posten."

„Das wundert mich nu wirklich. Ich dachte, du gehörst an die Bahre von dem guten alten Onkel Emmich, der deiner Frau ein Vater war — der für sie lebte, den sie beerbt!"

„Lieber Otto," sprach Almuth mildernd dazwischen, „wenn es denn sein muß, reise ab. Vetter Adalbert steht an meiner Seite . . ."

„Und zwar mit Hochfeldernschem Nachdruck", sagte dieser, unverkennbar sehr empört.

„Unmöglich kann ich mit dir debattieren; ich wiederhole: Meine Aufgaben liegen außerhalb deines Ueberblicks. Wenn Almuth gestattet, daß ich abreise, liegt darin Urteil genug, denn Almuth kann eines fällen."

„Na, denn mit Gott!" dachte Vetter Adalbert. „Von mir aus reise immerzu. Ich halt' dich nicht. Ich meinte bloß — so gewissermaßen vom Gefühl aus . . . Aber wenn man keins hat . . . Glückliche Reise denn. Jawoll."

Barbara saß ganz schweigsam. Der geschlossene Landauer rollte lange auf einer Chaussee glatt und flink dahin. Dann mäßigten die Pferde ihren Trab, und die Räder hatten den Sand eines Landwegs zu durchschneiden. Draußen wechselte während der dreiviertelstündigen Fahrt Kiefernwald, Heideboden mit Wacholdergestrüpp, braune Felder, auf denen Reihen von Männern und Frauen knieten, um Kartoffel zu legen; es blinkte einmal ein kleiner See auf, schuppig im Winde, grau von den Wolken, die sich in ihm spie-

gelten. Auf andern Feldern zitterte das niedere Halmenmeer der Wintersaat in der Luft, die kühl und scharf darüber hinblies.

Und nun fing es an zu regnen. Die Tropfen, die gegen das Glas des Wagenfensters schlugen, erweckten bei Barbara ein Gefühlsecho. Seit unzähligen Wochen hatte sie keinen Regen mehr gesehen. Es tat ihr wohl. Das ganze rauhe und freudlose Bild sprach zu ihrem Herzen. Nun beleidigte kein Gegensatz sie mehr, die prangende Welt verhöhnte nicht mehr die schwere Not ihrer Liebe.

Sie war gewesen wie die Armen, die sich gereizt fühlen, wenn sie Ueppigkeit sehen, und gefaßter bleiben, wenn um sie herum auch Knappheit ist.

Ach — da kam die Einfahrt in die Hahnenorter Allee. Hohe Pappeln säumten sie ein; zwischen diesen, die gleich hochmütigen Wächtern in zeremonieller Haltung ziemlich weitläufig standen, hatte immer ein zur Kugelform beschnittener Taxus seinen Platz. Es war eine steife Anordnung, aus der sich eine anspruchsvolle Wirkung ergab. Die Allee mündete an einem großen Platz, der oval vor dem Schloß lag. Um ihn führte die An- und Abfahrt.

Nun sah man das Schloß selbst: ein palastartiger Bau, hellgrau, jetzt vom Regen begossen; ein schwarzes Barockdach wirkte prächtig. Auf dem First die Fahnenstange trug halbmast die Hochfeldernsche Familienflagge. Sie hing schlaff herab, vom Regen schwer.

Der Wagen hielt; wenige breite Stufen, von einem Baldachin aus Eisen und Glas beschützt, führten zum

Portal. Man spürte sogleich, daß man ein großgeführtes Haus betrat. Weite Räume öffneten sich; eine stolzgeschwungene Treppe ging nach oben, wo an weiten Korridoren zu beiden Seiten die Flucht stattlicher Zimmer lag.

Die Dienerschaft hatte von jeher die Gräfin Lauingen als Befehlshaberin gekannt, niemand erwartete etwas anderes, als daß nun sie die Besitzerin sei. In diesem Sinne hatte auch Vetter Adalbert seit vier Tagen hier regiert. Immer von der Frage aus: Ist es so oder so in Almuths Sinn. Auf diese Weise kam man in das wohlvorbereitete Behagen eigener Häuslichkeit.

Von Kitty Erltons leiser Sorgfalt umgeben, kam Almuth etwas zur Ruhe. Daß ihr Mann in der Tat abreiste, war ihr eine Befreiung. Er konnte dann nicht mehr zu ihr von dem Testament sprechen — war vielleicht nicht zugegen, wenn sie den Inhalt kennenlernte . . . vor dem sie sich fürchtete wie vor einer Entscheidung.

Vetter Adalbert in seiner Frische und Verläßlichkeit wurde ihr noch viel angenehmer, als er es schon immer gewesen war. So fern stand er ihrem ganzen Leben — schien einer völlig andern Welt zu gehören. Das wirkte wohltuend.

Dann kam Erlton an. Und Almuth sah rechts zwischen den knospenden Baumwipfeln des Parkes rötlichen Schein, der auch die kleine Dorfkirche umstrahlte. Nachher berichtete Vetter Adalbert, daß es ganz merkwürdig feierlich ausgesehen habe, wie beim Licht der Fackeln und Laternen Onkel Emmichs Sarg auf den Katafalk

gehoben worden sei. Und wie Muther so ergriffen laut gebetet habe für die Ruhe dieser freundlichen Menschenseele, daß man die immer noch dicke Backe kaum bemerkt habe.

„Es ging mir verdeubelt nah' — trotzdem ich ja wenig mit Onkel Emmich zu tun gehabt habe. Aber so der Allerletzte früherer Generation! Da denkt man nach! Was aber Muther anlangt: er hätte sich sollen gleich den Zahn ziehen lassen. Jawoll."

All die Vorgänge des andern Tags gingen an Almuth vorüber. Sie nahm sie kaum tief auf. Ihr war, als habe man Onkel Emmich schon lange, lange zur Ruhe bestattet. Die Wiederholung der Trauerfeier wurde ihr zum Plagiat des Gefühls.

Nur eins wirkte auf sie qualvoll, unvergeßlich. Das Läuten der kleinen Kirchenglocke. Es klang so unedel — so jammernd — es drang zum Herzen wie das Wimmern einer Kreatur. — Und es hörte gar nicht auf — wie es auch schon viel früher anfing, als vorgesehen war — die Knaben des Schulmeisters, die läuteten, wollten ihren Eifer zeigen. — Der alte Herr war nie an ihnen vorbeigegangen; immer hatte es einen gütigen Klaps auf die Wange und ein blankes Markstück in die Hand gegeben. — Sie waren sehr traurig, und so wollten sie die Glocke ausführlich reden lassen ... Aber sie konnte nur eintönig und eilig anschlagen ... Ganz primitiv nur in die Luft hinausklagen ...

Nachher sah man im Schlosse einen wichtigen Herrn. Etwas bleich, ziemlich groß, glatt, hellblond und mit goldener Brille, das bartlose Gesicht ein wenig vor-

gestreckt, als suche er etwas. Das war der Rechtsanwalt und Notar Dr. Nebermann. Er hatte vor achtzehn Jahren das Testament Onkel Emmichs aufgesetzt und nun mitzuteilen, daß es auf dem Amtsgericht im Städtchen aufbewahrt werde, woselbst morgen die öffentliche Verlesung stattzufinden habe. Das „öffentlich" sei nur eine Redensart, denn in den seltensten Fällen finde sich außer den Erbberechtigten oder Erbschafterhoffenden jemand ein. Er stellte sich und seine Dienste Ihrer Exzellenz der Frau Gräfin zur Verfügung. Er nahm ohne weiteres an, daß sie selbst der Verlesung des Testamentes nicht würde beiwohnen wollen, und verhieß, morgen mit einer beglaubigten Abschrift sich wieder einzufinden.

Nun kam also der Augenblick, wo sie wissen würde. Er ließ sich nicht ausschalten aus dem Gang des Schicksals.

Unerträglich war es ihr, sich von diesem fremden Manne eine inhaltsschwere Botschaft bringen zu lassen. Und dann das Warten darauf . . Das mußte sie abkürzen. Sie konnte den Doktor Nebermann nicht drängen, sich zu beeilen. Sie fand den Ausweg, Vetter Adalbert und Barbara der Verlesung beiwohnen zu lassen. Sie sprach davon, daß doch Respektlosigkeit darin läge, wenn kein Familienmitglied bei der Verlesung zugegen sein würde. Onkel Emmich spräche doch noch einmal durch sein Testament, und er solle nicht vor Schreibern und leeren Stühlen sprechen. Wenn Vetter Adalbert . . . Vetter Adalbert litt schon an ihn schwer bedrängender Unruhe. Die Frühjahrsbestellung rief ihn — und das war für sein gewissenhaftes Land-

manns Herz keine Kleinigkeit, aber seine Gutmütigkeit kannte kein „Nein"; er wollte auch durchaus nicht den Verdacht erwecken, als weiche er verstimmt der Kenntnisnahme des Testaments aus.

Almuth dankte ihm für seine Gefälligkeit und ließ ein andeutendes Wort über ihr Pflichtgefühl gegenüber ihrem Patenkinde, der jungen Almuth, fallen.

So fuhren denn Vetter Adalbert und Barbara zusammen in die kleine Stadt. Er sagte unterwegs:

„'n bißchen verrückt beinah'! Justament wir zwei lassen uns ein Testament vorlesen, das uns nicht kennt und nicht nennt!"

„Das können wir nicht wissen. Wenn Onkel Emmich doch vielleicht . . . Er könnte ja einen Zusatz gemacht haben — —" Barbara mochte es kaum aussprechen. Vetter Adalbert schüttelte energisch den Kopf. Er gab sich nie mit Hoffnungen ab, hielt immer nur das Tatsächliche fest in der Faust.

„Na — ich komm' auch so zurecht! Zwar — mein Alter, mußt du wissen, hatte Schöppen schwer belastet . . . Und Harst — da hatte man stark Raubbau betrieben. — Man hat so seine liebe Not. Und dagegen Lauingens! Aber alte Geschichte: wo Tauben sind, fliegen Tauben zu. Aber ich mißgönne Almuth nichts — sie ist doch 'ne großartige Frau. Kulant. Hat mir gesagt, wenn meine Almuth mal soweit sei, die Patentante würde zur Mitgift freudig beisteuern . . ."

Er fühlte seine Hand fest angepackt — so ein Griff war das, wie Schreck oder Erstaunen ihn unwillkürlich tut.

„Das — das hat Almuth dir versprochen?“ fragte Barbara.

„Na ja, — warum kriegst denn du darüber 'n roten Kopf . . .“

„Nichts, — nichts . . .“, sagte Barbara leise.

Nun war sie mit ihrem Verständnis völlig zu Ende. Dem Vetter machte Almuth freigebig solche Versprechung für seine Tochter? Und der eigenen Schwester zerstörte sie Hoffnung und Glück — aus Geiz? Nein, das konnte nicht sein.

„Ach, Adalbert,“ sagte sie, „es ist sehr schwer, Almuth zu verstehen.“

„Glaub ich woll,“ meinte er gelassen, „sone Menschen, die immer in 'ner komplizierten Welt leben, werden davon nicht gerade einfacher.“

Der lange Herr Doktor Nebermann mit dem glatten Blondhaar und dem vorgestreckten Gesicht erwartete sie schon in dem Vorflur des Amtsgerichts. Da hingen eingerahmte Verordnungen und alle möglichen bedruckten und beschriebenen Papierstücke an der grauen Wand; es zog gewaltig, und Herr Doktor Nebermann hielt seinen Paletot eng um sich zusammen. Es war ihm peinlich, daß diese beiden zum Zuhören kamen, denn er, der Rechtsanwalt des Verstorbenen, wußte doch, daß weder der Name des Vetters Adalbert noch der der jungen Baroneß im Testament vorkam. Und so fürchtete er, nachher ihnen über Enttäuschung oder Beklommenheit hinweghelfen zu müssen, welche Aufgabe ihm ja manchesmal nach Testamentsverlesungen zufiel.

„Nee," äußerte Vetter Adalbert, „dies wäre kein Lokal für Almuth gewesen. Ich weiß nicht, was das ist — kenne manches Gericht — kleine in den Nestern, die sich Städte nennen — große Prunkbauten da und dort — immer 'ne Stimmung und 'ne Ungemütlichkeit, die so 'ne Art Verbrecher- und Schuldbewußtsein in einem weckt. Es gibt doch auch noch unbestrafte Bürger im Staat."

Herr Dr. Nebermann versuchte ein geduldiges Lächeln.

Vetter Adalbert machte ihm übrigens nach der Verlesung die befürchteten Mühen nicht. Ebenso forsch und unbesorgt, wie er gekommen war, verließ er nachher das Amtsgericht wieder. Barbara, die einen großen schwarzen Pelzkragen anhatte, in dem ihr Kinn und Mund fast verschwand, die überdies unter einem Trauerschleier sehr versteckt blieb, schwieg vollkommen. Wenn sie doch vielleicht um eine leise Hoffnung betrogen war, hielt sie es für unter ihrer und des geliebten Mannes Würde, eine Enttäuschung zu verraten.

„So ist es denn nun ganz und gar entschieden," dachte sie, „wir sollen uns aus eigener Kraft und mit festem Mut unsere Zukunft erobern."

Und das war wohl kein bequemes, aber vielleicht ein köstlich beglückendes Los . . .

„Siehste woll," sagte Vetter Adalbert nachher im Wagen, „wer sich nicht mit Seifenblasen befaßt, dem platzen auch keine! Man immer bloß auf sich alleine rechnen! Die einzige Kalkulation im Leben, die einen nich im Stich läßt."

Das tat Barbara tröstlich wohl. Und ein wundervolles Zutrauen erhob sie, zu ihrer eigenen Kraft und der des geliebten Mannes.

Almuth wartete unterdessen auf ihre Rückkehr mit jener Ungeduld, die sich an den Lauf des Zeigers klammert. Minuten, die man zählt, sind von einer unbegreiflichen Länge. Das ganze Zeitgefühl des Wartenden ist aufgehoben. Almuth rechnete dem Wagen nach, wie lange er brauche, um am Haselknick entlangzufahren, verfolgte ihn weiter auf der Landstraße . . .

Zuweilen kam ihr ein Besinnen. Weshalb diese Furcht vor einem Wort? War der Diebstahl an Geld und Gut, den sie vielleicht an einem geliebten Wesen begehen lassen mußte, denn nicht das geringere Unrecht?

Das eine, erste, die Verleugnung, hatte alles andere nach sich gezogen. Jähe Erkenntnisse kamen ihr, damals — damals, gleich hätte sie Onkel Emmich sich anvertrauen müssen. — Er konnte alles ordnen — er hätte die rechten Wege gefunden. — Vielleicht hätte er sich gar dazu verstanden, das Kind zu adoptieren — die Welt glauben machend, es sei das seine von einer Mutter, die sich nicht dazu bekennen könne. — Eine Möglichkeit nach der andern baute ihre Phantasie auf — über einem Grab. Ueber Unabänderlichkeiten. Treppenwitz der Reue. Diplomatie der Weltkenntnis post festum.

In all diese aufgepeitschten Vorstellungen hinein klang dann das Rollen des zurückkehrenden Wagens. Dann hörte sie draußen Vetter Adalbert husten und

Philipp gegenüber äußern: „Zu kalt — zu kalt, nich gut für meine Kartoffeln.“ Dann öffnete sich die Tür.

Almuth fühlte eine tiefe Beschämung in ihrem Herzen, als sie diese beiden Zurückgesetzten so ganz und gar freien Blickes und mit hellen Mienen wiederkehren sah. Wieviel innere Vornehmheit gehörte dazu — vor allem für Barbara —.

Sie umarmte die junge Schwester innig. Sie dachte: die Sterne vom Himmel wollt' ich dir herunterholen — nur gerade ihn, diesen einen, einen Mann kann ich dir nicht geben. — —

Sie hatte die Rückkehr beider in Onkel Emmichs Zimmer abgewartet. Da hing ihr eigenes Bild in Lebensgröße an der Hauptwand. Es stellte sie dar als junge Frau, in weißem Gewand, das von Silberstickerei flimmerte. Und ihr Haupt zierte ein Diadem. Es war ein großes Repräsentationsbild, nach Onkel Emmichs Geschmack. Ein Maler von hohem Rang hatte es damals selbst für eine seiner besten Schöpfungen erklärt. So leuchtete es hin über das ganze Zimmer, das sonst in dunklen Farben gehalten und mit den schweren Möbeln eines Herrenzimmers ausgestattet war.

Sie standen beieinander, Barbara noch in Hut und Pelzkragen. Vetter Adalbert voll von seinen Eindrücken.

„Ich weiß nicht,“ sagte er, „ist Nebermann so feierlich oder hat er Leibweh? Man möcht' ihm immer raten, einen Nordhäuser zu nehmen.“

„Beides, feierlich und leidend. Er geht jeden Frühling nach Karlsbad."

„Siehste woll!" Adalbert war sehr befriedigt von seinem Scharfblick. „Aber deshalb braucht er ja mit unsereinem nicht so sachte und so schonend umzugehen."

„Und das Testament?" fragte Almuth.

„Genau wie's immer geheißen hat! Klipp, klar. Du und deine Kinder zu gleichen Teilen Erben. Als Onkel Emmich es aufsetzte, hat er ja woll gedacht, du und Otto, ihr etabliert 'ne Turteltaubenehe mit 'nem Nest voll Nachkommenschaft! Vielleicht hat er ein Dutzend für möglich gehalten, und ihr waret zufrieden mit einem zwölftel Dutzend."

„Ich und meine Kinder — ich und meine Kinder" wiederholte Almuth. Und sie sagte es noch zum drittenmal. Eintönig vor sich hin.

Vetter Adalbert hatte kein Ohr für die sonderbare Klangfarbe ihrer Stimme. Er fuhr eifrig in seinem Bericht fort.

„Ich hab' immer was gegen die Advokaten. Ich muß mich immer gegen einen auslassen, wenn mir mal einer zwischen die Finger kommt. Diese sachte Autorität von eurem Nebermann reizte mich. ‚Hören Sie mal,' sagte ich, ‚was ist denn das für 'ne töricht ungenaue Fassung! Almuth und ihre Kinder? Kinder? Was heißt das? Ist ja nur der Junge da.' Na, da sagt er dann ganz leise, wie er nun mal immer zu sprechen scheint, daß Onkel Emmich schon vor siebzehn Jahren testiert habe und daß er, Nebermann, keinen Beruf in sich gefühlt habe, auf Aenderung zu dringen,

um so weniger, als doch alle Welt über deinen Familienstand unterrichtet sei. Sonst, sagte er, könne man freilich in Testamenten nicht präzis genug sein."

„Sind viel Nebenbestimmungen? Umständliche gerichtliche und notarielle Akte durchzumachen?" fragte Almuth.

„Nebenbestimmungen? Ja. Allerlei kleinere Legate: Dienerschaft, Kirche — und was sich so gehört. Alles dir überlassen! Umständliche Geschichten am Gericht? Gott — da ist ja immer allerlei bei so was. Erbschein erteilen lassen. Umschreibungen. Sonst, meint Nebermann, läg' ja alles klar. Personen, die dir und Chlodwig das Erbteil mindern könnten, seien nicht vorhanden, und so würde das Gericht wohl, wie oft, die vom Paragraphen . . . ih, was für 'ne Zahl war es man noch — Barbara, du hast es doch auch gehört . ."

„Ja, Adalbert, das ist denn doch zuviel von mir verlangt, daß ich mir die Zahl eines Paragraphen merken soll", sagte Barbara erheitert.

„Na, genug — einer, der fordert, daß der Erbe was an Eides Statt versichern soll — aber wie gesagt, Nebermann meint, daß man das dir natürlich erlasse."

Und in diesem Augenblick geschah dem armen Vetter Adalbert etwas Verwünschtes. Als er Almuths Augen so seltsam starr auf sich gerichtet fühlte, kam aus der Tiefe seines Gedächtnisses deutlich der einstige gräuliche Klatsch hervor. Das war denn doch — — Er fluchte innerlich gegen sich selbst . . . Er bildete sich ein, Almuth läse ganz klar aus seinen Blicken, was ihm da eben scheußlicherweise eingefallen war. Eine riesen-

große Verlegenheit warf sich auf Vetter Adalbert wie ein Netz. Und nun machte er die ungeschicktesten Bewegungen, um sich herauszuwinden. In all der Ungewandtheit der Treuherzigen, die keine Glätte kennen.

„Jawoll," sagte er mit rotem Kopf, „da Chlodwig dein einziges Kind — und keine Person vorhanden, die euch euer Erbteil vermindern könnte, so was gibt es ja — aber hier nicht — hier liegt ja alles klar — jawoll . . ."

Barbara hatte schon seit einigen Minuten die Schwester voll Sorge beobachtet. Sie spürte deren fiebernde Nervosität. Sie sah, wie auch das letzte bißchen Farbe sich aus ihrem Gesicht verlor. Und nun schloß sie die Augen . . .

„Almuth!" rief Barbara voll Angst.

Vetter Adalbert sah mit schwerem Schreck, daß Almuth ganz zurückfiel. Ihr Kopf lag auf dem Polster, so sehr auf der Seite, daß man nur die Linie der linken Wange unter dem blonden Haar sah — als habe sie sinkend, mit einem letzten Bewußtseinsschimmer ihr Angesicht verstecken wollen.

Küsterberg fuhr vor, der Arzt, dem im Sommer immer das Wohlergehen der Bewohner von Hahnenort unterstellt war, wo er sich auch außerordentlich gern einfand als Teilnehmer von Jagden und Geselligkeit. Er war ein entschlossener Mann, dem man durchaus ansah, daß er Widerspruch von Patienten nicht dulde. Sein Nacken war kahl, das hoch ansetzende Haar weggeschoren. Dafür zeigte sein Bart desto mehr Fülle, und so war auch durch diesen Umstand das ganze Gewicht auf die Vorderseite des merkwürdig kleinen Kopfes gelegt. Er erschien gerade alt genug, um auf Erfahrung pochen zu können, und doch noch so frisch, daß es niemand einfiel, vom „alten" Küsterberg zu sprechen. Die Bestimmtheit seiner Diagnose war außerordentlich. Sein Blick fest und scharf. Er erklärte dem verängstigten Vetter Adalbert sofort, daß er die Konstitution der Gräfin Lauingen ganz genau kenne, also die richtigsten Anordnungen treffen werde. Vetter Adalbert konnte den Anblick leidender Weiblichkeit nicht ertragen. Der Zustand einer ohnmächtigen Frau erschütterte ihn bis zur Fassungslosigkeit. Bei den Geburten seiner Kinder sah man ihn mit Tränen in den Augen

auf dem Hof herumlaufen, verzweifelt in der Furcht, daß es diesmal schief gehen werde.

Almuth war für ihn das strahlendste und leistungsfähigste weibliche Wesen, das er kannte. „Die muß Nerven haben!" sagte er oft. Denn das Geselligkeitsprogramm, das eine Dame in Almuths Stellung jeden Tag abzuarbeiten hatte, würde ihn binnen drei Tagen umgeworfen haben. Seinen Schreck, als er sie so für tot hinstürzen sah, folgte nachher die Erwägung, ob er dann auch abreisen könne. Und er mußte doch — mußte! Seine Wirtschaft! Die Kartoffeln! Die Erbsenaussaat! Seine Frau ... die Nummer sieben erwartete ... Und eine feindliche Wut auf den abgereisten Otto kam über ihn. —

„Die Gräfin," trug Küsterberg mit Sicherheit vor, „ist nervöser, als ihre Umgebung spürt. Sie leidet auch an einer kleinen Herzerweiterung, wie ich eben festgestellt habe. Ich bin es auch gewohnt, daß sie jeden Sommer etwas blutarm hier ankommt. Nun hat sie die großen Gemütserschütterungen gehabt — der Tod des alten Herrn muß ihr natürlich sehr, sehr nahe gegangen sein. Solche Erregungen greifen in der Fremde, unter schwierigen äußeren Verhältnissen natürlich viel mehr an als schon zu Haus. Und dazu dieser schroffe Klimawechsel. Nichts natürlicher als dieser Zusammenbruch. Zwei, drei Wochen völliger Ruhe — und alles ist überwunden. Ich werde etwas aufschreiben."

Und er nahm seinen Rezeptblock aus dem Taschenbuch, schrieb stehend und verbreitete eine Wucht von

Autorität um sich, die den Vetter Adalbert ganz benahm. Das wär'n Arzt für seine Frau gewesen! Die ließ immer den Doktor kommen und kochte nachher doch den Tee, den die alte Schrödern für den Fall empfahl; aber damit der alte gute Klüten das nicht merke, goß sie alle Stunde den Teelöffel voll Medizin weg, den Lisa oder Alli oder Almuth oder wer es nun gerade war, hätte einnehmen sollen. Und schämte sich nicht mal, wenn der alte Doktor Klüten gläubig die Medizinflasche besah und lobend äußerte: „Nun, wir haben ja pünktlich eingenommen, der Erfolg ist nicht ausgeblieben, unser Puls und unsere Zunge sind schon viel besser." Klüten war noch von der alten Schule und sagte nie „ich", sondern „wir", sich mit seinen Patienten in dessen Leiden verbrüdernd. Küsterberg aber war der Mann des unbedingten Ich! Vetter Adalbert hatte an den Grafen Lauingen telegraphieren wollen, es verstand sich durchaus, daß der Gatte zur Stelle zu sein hatte, wenn es der Gattin schlecht ging; die Depesche lag schon fertig auf Onkel Emmichs Schreibtisch, nur den ärztlichen Befund dachte Vetter Adalbert noch hinzuzufügen. Nun fragte er, sich jeder Selbständigkeit beraubt fühlend:

„Ich muß wohl an Almuths Mann depeschieren. Mir scheint, ich kann nicht abreisen, ehe er zur Stelle ist."

„Die Gräfin hat mir gegenüber den Wunsch geäußert, daß man Seine Exzellenz jede Beunruhigung ersparen möge. Exzellenz habe zur Zeit unter dem Hochdruck der politischen Spannungen allzu viel Ver-

antwortlichkeiten. Auch Sie, Herr Baron, können unbesorgt abreisen. Die Gräfin ist von vollkommenster Pflege umgeben; Baroneß Hochfeldern ist zu ihrer Gesellschaft hier — Stille ist das Beste. Ich werde heute abend noch mal herausreiten . . . Also hier . . ." Und er gab das Rezept hin. „Die Tropfen sind von unfehlbarer Wirkung."

„Herausreiten", wiederholte Vetter Adalbert bei sich. Das berührte ihn irgendwie sympathisch. Diesen Doktor konnte man sich deutlicher beritten als gerade neben dem Krankenbett vorstellen. Aber er mußte ja doch wohl sein Handwerk verstehen. Und von der Berufung einer Berliner Berühmtheit, die Vetter Adalbert schon mit Barbara zusammen erwogen hatte, wagte er nichts mehr zu sagen.

So reiste er denn ab, nachdem er noch an Almuths Bett deren Händedruck und ein fast zärtlich dankbares Lächeln empfangen. Das griff ihn mächtig ans Gemüt. Als er allein durch den Regen und Wind des Apriltages zur Station fuhr, dachte er:

„So was Abgeschiedenes hatte sie! Und schön sah sie aus! Unglaublich. Was das wohl ist? Meine Frau ist sieben Jahre jünger — sieht nicht mehr halb so aus — so — so unbestimmbar jugendlich vornehm — muß ja doch wohl erhaltend und verschönernd sein, so'n Leben — wahrscheinlich fabelhaft viel Körperpflege — na, dazu hat ja meine Frau keine Zeit. — Gottlob, daß es bloß nervöser Zusammenbruch ist" . . .

Aber eine tiefe Unruhe blieb doch in seinem warmen Herzen. Und er wurde eine qualvolle Angst nicht los,

daß doch am Ende dieser Klatsch . . . Aber nein, das war doch unmöglich! Wenn Almuth in ihrer Jugend, wo man so unverantwortlich mit ihr umgegangen und ein sensationsbedürftiges Weltkind aus ihr gemacht hatte, wenn sie denn mal in falsche Hände gekommen wäre — — wie leicht ist nicht so ein junges, verkehrt erzogenes, unbeaufsichtigtes Geschöpf in Gefahr gebracht — dann würde sie sich doch mal Onkel Emmich anvertraut haben — — der ihr ja wohl einfach alles verziehen hätte. — —

Oder mir, dachte er treu. Ohne zu bedenken, daß Almuth den Grad seiner Ergebenheit nicht ahnen konnte. Und ohne Erkenntnis dafür, daß ihm gewiß kein Mensch die leichte und feine Hand zum Zurechtrücken heikler Fälle zutraute!

Ich hätte dableiben sollen! dachte er wieder. Vielleicht, daß ich mal leise hätte anklopfen können . . . Aber zugleich ward ihm die Stirn feucht, wenn er sich vorstellte, wie er das angefangen haben würde . .

Stille kam nun wirklich und legte sich über alle Räume des weiten Herrenhauses. Die meisten standen jetzt unbenutzt und verschlossen. Barbara nahm ihre raschen und einsamen Mahlzeiten an einem Tischchen am Fenster von Onkel Emmichs Arbeitszimmer ein; der große Speisesaal war ihr zu frostig. Sie lebte übrigens fast den ganzen Tag oben, in ihrem Zimmer nächst den von Almuth bewohnten Räumen. Zuerst hatte sie unten dem drückenden Gefühl der vollkommenen Überflüssigkeit gestanden. Kitty Erlton mit ihrer schweigenden, sachten Energie nahm die Pflege Almuths

völlig in ihre Hand. Barbara durfte nur, gleich einem fremden, kaum zugelassenen Besuch, morgens und abends einmal flüchtig die Stirn der Kranken küssen und sie nach ihrem Ergehen fragen.

Aber ihr Herz war überströmend erfüllt von dem Wunsch, der Leidenden wohlzutun. Almuth sollte nicht denken, daß sie ihr grolle. Almuth sollte nicht fürchten, daß sie noch stille Erwartungen hege, noch einmal mit Bitten sich an ihre Großmut wenden würde.

Als sie dem geliebten Mann die Erlebnisse der letzten Tage schilderte, schloß sie:

„Du glaubst nicht, mein Wichard, welche Sicherheit nun in mir ist, seit ich bestimmt weiß, wir sind auf uns allein angewiesen! Onkel Emmich sprach einmal vom Geiz eines reichen Mannes und sagte: Er hat den Geiz des Reichen, der an der Ziffer hängt, dem die Höhe der Ziffer Ehrgeiz geworden ist, von dem er nichts opfern mag. Ich dachte eine Weile, daß dies Almuths Geiz sei, und daß sie nur um des Bewußtseins vom Reichtum willen uns nicht helfen wolle. Allein nun weiß ich, daß dies nicht der Grund ihres Widerstrebens sein kann. Sie hat einen anderen. Sie bewahrt ihn als ihr Geheimnis. Da ich aber ganz bestimmt fühle, daß er nicht Vorurteil oder gar Mißachtung deiner Person ist, muß ich mich bescheiden. Vielleicht kommt einmal eine Zeit oder eine Stimmung, die Almuth zur Offenheit veranlaßt. Ein Gefühl sagt mir: Almuth ist nicht glücklich. Und noch deutlicher: sie hat mich doch lieb.

Du hättest den Blick sehen sollen, mit dem sie mir

lange in die Augen sah, als sie nach ihrer tiefen Ohnmacht wieder ganz zu sich gekommen war! Ich mußte weinen und weiß eigentlich nicht warum. Nun will ich versuchen, mir mehr Platz an ihrem Bette zu erobern und diese schleichende, vollkommene Kitty Erlton etwas zu verdrängen. So herrlich frei ist mir zumut, weil ich nichts mehr von Almuth erhoffe. Nur eines will ich: sie spüren lassen, daß ich ihr eine treue Schwester bin. Viel Gutes, unendlich viel Gutes danke ich ihr doch, seit ich bei ihr lebe.

Wir wollen unsere Trennungszeit freudig ertragen. Du liebst Deinen Beruf und willst doch meinetwegen deinen Rock ausziehen und ein Leben voll von neuer Arbeit und neuen Zielen beginnen. Ich will die große Welt, ihren Glanz, ihre Abwechselungen verlassen, um als Pflanzerfrau die Mühen und Sorgen meines Mannes zu teilen. Bringst Du mir ein Opfer? Bringe ich Dir ein Opfer? Nein! Wir gehorchen dem heiligsten Gebot der Liebe. Das ist ganz einfach.

Lebewohl, mein geliebter Wichard. Nun wirst Du bald wieder in Deutschland sein, mir näher. Und dennoch können wir in diesem Augenblick nicht wissen, wann, wo, ob wir uns sehen dürfen. Aber wir können uns rascher, und so oft es uns verlangt, mit unseren Gedanken, mit unseren Briefen erreichen. Das ist schon wie ein Geschenk."

Und es gelang ihr ohne Auseinandersetzung mit Kitty Erlton, ihren Platz am Bette der Schwester sich zu erobern. Mit einer ganz festen, stillen Selbstverständlichkeit blieb sie länger und länger, kam häufiger

ins Zimmer, brachte Blumen aus dem Treibhause und erste Frühlingsblüten aus dem Park. Zuweilen spürte sie, daß Almuths Hand nach der ihren griff, anklammernd, fast bettelnd. Zuweilen aber schien es, als husche der Blick der großen meerhellen Augen über sie hin.

Die junge Barbara hatte aber das mütterlich-bevormundende Gefühl, das in jedem Gesunden dem Leidenden gegenüber immer fast naiv aufwallt. Und diese bleiche, schwache, schweigende Frau war nicht mehr die glänzende, überlegene, ältere Schwester und Befehlshaberin. Sondern nur ein lieber, bedauernswerter, nervöszusammengebrochener Mensch.

Das große Glück der Liebe, das in ihr war und sie trug, durchstrahlte ihr ganzes Wesen und machte es wunderbar ausgeglichen und froh. So war ihr Mitleid nicht weinerlich, sondern leuchtend wie wärmende Sonne.

Wie rasch wirkte sie auf Almuth hinüber! Wie bemerkbar ruhiger wurde sie. Es schien der Wille wieder zu erwachen. Und Doktor Küsterberg, der alle Tage in der Haltung eines kommandierenden Generals zwischen den steilragenden Pappeln und den zu Kugeln beschnittenen Taxus daher getrabt kam, war sehr zufrieden.

Er hatte diese rasche Rückkehr von Lebensmut bestimmt vorausgesehen. Es handelte sich doch allzu offenkundig nur um ein Versagen der Nerven, denen ein Übermaß von Schädlichkeiten zugemutet worden war. Er kannte eben die Konstitution der Gräfin ge-

nau. Da ihr Leben und demzufolge ihre Seele an heiterste Ungetrübtheit gewöhnt war, mußte der allererste Kummer, der sie traf, schwerer auf ihren Körper zurückwirken, als es bei anderen Menschen, bei Leid- und Kampfgewohnten, der Fall gewesen wäre. So war es und nicht anders. In einigen Tagen sollte sie vom Bette auf die Chaiselongue hinüber wechseln.

Die Besuche des Doktors hatten immer etwas Geräuschvolles und in Bewegung Setzendes. Ging er wieder, war es, als verhalle eine starke Handlung. Aber alle blieben beruhigt zurück.

Viele Stunden des Tags lag Almuth schweigend und denkend. Sie sah hinaus, und die Apriltage zogen im Wandel von Licht und Schatten hinter dem Fensterglase vorüber. Graue Wolkenungetüme ballten sich manchmal zusammen und wälzten sich schwer dahin vor dem Sturm in der Höhe. Unten, in der Natur, erschien dann alles umdüstert. In solcher grauen Stimmung wirkten die Knospen an den Bäumen und die schleierhaft zart beginnende Belaubung der Gebüsche besonders hellgrün. Der dunkle Hintergrund hob die Kraft ihrer Farbe. Oder der Himmel war so grell, daß das Auge sich gebeizt fühlte, wenn es lange hinausstarrte. Gleich Silberperlen jagte auch wohl das Sprühen eines kleintropfigen Regens durch den Sonnenschein. Oder weißes Gewölk baute sich vor dem Horizont auf, blieb träge an seinem Platze, verschob sich langsam, langsam, ward aus einem Gebirge gerundeter Gipfel ein Zug schwerfälliger Eisbären oder gestaltete sich zu ungeheuerlichen Köpfen mit Danteschen Profilen. War das

Auge ein so gehorsamer Diener der Phantasie? War es auch vielleicht ein Sklave des Gedächtnisses, wenn dies in die Vergangenheit zurückschaute? Konnte man sich auf die Bilder verlassen, die es sah? Formte die Einbildungskraft nicht daran mit? Machte aus steigenden Wolken bedrohliche Gestalten?

Wie mühsam sich darüber klar zu werden — wie unmöglich — Almuth hatte oft ein beinahe angenehmes Gefühl, wenn ihr die Gedanken entglitten. — Sie ließ sich tragen. Von der Stille. Von der körperlichen Mattigkeit. Von der unablässigen Pflege — endlich auch von der innigen Güte der jungen Schwester. Zuerst wußte sie nicht, ob ihr deren Gegenwart eine Qual oder eine Beruhigung sei. Viele Tage fürchtete sie sich vor ihr und wartete doch voll Spannung auf ihren Eintritt ins Zimmer. Als käme mit ihr irgendeine Entscheidung herein. Aber allmählich fühlte sie: Barbara kam als ein guter Geist. Sie kam voll Liebe, in aller Unbefangenheit. Sie wollte keine Auseinandersetzungen. Keine Forderungen oder Bitten warteten in ihrem Herzen auf den gelegenen Augenblick.

Almuth war ja eine kluge Menschenkennerin, erfahren in der Kunst des Umganges, meisterlich in der Fähigkeit, andere zu durchschauen. Und so hatte sie bald keinen Zweifel mehr an der vollkommenen Lauterkeit der Schwester. Soviel Großmut — soviel Güte — in einem so jungen Geschöpf! Ach, wenn man jung ist, ist man auch gut und groß — noch nicht vergiftet von den Erfahrungen und Enttäuschungen des Lebens. — Hier machten Almuths Grübeleien halt. Dieses Ge-

müt, das soviel Selbstlosigkeit und Zartheit offenbarte, war keineswegs unberührt von den harten Erfahrungen des Lebens. Sie selbst, sie allein hatte doch der holden Schwester eine bittere Enttäuschung bereitet, die schwerste, die es für ein liebendes Herz gibt. Und Barbara haßte sie deshalb nicht. Sah ihr mit freiem zärtlichen Blick in die Augen? Liebes, teures Kind!

Zuweilen, wenn Almuths Angesicht wie versteinert schien und ihre Blicke ins Wesenlose starrten, streichelt ihr die junge Schwester leise die Wangen und mahnte: „Nicht soviel denken!"

Nicht denken! Welcher Beladene, welcher Hoffende, welcher Fürchtende und welcher Schaffende hat die Kraft, diese Mahnung zu befolgen?

Und in Almuth war von allem diesen ein Teil. —

Ihr Verstand und ihr Gerechtigkeitsgefühl lehnten sich gegen die Sinnlosigkeit auf, daß die Vergangenheit die Vernichterin der Zukunft sein durfte. Es gäbe gar keine Entwicklung, weder des Menschen noch der Dinge, wenn es so wäre . . . Nichts bliebe als dumpfer Fatalismus, wenn man sich einen solchen wahnwitzigen Zusammenhang zwischen dem Einst und dem ferneren Gang des Lebens widerstandlos fügen wollte. In jugendlicher Torheit und Berauschtheit, durch tiefste seelische Verwebungen erklärt und entschuldigt, in der Not übergewaltiger und nicht beherrschter, weil nicht erkannter Triebe, wurde man vielleicht in ein Verhängnis verstrickt — und solches Erleben sollte niemals, niemals verneint, ausgelöscht, vergessen werden können?

„Der Mensch will wachsen," dachte sie, „er ist bis zu seinem letzten Atemzug ein sich Wandelnder, seine Erkenntnisse formen ihn um und treiben ihn vorwärts. So soll es sein. Das gilt als sittliche Pflicht. Aber es ist noch viel mehr. Es ist ein angeborenes Bedürfnis. Es bringt den einzelnen, es bringt die Völker in die Höhe. Das will die Natur. Sonst widerspräche sie sich ja selbst. Und doch wirft sich dieser wunderbaren, schönen Notwendigkeit ein Hemmnis entgegen? Die Tatsache vom Fluch des ewig Gestrigen?" Wo war da die Lösung? Sie dachte an den Freund. Ihr war es, als sähe sie Arvads dunkle Augen fest auf sich gerichtet. — — Leise begannen ihre Gedanken wieder mit dem Wunsch zu spielen, zu ihm zu sprechen; nach der Form zu suchen, wie das geschehen könne . . .

Eines Tags verlangte Almuth nach ihrem Schreibgerät. Im Liegestuhl, auf ihren Knien könne sie es bequem handhaben. Kitty Erltons schwarzseidenes Kleid rauschte leise, indem sie hin und her ging und ihrer Herrin das Gewünschte zusammentrug. Sie erlaubte sich die Mahnung, der Doktor habe noch verboten — — Almuth lächelte. Sie wußte, daß dieser befehlshaberische Mann ihr immer die Anordnungen gab, die sie von ihm zu hören wünschte.

„Ich muß doch endlich meinem Manne einmal Nachricht geben."

Seit Otto Lauingen den Bericht Barbaras empfangen hatte, erkundigte er sich jeden Tag telegraphisch nach dem Befinden seiner Frau. Die wenigen Zeilen an ihn waren rasch geschrieben. Zum erstenmal in

ihrem gemeinsamen Leben fühlte Almuth, daß der Zwang, kurz zu sein, ihr heute eine Erleichterung bedeutete. Was hätte sie ihm sagen sollen? Ihr fiel denn gerade noch für eine Nachschrift ein, daß sie doch etwas über das Testament und die Abwicklung dieser Angelegenheit melden müsse.

„Nebermann hat Dir, wie er mich wissen ließ, eine Abschrift von Onkel Emmichs Testament geschickt. So bist du davon unterrichtet, daß alles in meine Hände gelegt ist. Nebermann ließ mich weiter wissen, daß die ganze Angelegenheit ruhen kann, bis zu meiner Genesung. Das Umschreiben, all die Steuergeschichten, die Legate, alles hat noch Zeit. Ich habe, nach viel Nachdenken, wozu ich jetzt mehr Muße als erwünscht finde, beschlossen, Hahnenort auf Chlodwig zu übertragen und mich mit dem Baarvermögen zu begnügen. Da Hahnenort unbelastet und alles in allem an die drei Millionen wert sein soll, wendet diese Erbschaftsteilung unserem Sohne die Hauptvorteile zu — was Dir recht sein kann und wird."

Und dann schrieb sie den anderen Brief, um dessentwillen sie sich überhaupt das Schreibzeug hatte bringen lassen. Er lautete:

„Liebe Luise! Seit ich Dir den langen Brief aus Kairo schrieb, konnte ich keine Nachrichten von Dir erbitten. Unsere Reise wurde völlig geändert; Krankheit und ein schmerzlicher Todesfall warfen alle Pläne um. Zurzeit bin ich selbst krank, und es ist auf lange hinaus nicht daran zu denken, daß ich Dich besuchen kann. Was sollte ich Dir auch mündlich anderes sagen

als was ich Dir vor vielen Wochen schriftlich mitteilte. Aber ich möchte nun doch wissen, wie diese Mitteilungen wirkten. Ob die Mutter Johann Eggenkamps noch immer auf ihren Bedenken beharrt. Ob Du hoffst oder entsagtest? Hast Du vielleicht erwogen, ob Du in letzterem Fall nicht mit Deinen Pflegeeltern die Gegend verlassen willst? Ihr könntet so wunderhübsche Stätten finden. Ein solcher Wechsel bringt viel neue Reize ins Leben. Und die Entfernung von einem Platze, wo man Leid erfuhr, ist ein Hilfsmittel, dessen Kraft Du noch gar nicht ahnen kannst. — Schreibe mir, postlagernd Berlin, Postamt 3. Sorge, daß der Brief bis zum 1. Mai dort liegt. Meine herzlichsten Gedanken sind immer bei Dir.

Deine A. E."

„Kitty," sagte sie dann, „Erlton muß zur Station. Der Brief ist dort in den Kasten zu stecken. Antwort habe ich nach Berlin bestellt. Erlton wird sie holen. Er kann uns dann gleich mancherlei mitbringen — vielleicht fahren Sie mit — ich bin bis dahin bestimmt nicht mehr so pflegebedürftig."

„Ich hoffe so, Exzellenz", sagte Kitty mit dem Ausdruck der aufrichtigsten Ergebenheit.

Almuth sah lange auf die Tür, hinter der die Erlton verschwunden war. Und wieder kam ihr die böse Frage Ottos ins Gedächtnis: Traust du den Erltons? Solche Fragen sind wie Saat, die lange liegen kann, ohne zu keimen, und die dann schließlich doch einmal bei geeigneter Temperatur hoch emporschießt. Noch aber

war diese in Almuth nicht richtig entstanden. Sie wehrte die unbehagliche Erinnerung ab. Warum sollten Leute nicht treu sein, die hochbezahlt worden waren und auch im persönlichen Verkehr nur Freundliches empfangen hatten? Sie waren Mitwisser eines Geheimnisses. Ja. Aber sie waren es doch nur bis zu einem gewissen Grade — die eigentlichen Zusammenhänge blieben ihnen verhüllt. Und Almuth bildete sich ein, daß ihre scheinbare vertrauliche Offenheit den völligen Glauben der Erltons gefunden habe.

Wie demütigend war es schon, über solche Dinge nachdenken zu müssen.

Almuth legte matt ihren Kopf tief in das Kissen zurück und schloß die Augen . . . ihre Stirn feuchtete sich . . . Wohin war ihre körperliche Elastizität gekommen? . . .

Barbara kam. Freude leuchtete von ihrem Angesicht. Die Vormittagspost war da. Mit der Wichtigkeit, die das Bewußtsein gibt, angenehme Botschaft bringen zu können, hielt sie Almuth einen Brief entgegen.

„Eigenhändig vom Prinzen!" verkündete sie.

Almuth hatte aus Anlaß von Onkel Emmichs Tod manche teilnehmende Zeilen von hohen und höchsten Herrschaften erhalten; für sie gab es viele Prinzen und Prinzessinnen. Aber natürlich: für Barbara nur den einen, dem der von ihr geliebte Mann nahe stand.

Also von Fritz-Gustav!

Und wenn nun der Prinz geschrieben hatte, war es außer Zweifel, daß Barbara auch von Eggenkamp

einen Brief empfing. Man sah es ihr an. In solcher klaren Schönheit strahlte ein Frauengesicht nur, wenn die Seele noch von einem eben erfahrenen Glück überwältigt ist.

Almuths Finger wurden kalt und unsicher. Sie fürchtete sich vor diesem Brief, den sie zögernd öffnete. Jene Mondscheinnacht fiel ihr ein, da die gespenstische Totenwelt der Kalifengräber im bleichen, dürren Wüstensand vor ihr lag, während Fritz-Gustav von Eggenkamp und seiner Liebe und seinen Hoffnungen sprach. Wenn er nun abermals als Fürsprecher käme? . . .

Nein, er tat es nicht. Aber was er schrieb, war nicht weniger beunruhigend.

„Liebe Gräfin! In Palermo empfingen wir die Nachricht vom Hinscheiden des lieben, treuen, alten Baron Hochfeldern. Sie wissen, wie er von jedermann geschätzt wurde, der ihn kannte. Und wer kannte ihn nicht! Ich gedenke Ihrer und Ihrer zweifelsohne großen Traurigkeit voll Teilnahme.

Bald hoffe ich, Sie wiederzusehen; habe ich doch dem alten Herrn versprochen, ihn auf Hahnenort zu besuchen. Ihm kann ich das Versprechen nicht mehr halten, glaube aber, auch Ihnen ein willkommener Gast zu sein. Es wird diese Tour, auf welcher ich noch andere Freunde zu besuchen hoffe, meine letzte als Junggeselle und in meines lieben Eggenkamp Begleitung sein. Anfang Juni wird der Großherzog meine Verlobung bekannt geben, der die Hochzeit rasch folgen soll. Eggenkamp trennt sich gleich nach der

vorhabenden kleinen Tour von mir, seinen eigenen Lebenszielen nachgehend.

Ich spreche die Hoffnung aus, Sie, liebe Gräfin, getröstet und in bester Frische wiederzusehen, und küsse Ihnen die Hand als

Ihr Fritz-Gustav."

Barbara stand wartend. Sie hoffte dringlich, daß die Schwester ihr den Brief geben werde. Aber Almuth ließ ihn unter ihren gefalteten Händen auf der Decke liegen und sann vor sich hin.

Was konnte das heißen? Ganz klar war dies eine: Eggenkamp hatte dem Prinzen die Unterredung verschwiegen, in welcher sie ihm die Hand der Schwester verweigerte. Der Prinz dachte in aller Unbefangenheit nach wie vor daran, die Liebenden zu beschützen, ihre Verbindung zu fördern. Das war der Zweck, um dessentwillen er sich mit seinem Adjutanten auf Hahnenort ansagte. Und was waren das für „Lebensziele", denen Eggenkamp nachgehen wollte? . . . Sie hingen mit seiner Liebe zusammen. Was konnte gewisser sein!

Seltsam. Unheimlich. Gerade die, denen ihr Herz mit Leidenschaft zugetan war, stellte das Schicksal ihr in den Weg. —

Sie oder ich? Sie oder ich?

Es war gerade, als hingen diese Worte an einem Pendel und gingen unaufhörlich hin und her . .

Ihr Wille bäumte sich dagegen auf.

An diesem Tage schrieb sie an ihren Freund, den Doktor N. Arvad.

„Meine Schweigsamkeit wird Sie in Erstaunen versetzt haben. Seit dem kurzen Dank für alles, was Sie mir in Santa Margherita gewesen sind, den ich gleich nach meiner Ankunft hier Ihnen schrieb, sind über drei Wochen vergangen. Ich bin sehr krank gewesen. Ein nervöser Zusammenbruch, dann Bettruhe, Schreibverbot, Einsamkeit. Unter der Pflege meiner vollkommenen Erlton und der rührendsten Liebe meiner jungen Schwester habe ich mich schon erstaunlich erholt. Man hat viel stille Stunden in solcher Lage. Die Phantasie arbeitet. Auf das unterhaltendste verknüpfen sich mit ihren Gebilden die Erkenntnisse und Erfahrungen des Lebens. So baut sich unversehens ein Plan auf — noch unsicher in all seinen Konturen, aber doch schon blutvoll, zur Gestaltung drängend. Einen ganzen Romanentwurf habe ich mir ausgesonnen, oder vielmehr: er hat sich mir aufgedrängt. Wenn Sie kommen, darf ich Ihnen davon erzählen? Falls es Sie nicht langweilt?

Oft fürchte ich, daß ich Sie schon zu unbescheiden in Anspruch nahm. Und die Selbstkritik hat sich, wunderlich genug, zugleich mit diesem neuen Schaffenswünschen gemeldet und sagt mir, daß ich nur ein Halbtalent habe oder ein kurzatmiges. Eine künstlerische Begabung muß doch wohl so reich und überströmend sein, daß ein ganzes Menschenleben nicht ausreicht, allen ihren Intuitionen Leben zu geben.

Aber zu resignieren, wenn man wünscht — das ist auch schwer. Wir sprechen davon.

Ich lade Sie ein, mich bald zu besuchen. Zu den

Maiwundern der Natur, die hier so solide und wohlhabend wirkt. So geordnet und fruchtbar. Gar keine bedrohlichen und grotesken Farben und Linien. Und doch: der Blütenbaum in seinem zartgeflockten Weiß, vor dem Hintergrund blauschwarzer Tannen — das ist eine Lieblichkeit, die tröstet und rührt. Und Anfang Mai blühn diese treuen Bäume, die erst so voll Grazie und später voll bürgerlicher Fruchtüppigkeit sind.

Wie sehr wünsche ich, daß Sie die Endlosigkeit der Häuserfronten an den tausend Straßen der Stadt schon nicht mehr ertragen können. Daß dann Ihr erleichternder Gedanke ist: In Hahnenort wartet eine Freundin auf mich, die mir auch die Freiheit einsamer Stunden läßt. Denn sie weiß: Der vornehmste und beste Genuß vom Leben ist doch die Stille, in der man nachdenken kann.

Ihre Almuth Lauingen."

Wie leicht war es gewesen, diesen Brief zu schreiben. Die Worte flossen ihr ungesucht in die Feder.

Was war das überhaupt? Man konnte nicht an jedermann schreiben und an keinen Menschen im gleichen Ton. Zeichen der Ferne, wenn der Brief mühsam war? Zeichen der Nähe, wenn der Brief zum seelischen Vergnügen ward?

„Du siehst froh aus", sagte Barbara nachher und legte einen großen Strauß dunkelbraunen, fein duftenden Goldlacks auf die Decke.

„Ach, das ist hübsch — auf der blassen grünen Seide die starkgetönten dunklen Blumen —" sprach Almuth. „Schöne Farben — feiner Duft — das tut mir immer

wohl . . . Ja, ich fühle mich etwas frischer." Sie hob den Strauß und roch in ihn hinein.

„Ich schrieb an Arvad. Das regte mich an. Ich lud ihn ein."

Ihr war, als müsse sie das ganz besonders erklären oder entschuldigen.

Barbara wagte nicht zu fragen: Und Fritz-Gustav? Sie wußte, Wichard hatte es ihr geschrieben, daß Fritz-Gustav, der die Angelegenheiten der Liebenden noch in der Schwebe wähnte, sich bei Almuth zum Besuch ansagen wolle. Es war doch selbstverständlich, daß auf solche prinzliche Anfrage sofort eine dankbare und erfreute Antwort zu erfolgen habe. Und Almuth erwähnte kein Wort davon, daß sie schreiben wolle? Barbara wußte nicht, daß solche beflissenen Höflichkeiten einer Hoheit gegenüber gewohnheitsmäßig funktionierten. Fünf beglückte Zeilen hinzuwerfen, während man im Grunde gepeinigt ist, war unzählige Male Almuths Pflicht gewesen; sie erfüllte sie auch jetzt ergeben und gefaßt. —

An einem der letzten Apriltage schenkte die Sonne all ihre ungehemmte Wärme und ihren ungetrübten Glanz. Das langsame Werden und Wachsen in der Natur befreite sich von aller Zurückhaltung und Verborgenheit und prahlte in einem offenkundigen Schwellen und Sichdehnen. Die gelblich-grünen Knospenknoten an den Birnbäumen wollten platzen; die rötlich-klebrigen Hüllen der Kirschblütenknospen klafften auf und ließen die ersten weißen, noch geschlossenen Köpfchen frei heraus. Die Bläue des Himmels war aufdring-

lich und strahlend, als drücke sich alle Glückseligkeit des Erdenlebens in dieser seiner übermütigen Farbe aus. Die noch etwas gefalteten, ganz jungen Blätter an den Buchen schimmerten wie hellgrüner Samt. Die weiten Rasenflächen des Parks erschienen mit weißen und gelben breiten Farbenflecken getigert. Marienblümchen und Löwenzahn durften ungehindert wuchern. Zwischen all den übermäßig hellen Tönen standen, ferner und näher eng zusammengedrängt, Gruppen von Tannen und erzählten allerlei von ernster Dauerhaftigkeit gegenüber dem Taumel und Prunk des schwelgerischen Frühlingsrausches.

Auf diese besonnte Lust der Entfaltung sah Almuth vom Balkon aus herab. Aus ihrem Schlafzimmer hatte sie sich an Barbaras Arm in den kleinen Raum links neben ihrem Schlafzimmer führen lassen. Das war von jeher hier ihre eigenste Stätte gewesen; da stand ihr Schreibtisch, ihre kleine Lieblingsbücherei in köstlichen Bänden zierte die eine Wand. Anstatt eines Fensters gab es eine Glastür, die auf einen Balkon ging. Korbartig umschützte ihn ein schmiedeeisernes Barockgitter, und er war gerade geräumig genug, um einem Tischchen und zwei bequemen Stühlen unbeengt Platz zu geben. Almuth stützte sich sehr auf die junge Schwester, obgleich sie durchaus imstande gewesen wäre, aufrecht und kräftig allein zu gehen. Sie konnte sich selbst nicht ganz klar werden, was sie trieb, schwach zu tun. Vielleicht war es das Gefühl, den Schutz des Krankseins noch länger genießen zu wollen. — — Zuweilen freilich kam ein qualvoller Zustand über sie,

schlimmer als körperliches Elend, doch vor allem als solches empfunden. Dann froren ihre Nerven, und ihre Glieder schienen zu schlottern. Die farblosen Lippen preßten sich zusammen, und sie schloß die Augen, um die Welt nicht zu sehen.

In dieser Stunde aber liebkoste die Sonne ihre Haut, die lachende, jugendliche Farbenpracht der Natur ihr Auge. Das ganze Trosteswunder, das in der ewigen Wiederholung des neuen Werdens einbeschlossen ist, sprach stark zu ihr. Ihr gegenüber saß Barbara, in der schönen Ausgeglichenheit ihres ernsten, aber nicht traurigen Wesens — diese Ausgeglichenheit, die so wohl tat und so erstaunlich war bei soviel Jugend. Auch sie war vom Frühling wie berauscht, und all das unermeßliche Glück ihrer Hoffnungen schien sein Geschenk.

„Weshalb", sagte sie, „jagt ihr alle soviel in der Welt herum? Zeigte sie dir je Schöneres als diese deutsche Frühlingslandschaft? Sieh doch den Seidelbast da, all die gelben, fein umkrausten Büsche, so zierlich, so glänzend in ihrer Blütenmenge — und darüber die Zweige der Weide, dünn wie Peitschen, ein wenig werdende Blättchen daran — und sie schwingen im Winde. Dahinter der blaue Himmel! Schön — schön" — —

Und sie dachte: wäre er bei mir, mitzujubeln — — Almuth sah ihr den Gedanken aus den glänzenden Augen leuchten. Sie seufzte schwer.

Kitty Erlton bediente mit stiller Beflissenheit ihre Herrin und das kleine zweite Frühstücksmahl erwies alle wohlbekannten feinen Künste von Onkel Emmichs

berühmter Köchin. — Alles zeigte: Die Welt geht noch ihren gewohnten, angenehmen Gang. Durch das Gefüge des Alltags zogen sich keine Risse, die auf drohenden Zusammenbruch deuteten . . . Almuth atmete glücklich auf, wie von schweren Lasten befreit. Und wie voll kräuterig duftender Frische man den Mund bekam beim Atmen. Man hätte die Luft in Strömen hineinsaugen mögen in die Brust.

„Du hast noch Ottos Brief nicht gelesen", mahnte Barbara.

Daß der Brief angekommen war, wartend dalag, während die telegraphische Anfrage nach dem Befinden nun ausblieb, wirkte auch als Weiterbestand freundlichster Ordnung. Es eilte Almuth nicht mit dem Lesen. Die politischen Wichtigkeiten Ottos waren so weit weg — und die köstliche Frühlingswonne genießerisch auszukosten schien wichtiger.

Aber natürlich, gelesen mußte werden. Früher hätte sie laut in Kittys Gegenwart ihn der Schwester vorgelesen. Nun zögerte sie unwillkürlich. Ottos Frage fiel ihr wieder ein.

Dies Zögern entging Kitty nicht. Aber ihr Gesicht zeigte in keiner Linie, daß ihr ganzes Wesen gleichsam horchte. Sie schälte in Ruhe die Orange für ihre Herrin und zog sich dann zurück.

Sie ging in ihr Zimmer und fand da ihren Mann über seinen Rechnungen sitzen.

„Da ist kein Zweifel mehr. Sie wollte den Brief vom Grafen nicht in meiner Gegenwart vorlesen. Ich

sagte dir schon: seit einiger Zeit scheint sie gewissermaßen vorsichtig."

„Unsinn," entschied er, „Einbildung. Wo wir heut abend für sie in der bekannten geheimen Angelegenheit nach Berlin fahren sollen. Entweder erwartet sie in dem Brief was ganz Persönliches vom Grafen — oder er handelt von Testamentsgeschichten — vielleicht Erwägungen über ein Legat für uns. — — Ich konnte damals nicht alles klar verstehen, was sie nebenan sprachen — der Vetter Adalbert hat zwar ein Organ wie'n Schiffskap'ten — trotzdem — sie sprachen Deutsch. — Soviel verstand ich: sie und ihre Kinder sind Alleinerben." Er lächelte sonderbar. „Offiziell ist nur der Chlodwig da — na — ihre Sache."

„O Erlton — wie können wir so sagen: offiziell — wir wissen nichts!"

„Und denken alles. Aber um bei dem Brief zu bleiben: er könnte auch hochpolitischen Inhalt haben. Nun, ich werde noch den Augenblick finden, ihn zu lesen. Sie legt die Briefe doch immer erst in ihre Schreibmappe."

„O Erlton . . ."

„Was denn?" sagte er achselzuckend. „Man muß den Ueberblick behalten."

Auf dem Balkon las Almuth der Schwester den Brief vor.

Ja, der Brief war ganz „Otto". — Fünf Zeilen über ihr Ergehen, der Rest Politik. Auch das, als ein von je Gewohntes, war ihr so wohltuend.

„Liebe Almuth! Ich beglückwünsche Dich zu Deiner

Genesung und daß der störende Zwischenfall nicht ernst war. Denn sonst wärst Du wohl kaum mit dem ärztlichen Beistand des unfehlbaren Küsterberg ausgekommen. — Deine Absicht, die Erbteilung so vorzunehmen, daß Hahnenort auf Chlodwig geschrieben wird und Du das Barvermögen nimmst, finde ich großmütig und praktisch zugleich. In einiger Zeit hoffe ich nach Hahnenort eilen und als Vertreter Chlodwigs Dir bei den notwendigen Formalitäten beistehen zu können.

Im Augenblick lasten zuviel Verantwortlichkeiten auf mir. Was hast Du zu der Ansprache Roosevelts gesagt, die er an eine Abordnung des Zentralverbandes Deutscher Kriegerbundesmitglieder von Nordamerika hielt? Mir scheint, Herr Roosevelt ist nicht berufen, seine Ansichten über das Ergebnis der Algeciras-Konferenz auszusprechen. Das bloße Urteilen ist hier schon ein unzukömmliches Einmischen in europäische Angelegenheiten! Daß Roosevelt feststellte, keine Rasse habe den Amerikanern bessere Eigenschaften gegeben als die Männer deutschen Stammes und Blutes, war die Wiederholung einer weltgeschichtlichen Wahrheit und tat wohl; die Amerikaner werden das ja auch nie vergessen und verleugnen. — Ein bißchen zu groß ist aber denn doch die Geste, mit der R. alle Auslandssammlungen für das Erdbeben und die Feuersbrunst in San Francisco ablehnt. Die Beendigung der Algeciras-Konferenz und ihre Resultate setzen noch immer die Gemüter in Bewegung. Treffe ich da vorgestern Vetter Bredewitz. Diese urteilsfertigen Menschen seines Schlages, diese einviertel unterrichteten Köpfe sind mir

immer eine Pein. Kramt Bredewitz seine Ansicht aus: Wir hätten eine jämmerliche Figur gemacht; man raßle zuviel mit dem Säbel bei uns und stecke ihn nachher zu bescheiden und zu flink wieder ein; unsere Isolierung sei furchtbar, ein Resultat unserer törichten äußeren Politik; England habe sich die splendid isolation s. Z. leisten können, wir nicht! Ich erklärte ihm, daß wir unser Ziel, imposant zu wirken und doch den Frieden zu bewahren, immer zäh und mit Erfolg im Auge behielten und auch in Algeciras danach verfuhren. Ich sagte ihm, daß nur ein Diplomat von Fach alles zu beurteilen vermöge und daß der bloße gesunde Menschenverstand nicht ausreiche. Worauf Vetter Bredewitz die Impertinenz hatte zu sagen: Streiten wir uns nicht; ich lasse dir die Diplomatie und behalte für mich den gesunden Verstand.

Eine Nachricht von der größten Wichtigkeit wurde schon seit zwei Wochen herumgeflüstert; ich wollte sie Dir nicht früher schreiben, weil sie sehr aufregend für unsere Kreise ist und folgenschwer werden kann. Aber da es morgen oder übermorgen doch publik werden wird: Holstein nimmt den Abschied! Grund — kaum faßlich — Brouillement mit Bernhard! Heißt es. Man sieht noch nicht klar. Was will Bülow ohne Holstein anfangen?! Dieser leise Geheimrat und seine politische Freundin haben doch alles gemacht bei uns seit 1890! Mir war er ein Gönner, fast ein Freund. Ein Staatsmann und Diplomat der alten, bewährten Schule. Groß in der Kunst, verborgene Fäden zu knüpfen. — Von der englischen Presse viel Aergernis, natürlich inspi-

rierter von den Seiten, die unser unzerstörbar glänzendes Verhältnis zu Downingstreet scheel ansehen: Wir sollen die Türken zum Widerstand in der Akabafrage ermutigt haben! Als ob wir uns derlei erlauben würden!

Nun aber Schluß und Handkuß. Erhole Dich weiter.

Dein Otto."

Almuth lächelte zufrieden. Ihr war in diesem Augenblick Holsteins Abgang, die Akabafrage und Roosevelts Anmaßung ganz egal. Und doch freute der Brief sie . . . Alles, alles war ja wie immer . . . Frühlings Werdewunder — die abscheuliche Politik — Ottos Eifer zu berichten — Ja, die Welt stand noch . . .

Und ein köstliches Gefühl der Freude am Dasein dehnte ihr die Glieder. Wie unter einem Alpdruck hatte sie gelebt. — Das Schicksal meistern — nicht ihm dumpf ergeben entgegenwarten! Das war ihr gemäßer.

Wie hatte sie nur so mutlos sein können, sich aus der Erbschaftsangelegenheit eine neue Gewissensqual zu bilden. Was lag an diesem Erbteil. Sie, der es nach dem Wortlaut des Testamentes zufallen mußte, ahnte nichts von diesem Vermögen; so wenig wie der Erblasser etwas von dieser Erbin geahnt hatte.

Um Größeres als um materielle Schätze hatte sie dieses Kind bestohlen — bestehlen müssen.

Und doch frei, stolz und sicher dahingelebt — die liebevolle, nie schweigende Sehnsucht nach dem Kind als eine Art Buße ertragen. — Bis durch diese unseligen Verknüpfungen, darin sich das Schicksal gefiel, alles zusammenzubrechen drohte.

Aber sie wollte sich nicht darein ergeben. Niemals! Alles kam darauf an, die Verbindung dieser beiden Männer mit diesen beiden Mädchen zu zerreißen . . .

Sie waren ja so jung. Sie konnten leiden. Die Zukunft blieb ihnen.

Für mich, dachte Almuth, für mich heißt es: sich behaupten oder untergehen.

Und sie wollte sich behaupten . . .

Diese körperliche und seelische Steigerung des Daseinswillens hielt den ganzen Tag vor. Gegen Abend fuhr das Ehepaar Erlton nach Berlin. Sie hatten ihre Notizbücher voll von auszuführenden Aufträgen. Almuths Trauerkleidung bedurfte der Ausgestaltung. Bücher sollten bestellt, alle möglichen Sachen für den Toilettentisch ergänzt werden. Auch an Barbara hatte die immer freigebige Schwester gedacht. All diese eingebildeten Wichtigkeiten zu besprechen und anzuordnen, zerstreute angenehm, ermüdeten heilsam. So wohl hatte Almuth sich seit langer Zeit nicht gefühlt. Sie wollte auch nicht, daß die zweite Jungfer in Kitty Erltons Zimmer für die Nacht einquartiert werde. Sie war sicher, in der Nacht keinerlei Hilfe zu brauchen, hatte Kitty schon eine ganze Woche lang nicht mehr zu ungewohnter Stunde gerufen. Es gab einen Grad von Vorsicht, der den Rekonvaleszenten mehr erregt und ihm Krankheitsgefühle suggeriert, als daß er ihm nützt. Nach dieser, etwas nervös vorgebrachten Ablehnung Almuths mochte Barbara nicht mehr auf ihrem Vorschlag bestehen. Das Zimmer rechts neben Almuths Schlafstube blieb also leer. Es war der eigentliche

Wohn- und Arbeitsraum der Erltons. Dort arbeitete Kitty an den Kleidern und der Wäsche ihrer Herrin. Da lagerten in Schränken kostbare Spitzen und Bänder, Vorräte an Stoffen und allem möglichen Material. Dort führte Erlton seine Bücher. Erst für die Zeit von Almuths Krankheit war ein Bett hineingestellt worden.

Nun lag das Zimmer vereinsamt. Die Vorhänge waren nicht zugezogen, und der stille Nachthimmel, mondlos und von weißlich blinkernden Sternen gepunktet, stand draußen vor dem Fensterglas.

Auf die sonderbarste Art stellte sich Almuth, als sie wach in ihrem Bette lag, immer dies verlassene Zimmer vor. Auch sonst hörte sie nie einen Laut von dort, dazu waren die Wände zu dick, die Tür gedoppelt und gepolstert. Aber nun horchte sie auf das Schweigen. Einem so wachenden Ohr wird das Schweigen bald von den wunderlichsten Geräuschen unheimlich gestört . . . Schritte scheinen zu schleichen — es knistert in den Wänden — irgend etwas wispert und huscht — über die geschlossenen Lider fliegt ein Schatten, als sei in der Dunkelheit noch ein schwärzerer lautloser Körper vorhanden, der sich bewege, sich herabbeuge — ein fremder Atem haucht das Gesicht an — — Almuth fuhr auf. Was war das gewesen? Nichts. Nichts. Ihre Pulse rasten, der Mund war ihr trocken, die frierenden Glieder flogen — Furcht warf sich auf sie, gegenstandslos und verzehrend.

Sie drehte das Licht an.

Helle. Und in ihr der ganze schön geordnete Raum

von Ruhe und Ungestörtheit erfüllt . . . . Aber sie wußte: mit dem Abdrehen des Lichtes würde der Spuk der Dunkelheit sie rasch wieder umgeistern. Es hieß ein Pulver nehmen. Diese weißen Schlafpulver, mit denen Küsterberg sich so wichtig machte, als seien sie geradezu aus Zyankali, Strychnin und Gott weiß was sonst noch für Giften zusammengestellt. „Nur wenn die Nacht ganz verloren zu gehen droht! — Und sorgsam aufheben! Am besten: unter Verschluß halten!" Almuth hatte ein wenig zu diesen Befehlen gelächelt. Aber zu Küsterbergs Genugtuung hatte sie es erlaubt, daß Kitty die Schachtel mit den Pulvern in ihre Obhut nahm.

Sie sah nach: auf ihrem Tischchen neben dem Bett — dort drüben auf dem Schränkchen — vielleicht auf dem Aufsatz des Waschtisches . . . In ihrem weißen Bettmantel gehüllt, ging Almuth suchend umher. Die Schachtel war nicht zu finden. — Diese typische Apothekerschachtel mit den Wänden von blauem Glanzpapier und der weißen, beschriebenen Deckelplatte. Demnach hatte Kitty vergessen, sie zurechtzustellen. Vielleicht nebenan . . .

Ueber die Schwelle des dunklen, seit einigen Stunden unbenutzten Zimmers tretend, fühlte Almuth sich von der Kühle der herben Frühlingsnacht angeschauert. Sie machte Licht. Mit den nackten Füßen in Pelzpantoffeln ging sie hin und her; obschon kein Mensch die Möglichkeit gehabt hätte, von draußen hereinzusehen, zog sie doch die Vorhänge zu, weil die blanken Glasscheiben mit der schwarzen Nacht hinter ihnen zu

Spiegeln wurden, in denen sie sich selbst sah. Das war ihr unheimlich — — Sie suchte umher: auf keiner der übersehbaren Stellen war die Schachtel.

Das regte sie von Minute zu Minute peinigender auf. Der erste ohngefähre Gedanke: „Ich könnte ein Pulver nehmen", war schon die Zwangsvorstellung geworden, daß sie es m ü s s e, oder einer Nacht voll unsäglicher Qualen erliegen werde, die sich zu Ewigkeiten dehnen mußte. Ein blinder Zorn auf Kitty, die die Pulver hätte herausstellen sollen, kam dazu. Und ihre Aufregung wuchs. Sie suchte nun auf dem Schreibtisch. Die starken Birnen erleuchteten ihn taghell. Nein, da war keine blaublanke Schachtel, mit den Zahlen und Vorschriften beschrieben . . . „Im Bedarfsfall 1 Pulver." Da stand nur das Tintenfaß, nebst allem Zubehör — da lag die Schreibunterlage mit dem weißen, großen Löschblatt. Allerlei Schriftzüge zogen sich darüber hin, verkehrt, durch den Abdruck — — Was für charakteristische Zeichen — — War das nicht? . . . Konnte man nicht sogar in diesem verkehrten Abdruck das Wort „Holstein" erkennen . . . Sie sah sich um, mit großen, funkelnden Augen. — Ja, dort, an der Wand, hinter Kittys Nähtisch — da hing der große Handspiegel . . . Almuth holte ihn, und im Licht der grellen Lampe, deren Schirm sie emporgeschlagen hatte, konnte sie im Spiegel Bruchstücke der Schrift erkennen. Deutlich war nur das Wort „Holstein" — stand da nicht Aka . . .?" und weiter „engl . . . Pr . . ." und dort „alles gemacht? . . ."

Ein rasender Verdacht befiel sie. Sie zerrte an den

Griffen der Schreibtischschublade — die war natürlich verschlossen . . . Es gab keine Erwägungen mehr . . . keine Zurückhaltung . . . Sie stürzte in ihr Schlafzimmer . . . Wo waren doch all ihre Schlüssel? Richtig, im Kästchen aus Rosenholz und Elfenbein, dort neben ihrem Bett. Wieviel überflüssige Schlüssel . . . man hatte so viele — das sammelte sich an — man verlor, ließ andere machen, fand wieder, benutzte die Behälter nicht mehr, zu denen sie gehörten — was für Schlüssel. Kleine mit einem goldenen Ring geschmückt. Hübsche Formen, alte Stücke. Größere mit kräftigem Bart . . . Sie saß auf dem Stuhl vor dem Schreibtisch und probierte. Ihre Finger waren kalt — ihre Glieder zitterten. Und doch perlten Tropfen auf ihrer Stirn. Sie war von der Nutzlosigkeit all ihrer Versuche so sehr durchdrungen, daß sie fast vor Schreck aufschrie, als sich doch ein Schlüssel im Schlosse bequem drehen ließ . . .

Das erste, was sie sah, war das Apothekerschächtelchen, das blaue, mit Glanzpapier umklebte Schubschächtelchen, darauf die weiße beschriebene Etikette geklebt war. „Apotheke zum Einhorn." Ganz bewußt und genau las sie es.

Viele Papiere lagen da. Vielleicht Rechnungen. Allerlei Kästchen — Freimarken vielleicht darin . . . Wie in jedem Schreibtischschubfach sah es aus . . . Da waren eine Mappe . . . nein . . . eine Art von Aktendeckel . . .

Sie schlug ihn auf, die weit herausgezogene Lade drückte mit harten Kanten gegen ihren Magen . . . Vor-

gebeugt stierte sie hinein. Viele Blätter barg der Aktendeckel . . . leer bis auf eines . . . oben in der rechten Ecke hatten sie ein fortlaufendes Zeichen. Einen römischen Buchstaben, eine Zahl . . . Vorn lag ein Blatt — allerlei darauf durchstrichen. — Vielleicht eine Fassung des Textes, den man schließlich doch anders gestaltet hatte . . . Die Eile der Abreise mochte verhindert haben, daß der Entwurf vernichtet ward . . . Almuth entsann sich: sie selbst hatte hier noch herumgestanden und Kitty und den Mann mit genaueren Bestimmungen über die Aufträge bis zum letzten Augenblick geplagt. Da stand: „Botschafter meldet Abschied Holstein. Grund: Brouillement mit B. B. Daß Kanzler ohne bisherigen heimlichen Leiter fertig werde, scheint L. schwer. In Akabafrage bestimmt ausgeschlossen, daß Deutschland die Türkei aufhetzte — L. sagt: würde sich Deutschland nie gestatten. Gegen Roosevelt und Amerika überhebliche Stimmung erkennbar . . ."

Diese wenigen Aufzeichnungen sagten Almuth genug. Sie waren für Downingstreet bestimmt. Darüber bestand bei ihr kein Zweifel.

Die Erltons waren die sie Umlauernden, Aushorchenden, Verratenden gewesen. — — —

Nein, nicht nur die Horchenden — auch ihre Briefe hatten sie heimlich gelesen — was hier stand, konnten sie nur so erfahren haben. Unerhört.

Diese beiden Menschen, denen sie viel, viel vertraut hatte — zuviel? — Nein, gottlob nicht ganz! Was wußten sie schließlich? Nicht die Wahrheit. Gottlob.

Eine eisige Fassung kam über sie. Eine Verachtung und ein Hochmut ohnegleichen. — — Das war ihr erster Zustand nach dieser Entdeckung.

Sie nahm die Schachtel an sich und schloß das Schubfach, drehte das Licht ab und ging zurück in ihr Zimmer.

Da hörte sie ein Pochen an der Tür zum Korridor. Und Barbaras Stimme rief:

„Almuth — Almuth . . ."

Drinnen hart am Türrahmen stand Almuth, bebend. Der Aufruf erschreckte sie.

„Was willst du?" fragte sie heftig.

„Ich hörte Geräusche. — Fühlst du dich schlecht? Kann ich dir helfen?"

„Nichts. Nein. Laß nur . . ."

Bin ich denn immer belauert und bewacht? dachte sie gereizt.

Sie ging wieder an ihr Bett — saß lange auf der Kante und sann vor sich hin. Sie hatte kein Verlangen mehr, ein Pulver zu nehmen. Sie stellte die Schachtel auf ihr Nachtschränkchen. Das Licht setzte einen kleinen glänzenden Reflex auf das blaue blanke Papier. Nun herrschte wirklich Schweigen im Raum, und Almuth hörte keine Geräusche mehr, auch nicht, als ein starkes Gefühl von Kälte sie endlich trieb, sich hinzulegen, fest in ihre Decke zu wickeln und das Licht auszudrehen.

Also die Erltons hatten horchend spioniert und jedes Wort, das in ihrer Umgebung oder von ihr selbst fiel, nach London berichtet! Wofür sie wahrscheinlich hoch

bezahlt wurden. Trotzdem die Vorfälle und die Möglichkeiten, die man laut besprach, von hundert Malen neunundneunzigmal schon der Presse bekannt waren oder alsbald bekannt werden würden. Aber das natürlich machte den Politikern in Downingstreet nichts aus. Zäh und geduldig war man dort, und ein wichtiges Körnchen, das sich gelegentlich im Wust von Klatsch oder Bekanntem oder Nebensächlichem fand, war ihnen schon Ernte genug.

Allmuth überschätzte die Früchte solcher Spionage nicht im geringsten. Sie wußte, daß Englands Augen in alle Geheimfächer der Diplomatie der ganzen Welt hineinzusehen verstanden, daß Englands Ohren an jeder Tür horchten. Es war ihr auch nahezu gleichgültig, ob wirklich in diesem ihrem Fall gelegentlich eine Schädigung deutscher Interessen entstanden seien.

Was sie so tief traf, war die Untreue. Oder kaum diese. Denn in ihr erlosch auf der Stelle jede Anhänglichkeit, die Gewohnheit und der Glaube an die unbedingte Zuverlässigkeit im Laufe der Jahre gewoben hatte.

Das Herrische in ihr, das Gefühl des Hochstehens bäumte sich auf. Verrat erniedrigt so oft den Verratenen. Sie hatte die dumpfe Empfindung, daß das hier der Fall sei.

Die Begier zu strafen, wallte stark in ihr auf. Sie würde sich von diesen beiden Menschen trennen. Auf der Stelle.

Hier warf sich ihr ein Hindernis entgegen. Auf der

Stelle? Klug sein — vorsichtig sein. — Ihr scharfes und ängstliches Gedächtnis prüfte alle verflossenen Jahre durch. Hatte sie je die Grenzen überschritten, die sie ihrer Vertraulichkeit selbst gesetzt?

Nein. Die Erltons wußten die letzte Wahrheit über das Geheimnis ihres Lebens nicht! Mochten sie aus dem, was sie wußten, Stoff zu Verleumdungen und Klatsch ziehen. — Welche große Dame — welcher hochstehende Mann, welche Persönlichkeit, deren Dasein in der Öffentlichkeit steht, ist nicht schon von Kammerdienern verklatscht . . . Das blieb dann in der Sphäre jener Leute . . .

Aber mit wieviel hochfahrenden Gedanken sie auch gegen diese Erwägungen ankämpfte: es blieb im Untergrund ihres Gemütes doch eine bedrängende Bangnis.

Wuchsen da etwa neue Bedrohungen um sie aus dem Boden? Fing das Geschick an, sie von allen Seiten zu umstellen?

Almuth schloß in der Dunkelheit die Augen, weil ihr war, als sähe sie die kalten Blicke Erltons auf sich gerichtet, und als werde die stille Verschlossenheit auf Kittys Gesicht zur Undurchdringlichkeit, hinter der sich Drohungen verbargen. — —

Früh kam der Tag. Und er kam mit all dem Sonnengold, das er auch gestern der zum Blühen und Grünen bereiten Natur geschenkt. Aber für Almuth hatte alles die hymnische Sprache verloren. Sie bemerkte nicht die Wonne und die Glückseligkeit der Entfaltung, die gestern für sie Erhebung und Trost be-

deutet hatten. Eine wache, nüchterne Tatkraft war in ihr. Sie fühlte kaum eine Ermüdung von der schlaflosen Nacht. Ihre Nerven waren angespannt. Ihr Plan entworfen. Sie wußte: Feiglinge sind immer verloren. Und mancher Gefahr weicht man am besten aus, indem man sich kühn einer geringeren aussetzt.

Sie hat sich doch sehr verändert, dachte Barbara bekümmert. Nun waren die Erltons wieder da, mit Handkoffern und Kartons voll kostbarer Dinge. Und Almuth hatte nicht einmal soviel Interesse, die für sie bestimmten Putzgegenstände zu besehen. Sie überließ es der jungen Schwester, von den Erltons alles sich zeigen und erklären zu lassen, wie dies oder das gedacht war und verwendet werden sollte.

Daß der Tod eines geliebten alten Verwandten so tief auf ein Frauengemüt wirken könne, hatte Barbara nicht gedacht; sie glaubte in ihrem Herzen nun Abbitte tun zu müssen, denn sie hielt bis dahin Almuth für recht weltlich. In den Formen ihres Lebens, in ihrer ganzen, ihr von früher Kindheit an gewohnten Umwelt hatte sie wohl fast äußerlich werden müssen. Und nun dieser tiefe Gram, der sich nur in seltenen Stunden zu lichten schien!

Almuth saß unterdessen in ihrem kleinen Zimmer und las den Brief der Luise Steinacker, den vom Postamt 3 zu holen der geheime und eigentliche Zweck der Berliner Reise der Erltons gewesen war.

„Liebe Agnes! Daß ich Deinen Brief, den ich An-

fang März bekam, nicht sogleich beantworten konnte, war mir zuerst schwer. Denn ich wollte gleich vieles dazu sagen. Vielleicht heftige Klagen und Fragen, die eine Entfremdung zwischen uns hätten hervorbringen müssen. Und so ist es besser, daß ich mich lange besinnen mußte. Denn, wenn ich mich mit Dir entzweie, geht mir der einzige Mensch verloren, an dessen Hand ich mich noch vielleicht mal in eine dunkle Vergangenheit zurückfinden kann. Denn aufgeklärt hast Du sie mir für diesmal noch nicht; willst es vielleicht nie. Ich bin verwirrter geworden durch Deinen Bericht. Vor allem auch dadurch, daß Du selbst Dich in solcher Verschwommenheit hälst, d. h. ich meine: Du machst es mir, wenigstens, wenn Du in Deutschland bist, unmöglich, Dich direkt zu erreichen mit meinen Briefen oder gar zu Dir zu reisen. Und ich will nun etwas beichten. Als ich in Deinem Brief las:

‚Deine Mutter konnte nicht anders handeln, als sie gehandelt hat! Ihr eigenes Dasein, das vieler mit ihr verbundener Menschen wäre verdunkelt, ja zerbrochen. Sie hat gesorgt, daß Deine Jugend von Liebe, daß Dein Leben von Sorglosigkeit getragen war und ist. Denke, sie sei tot — verzeihe ihr, wenn Du glaubst, daß sie dessen bedürfe. Und nimm an, daß ihr Leben mühsam war.'

Ja, als ich das las, schrie ich es dem Brief zu — tief in mir schrie es: ich, ihr Kind mußte ihr wichtiger sein als ihr eigenes Dasein und das der mit ihr verbundenen Menschen. Und ich weiß: ich kann ihr nicht verzeihen. Und ich faßte den Verdacht, daß am Ende

gar Du, Du selbst meine Mutter sein könntest. Ich haßte Dich fast bei dem Gedanken. Aber nach und nach kam der Verstand. Verstand kann rechnen. Der meine rechnete mir vor, daß eine Dame wie Du, die immer als Gesellschafterin in einer großen Familie lebt, nicht in der Lage ist, soviel Geld für ihr Kind sicherzustellen. Du bist aber die Vertraute und Vermittlerin in der ganzen Sache gewesen, und meine Mutter gehört wahrscheinlich der Familie an, der Du ergeben dienst, wenn auch in ganz gesellschaftlicher Stellung, aber doch eben dienst. Meine Kombination bleibt bei diesem letzten Gedanken.

Nun bin ich aber gerade soweit wie vorher. Du sagst: ‚Glaube mir, wenn Du um eines Vorurteils willen verzichten mußt, ja dann hast Du auf gar nichts verzichtet.' Das klingt. Aber wie hinkt es. Meine Mutter hat sogar um eines Vorurteils willen — der Welt oder ihrer Familie oder beider willen — auf ihr eigenes Fleisch und Blut verzichtet. Frau v. Eggenkamp ist auf drei Dinge sehr stolz. Die Reinheit des Geschlechts. Die Tüchtigkeit ihrer Söhne. Ihre Arbeit, mit der sie ihren kleinen, aber uralten Familienbesitz schuldenfrei sich und den Söhnen erhielt. Gegen einen solchen begründeten Stolz kann man zu schwer kämpfen. Man fühlt sich im Unrecht. Man fühlt sich als zudringlich.

Neulich war Frau v. Eggenkamp bei mir. Ich küßte ihre Hände, obgleich sie mich, bildlich gesprochen, schlugen, mich abwehren wollten. Das war der Zweck ihres Besuches. Sie bat mich, auf ihren Sohn zu verzichten. Ich antwortete ihr: ‚Johann wird und wird

nicht von mir lassen!' Viel herrlicher wäre es gewesen, wenn ich hätte sagen dürfen: ‚Wir wollen nicht voneinander lassen!' Nein, das wollen wir nicht. Aber eine so stolze Sprache mochte ich nicht führen. Ich küßte ihre Hände nicht aus Demut oder in Bettelei. Nein. Weil ich die Frau verstand, tat ich es, weil ich sie wundervoll fand in ihrer harten, bekümmerten Haltung. Ein Mensch von vollkommener Klarheit, der in seinem ganzen, langen, arbeits- und sorgenschweren Leben nicht die geringste Dunkelheit weiß. Gerade ihr muß die Frage sehr drückend sein: Welcher Art ist Blut und Herkunft dieses Mädchens, das mein Sohn heiraten will? Mein Vater ist vielleicht ein Schwindler gewesen, meine Mutter im besten Fall unbeherrscht und rasch verführbar. Ich, mit den Schleiern über meine Herkunft, wäre ihr eine beständige Sorge.

Es gibt nur eines, sie allmählich zu beruhigen, zu erweichen: ihr zu beweisen, daß wir treu zueinander halten und warten, warten! Sei es jahrelang! Ich will nichts. Keine Vergnügungen, keine Mädchenfreundschaften, nichts. Mich in Haus und allerhand Wissen tüchtig weiterbilden und warten. — Das muß, das wird Frau v. Eggenkamp allmählich Zutrauen zu mir geben. Meine Pflegemutter seufzt und hat oft ein scheltendes Wort gegen Johanns Mutter. Papa ist, wie immer, nach allen Seiten milde. Resignation ist wohl so recht seine Grundstimmung. Ich weine den beiden lieben Menschen aber nichts vor. Tränen passen nicht für Johann Eggenkamps Braut. Die darf nur Mut und festen Willen haben.

Seine Mutter, sagt er, sei auch bis zur inneren Unsicherheit überrascht. Sie habe gedacht, wenn das Gut schuldenfrei und die Söhne reife Männer, dann komme ihre Ruhezeit, wo sie sozusagen in der Abendsonne sitzen und sich still freuen könne. Nun auf einmal erschüttern die Söhne ihr das Dasein. Das kann sie noch nicht fassen. Papa sagt, das sei Mütterlos, eine Mutter gehört nie sich selbst. (Die meine war keine richtige Mutter, denn sie hat nur an sich gedacht.) Es kommen der Frau v. Eggenkamp nämlich auch durch ihren zweiten Sohn Sorgen und Schmerzen. Dieser zweite Sohn liebt ein ganz und gar standesgemäßes Mädchen, die aber arm sein soll. Nun will Wichard Eggenkamp nach Südwest auswandern (er ist Offizier). Das ist der Mutter entsetzlich. Erstens wegen des Wagnisses und der Trennung; zweitens weil er einen Teil seines Erbes vorweg haben will, denn unter 40- bis 50 000 Mark soll man in Südwest nicht vernünftig anfangen können. Frau v. Eggenkamp müßte also eine Hypothek aufnehmen, was ihr, die geschuftet und gedarbt hat, um hypothekenfrei zu werden, geradezu gräßlich ist. Es hat mir einen starken Eindruck gemacht, daß ihr dabei nicht mein Geld einfiel. Wenn Johann und ich heiraten, bringe ich ihm doch zweimalhunderttausend Mark mit, und man kann Wichard sogar all sein Erbteil vorweg herausgeben. Johann und ich, weil Liebe allein, und immer nur Liebe uns zusammenschmiedet, sprechen unbefangen von Geld. Er erzählte mir, als er seiner Mutter von meinem kleinen Vermögen sprach und daß mit diesem

als meiner Mitgift alle Sorgen um die Auszahlung an Wichard behoben seien, daß kein fremdes Geld auf Eggenkamp eingetragen zu werden brauche, da habe sie nur eine kurze, ablehnende Handbewegung gemacht, die ihn verstummen ließ. Nach einer Weile hat sie dann geäußert, sie würde kämpfen bis zum äußersten, um Wichards Vorsatz zu brechen. Wie sie das machen, was sie versuchen will, hat sie nicht ausgesprochen.

Nach dem Besuch bei mir hat sie Johann gerade in die Augen gesehen. Sie hat lange seine Hand gehalten und dann gesagt: ‚Ich verstehe deine Neigung und wie schwer dir der Verzicht wird.'

Obschon Johann in diesem Augenblick nichts zu antworten wagte, denn ihre Art ergriff ihn, scheint uns dennoch diese Äußerung eine Freude einzubeschließen, nämlich die, daß ich ihr doch nicht mißfallen habe.

So steht mein Schicksal, der äußeren Entwicklung nach, noch auf dem gleichen Fleck. Aber auch im innersten Herzen hat sich nichts verändert und wird sich niemals etwas verändern. Ich liebe und warte. Und so fühlt und denkt auch er!

Hieraus kannst Du auch schließen, daß Dein Vorschlag, etwa in eine andere Gegend zu ziehen, töricht und überflüssig war. Ganz abgesehen davon, daß Papa als inniger Freund all seiner selbst gepflanzten Obstbäume nie seinen Garten vermissen könnte, ohne sehr schwer bekümmert zu werden. Und wenn Papa bekümmert ist, wird Mama vor Sorge um ihn höchst reizbar gegen alle Welt.

Ich bettle nicht mehr um die Wahrheit. Wenn Du

sie kennst und nach allem, was ich Dir schrieb, mir doch nicht sagst, hast Du kein Herz. Dann wäre es im Grunde genommen vielleicht richtiger, wir hörten niemals mehr voneinander.

Deine Luise."

Almuth legte die drei Briefbogen — zwölf eng beschriebene Seiten — sorgsam zusammen und ging damit zum Kamin. Aufmerksam sah sie den schnellen, großartig aufflackernden Flammen zu und ihrem raschen Verlöschen auf den braunen, zerfallenden Resten des verbrannten Papiers.

Die geschriebenen Schlußworte hallten in ihrem Gedächtnis nach, als habe eine heftige Stimme sie gesprochen. Wie junge Menschen sprechen: aufbegehrend, willenstrotzig, vollkommen sicher in ihrer Jugend und ihrem Recht, das noch so wenig vom zerstörerischen Zusammenprall mit dem Rechte anderer wissen will. — — Und so rasch bereit ist, zu verdammen . . .

„Kein Herz." —

„Hätte ich keines gehabt!" dachte Almuth . . .

Später, als Erlton ihr die Bücher vorlegte, die er mitgebracht und auf der Liste die Werke bezeichnete, die nicht vorrätig gewesen waren und nachgeschickt werden würden, während neben ihm seine Frau wartete, um ihrer Herrin einen Hut aufzuprobieren, sagte Almuth, flüchtig aufblickend:

„Ich habe jahrelang Ihren Namen benutzen dürfen. Sie wurden dafür reichlich entschädigt."

Erlton wartete schweigend, was dieser Äußerung nun folgen werde, denn daß sie eine Einleitung sei,

war ihm sofort klar. Seine Bleistiftspitze blieb regungslos auf dem Buchtitel ruhen, zu welchem er gerade hatte Erläuterndes sagen wollen.

„Ich danke Ihnen. Ich bedarf in Zukunft keinerlei Deckadresse mehr. Die Angelegenheit hat sich auf das angenehmste geklärt und ist in vollkommene Ordnung gebracht."

Und sie dachte: Arvad muß mir helfen! Er wird alles für mich tun. Auch wenn es sein muß, die Vermittlung meiner Briefe an Luise.

„Es war uns eine Freude, Frau Gräfin, in diesem wie in jedem anderen Fall dienen zu können", sagte Erlton.

„Oh, wie ich glücklich bin!" äußerte Kitty. „Frau Gräfin hatten doch in Kairo noch Sorgen wegen der Nichte."

Almuth lächelte, ein Ausdruck völliger Zufriedenheit war auf ihrem Gesicht.

„Ja — die Lebensverhältnisse der jungen Dame waren etwas schwierig — meine Gutmütigkeit griff da lindernd ein. — Heimlichkeiten sind immer fatal. — Sie haben ihr Ende gefunden. — Es ist mir recht erfreulich. — Was haben Sie da für ein Monstrum von Hut herangeschleppt, Kitty?"

„Oh, wenn Frau Gräfin ihn probieren wollten! Er wird wundervoll kleiden . . ."

Und Almuth sah aufmerksam ihren Kopf an und äußerte, daß dieses vielgeschweifte Ding von Stroh und schwarzen Paradiesfedern wohl zu jugendlich sei.

In ihrem Zimmer sahen sich die Eheleute an. Zu-

nächst schweigend einer die Gedanken des anderen taxierend. Schließlich sagte Kitty:

„So haben wir uns doch geirrt. Es war nicht ihr Geheimnis, wie wir dachten, sondern das einer Verwandten, wie sie es immer sagte."

„Und das soll nun plötzlich keines mehr sein?" fragte er mit fast verächtlichem Lächeln.

Er bemitleidete beinahe seine Frau um ihre törichte Leichtgläubigkeit.

Sie sagte eifrig:

„Oh, viel kann immer passieren in ungewöhnlichen Geschichten. Diese Nichte und ihre Mutter können sich nun vielleicht offen zueinander bekennen. Oder die Nichte heiratete, so daß unsere Gräfin sich nicht mehr um sie kümmern braucht. Mir egal. Wir haben ein schönes Stück Geld für unseren Namen bekommen."

„Mir nicht egal!" sagte er kalt. „Geheimnisse der Herrschaft können immer wieder zu Geldquellen der Dienerschaft werden."

„Oh — du wärest imstande gewesen, zu drohen, zu pressen . . ."

„Ich bin ein Gentleman", sprach er voll Hochmut. „Nicht der Mann, zu drohen und zu pressen. Aber Unruhige und Furchtsame geben von selbst, wenn etwas nicht geheuer scheint. — — Aber ich will dir was sagen: daß die Gräfin auf den Gebrauch unseres Namens verzichtet, hat einen andern Grund. Hängt vielleicht mit dem Tod des alten Herrn zusammen. Oder mit der Erbschaft. Oder sie will von uns los. Aufgepaßt, Kitty; immerfort und scharf. Kein Mensch soll mir

einreden, daß die Gräfin sich so viele Jahre mit soviel Passion um eine Art — — Nichte kümmerte. Wie lag ihr immer an den Briefen. Wenn einer kam, wurde sie nicht immer blaß wie 'ne Schwerkranke? Und was war denn das, daß sie immer diese Briefe sorgsam verbrannte! Hab ich nicht oft festgestellt, daß sie so tat? Gerade diese Briefe! Alle andern ließ sie auf ihrem Schreibtisch liegen oder schloß sie mal gleich weg — Ich will schwören: Das ist ihre eigene Tochter! Und gar nicht anders. Vielleicht gibt's neue Komplikationen, und wir sollen nichts wissen. Also: Augen und Ohren wachsam!"

„Ja, ja", sagte Kitty widerwillig. Aber ihrem Manne in diesen Dingen nicht zu gehorchen, kam ihr doch nicht bei. Dieser Dienst, diese Vertrauensstellung bei der Gräfin waren ihr Geschäft. Zäh gingen sie ihm nach. Dem Ziel eigener Wohlhabenheit zu. Und sehr bald war man auch soweit. Man hatte sich schon hier und da, um ein Bild vom ungefähr Nötigen zu haben, nach dem Preise kleiner Landsitze in Sussex erkundigt.

Am Abend dieses selben Tages forderte Almuth ein Pulver. Sie hatte die kleine blaue Schachtel mit dem weiß beklebten Deckel sicher verwahrt. In ihrer Kassette aus Rosenholz und Elfenbein war sie versteckt unter all den Schlüsseln. Sie wollte nun sehen, mit was für Ausreden Kitty käme . . . Sie dachte: Ihr habt mit mir gespielt, nun spiele ich mit euch . . . Diese Schadenfreude, dieses kleine Rachegefühl vergingen ihr schnell. Wie entwürdigte sie sich selbst damit. — —

Kitty kehrte zurück, mit raſcheren Bewegungen als ſonſt, und ihr Taftkleid rauſchte ſtärker bei ihren ſchnellen Schritten.

„Ich kann es nicht verſtehen . . . Doktor Küſterberg beſtand auf Verſchließen der Pulver . . . immer hatte ich ſie im Schreibtiſch . . . Nun ſind ſie fort . . .“

„Ach, das iſt ja gar nicht möglich. Sie werden ſie irgendwo verkramt haben —“, ſagte Almuth unwillig. „Laſſen Sie nur — morgen werden Sie ſie wiederfinden. — Vielleicht ſchlafe ich auch ſo . . .“

Kitty zog ſich etwas verſtört zurück, nachdem ſie noch mit beſonderer Befliſſenheit die Bettdecke der Herrin glattgeſtrichen hatte.

Nebenan ſtritt ſich dann das Ehepaar. Kitty wußte ganz beſtimmt, daß ſie die Schachtel in die Schreibtiſchſchublade geſtellt habe, was ihr Mann durchaus beſtritt. Sie ſuchten bis zur Erſchöpfung und wurden immer gereizter gegeneinander.

Endlich entſchied Erlton, ein Reitknecht ſolle morgen ganz früh mit einigen Zeilen zu Doktor Küſterberg jagen, das Rezept mußte erneuert, die Pulver wieder gemacht werden, damit ſie der Gräfin als wiedergefunden vorgewieſen werden konnten. Erltons Hoffnung, daß Küſterberg ſeiner Verſicherung, die Pulverſchachtel ſei aus Verſehen mit allerlei andern Dingen in den Kamin geraten, ſofort Glauben ſchenken werde, beſtätigte ſich. Und am Abend konnte Kitty ſagen, daß ſich die Pulverſchachtel wiedergefunden habe; ſie ſei doch in der Tiefe der Schreibtiſchſchublade zwiſchen Papiere geraten geweſen.

„Ich will sie fortan lieber selbst verwahren", äußerte Almuth.

„Aber Doktor Küsterberg . . .", wandte Kitty ein. Verlegenheit und Sorgen machten ihre Stimme unsicher. Nicht der Gehorsam, der den ärztlichen Befehl zu befolgen wünschte. Die neue Schachtel war aber grün. „Unsinn," hatte Erlton gemeint, „das merkt sie gar nicht."

„Geben Sie mir die Schachtel!" befahl sie scharf. Hielt sie dann in der Hand und schien sich zu wundern.

„War die Schachtel nicht blau?"

„Frau Gräfin irren. Es ist eine grüne Schachtel. Zehn Pulver waren darin. Zwei haben Frau Gräfin genommen. Acht sind noch da . . ."

Almuth zählte nach. Ein beißendes Spottgefühl war in ihr. So hatte man sie hunderttausendmal vielleicht belogen und getäuscht. In Kleinigkeiten — gewiß, nur im alltäglichen Handlangerdienst der Angestellten. — — Und doch, wie entwürdigend. — Diese beiden Menschen waren ihr ganzes Dasein wie ein Schauspiel, das man in kluge Regie nimmt. — — Sie sahen sie als ihr Objekt an, das man geschickt behandeln muß, des eigenen Vorteils willen . . .

Sie konnte und wollte diese beiden nicht mehr in ihrer Nähe ertragen. Die Nacht über fuhr sie immer wieder aus ihrem dünnen Schlaf auf und sah die Frage vor sich: Jage ich sie mit Skandal hinaus oder gebe ich dem Abschied eine milde Form.

Am andern Morgen kam der Arzt. Und Kitty flüsterte ihm zu, daß die Gräfin die Pulverschachtel

durchaus habe in eigene Verwahrung nehmen wollen; acht seien noch darin; sie werde scharf aufpassen, ob und wann Ihre Exzellenz wieder eines nähme; und sie versicherte nochmals, daß die erste Schachtel mit allerlei zusammengeknüllten Papieren in den Kamin geworfen sei. Küsterberg nahm diese Versicherung in gnädigstolzer Haltung auf; denn ihn zu belügen, das wagte doch wohl kein Mensch.

Und während er mit der Patientin plauderte, nahm er scheinbar spielerisch die grüne Schachtel vom Nachttischchen, drehte sie zwischen den Fingern, öffnete sie und sah mit einem Blick: acht weiße Päckchen lagen darin, sauber zwei auf zwei. Almuth tat, als bemerke sie diese maskierte Prüfung gar nicht. Sie unterdrückte das spöttische Lächeln, das ihr die Lippen verzerren wollte . . .

Nachher kam die Post. Wieder ein paar Zeilen von Otto. Gleichsam nur ein Postskriptum zu seinem letzten Brief: Holsteins Abgang war nun in der Tat offiziell bekanntgemacht worden.

Almuth fühlte sich von Kitty beobachtet. Das gab ihr den Einfall, nach welchem ihr überanstrengtes Hirn vergebens gesucht. Sie ging zum Kamin, nahm ein Zündholz, hielt es an Ottos Brief und sah sorgsam dem Verflammen des Papieres auf dem Rost zu, als habe sie ganz Wichtiges verbrannt.

„Kitty", sagte sie dann.

Und Kitty horchte auf. Sie wollte gerade mit dem Morgenkleid der Herrin über dem Arm das Zimmer verlassen, wo sie mehrere Minuten unnötig gezögert

hatte, um sich das Schauspiel dieser Briefverbrennung nicht entgehen zu lassen.

„Exzellenz befehlen?"

Almuth ließ sich in einen Lehnstuhl am Fenster nieder, mit etwas umständlichen und großartigen Bewegungen — wie jemand, der sich zur Ausübung eines Richteramtes rüstet. Sie hielt die Hände auf den Armlehnen und saß majestätisch da. Die verkörperte vornehme Ueberlegenheit. Und horchte doch auf den raschen Schlag ihres Herzens. Das war wie ein ängstliches Anpochen: Was willst du tun?! — Nur was ich muß, sagte rasch ihr Verstand. Es war ihrem Geschmack, ihrem Hochmut und ihrem Sicherheitsbedürfnis unmöglich, dieses spionierende Ehepaar länger um sich zu dulden. Und der rasche Verstand erinnerte sie auch daran, wieviel Geld die Leute bei ihr verdient hatten. Das verpflichtete sie zur Dankbarkeit und ergebener Hinnahme der Entlassung.

Auch wußten sie ja nichts! Nichts! Nur von einer Anverwandten wußten sie, deren mißliche Lebensumstände aus Gutmütigkeit von ihr gemildert und gelenkt worden waren. Welche Familie hat nicht in ihrem weiteren Anhang irgendwelche Personen und Zustände, die man nicht gerade ins helle Licht zieht. — — Weshalb sich Sorgen machen! Diese um die Entlassung der Erltons war die geringste. Wog federleicht gegen die Fragen, die das eigene Gewissen erschütterten . . .

Kitty wurde ein wenig unsicher, als sie das helle Auge so durchdringend auf sich gerichtet sah. Die

Gräfin hatte doch zuweilen einen Blick — — von einer Kälte — —

„Also Kitty," begann Almuth sehr langsam sprechend und überdeutlich, „es haben sich Seiner Exzellenz und auch mir Erkenntnisse aufdrängen müssen ... die .. kurz: wir haben die Gewißheit erlangt, daß Ihr Mann und natürlich auch Sie nicht nur meine Dienste trefflich versehen haben."

„Ich weiß nicht, was Frau Gräfin meinen", sagte Kitty Erlton. Sie hauchte diese Worte nur hervor. „Ich hoffe, Frau Gräfin konnten immer zufrieden mit mir sein — auch mit Erlton — unsere Leistungen sprachen wohl dafür, wie ausschließlich wir . . ."

„Ihre und Erltons Leistungen waren in der Tat vollkommen und verdienten die großen Einkünfte, die ich Ihnen zufließen ließ. Sie hätten, meine ich, Ihren Geld- und Sparbedürfnissen genügen können. Aber Sie waren beflissen, sich auch Einnahmen von Downingstreet zu sichern. Sie begreifen, daß der Augenblick, wo mir diese Gewißheit geworden ist, zugleich der Ihrer Entlassung sein muß."

„Exzellenz", flüsterte Kitty vor sich hin. Was mußte der Graf geschrieben haben? Aber nein, das war nicht nur von heute. Sie hatte es schon seit einiger Zeit gespürt. Eine Art Vorsicht in den Gesprächen, hier und da ein kürzerer Ton. — Vielleicht hatte irgendein Verdacht den Grafen bestimmt, Nachforschungen anstellen zu lassen. — Oh, Erlton sagte es einmal: Sie spionieren gegeneinander, daß es fast zum Lachen ist . . .

„Wollen Sie Ihrem Manne Mitteilung machen! Weitere Erörterungen sind mir nicht erwünscht. Und jeder Versuch, sich von diesem Verdacht zu reinigen, wäre vergeblich. Es ist kein Verdacht. Es ist eine Gewißheit."

Kitty wünschte, weinen zu können. Vielleicht, daß ihre Tränen die kalte Gefaßtheit der Gräfin erweicht hätten. Aber es hatte niemals in der Veranlagung Kittys gelegen, zu weinen. Wut versetzte sie in eine Art Starrheit.

„Um vor der übrigen Dienerschaft Aufsehen zu vermeiden, will ich Ihnen alle Möglichkeiten gestatten, Ihre Abreise mit glaubhaften Gründen zu erklären. Sie können einen Ruf von Ihrer Mutter aus England vorschützen, oder was Sie sonst wollen. Sie können bis morgen, bis übermorgen noch im Hause bleiben. Meinen persönlichen Dienst übernimmt Berta, die ja ziemlich eingearbeitet ist. Erlton kann seine Geschäfte und Bücher an Philipp abgeben."

Eine kurze, sehr entschiedene Handbewegung bedeutete Kitty, daß sie sich zurückziehen könne.

Und dann, nach diesem kurzen Auftritt, in dem Almuth sich in herrischer Strenge behauptet hatte, kam jäh ein furchtbares Gefühl seelischen Elends über sie. Sie drückte ihr Gesicht, mit dem Taschentuch vor den Augen, gegen die Ohrlehne des Stuhles und weinte. Müde und ohnmächtig — ganz überwältigt von einem Durcheinander der verschiedensten Empfindungen. Wie, auf welchen Wegen konnte sie sich nur wieder zurückfinden zu ihrer früheren Sicherheit? Wie dem Zwang entrinnen, auch noch einen Diebstahl an dem geliebten,

verleugneten Kinde begehen zu müssen? Auf welche Weise diese beiden liebenden Paare trennen — deren Glück ihr Unglück werden mußte . . . Wo war die Hand, an die sie sich klammern konnte, um Rat und Rettung zu erbetteln?

Der Freund stand plötzlich vor ihrer Seele. Was hatte er ihr doch an jenem todtraurigen Tage gesagt, wo sie zum letztenmal den lieben Toten gesehen? „Eine Frau wie Sie braucht immer einmal den Kopf eines Mannes, der ihr ein ergebener Freund ist.“ Ja, zu ihm wollte sie sprechen. Ihr Vorsatz befestigte sich zum unumstößlichen Entschluß. Gleich nachher wollte sie ihm depeschieren: „Kommen Sie, wenn möglich, sofort.“ Auf ihre neuliche Einladung hatte er nur kurz geantwortet, daß er kommen werde, und nur ihren Ruf zu einem bestimmten Tag erwarte.

Für diese jammervollen Minuten aber war seine ergebene Freundschaft noch nicht zur Stelle. Und sie weinte fort — zum erstenmal vielleicht der Frauenschwäche erliegend, in Tränen eine Linderung seelischer Not zu suchen.

So fand sie Barbara.

„Du weinst?“ rief sie erschreckt.

Almuth suchte sich zu fassen.

„Ich weine . . . ja — laß mich nur. — Warum weine ich — vielleicht nur — — ich bin eben körperlich noch sehr schwach“, klagte sie. „Es ist nur ein Elendgefühl. Gewiß nichts anderes. Und wenn man denn einen bittern Aerger hat . . .“

„Wer hat dich geärgert?“ rief Barbara. „Jetzt, wo du so geschont werden mußt!“

„Die Erltons. Sie gehen. Für immer. Sie haben uns belauert und behorcht für Downingstreet — oh, schändlich —“ und sie weinte fort.

„Habe ich es nicht immer gefühlt!“ sagte das junge Mädchen. „Sie waren mir zuwider. Alles an ihnen haßte ich; ihre Sprache, ihre sachten Manieren . . .“

Sie streichelte Almuth Haar und Wange und war leidenschaftlich bemüht, sie zu beruhigen.

„Ich kann mir denken . . solcher Verrat ist empörend . . Hintergangen zu werden ist die größte Gemeinheit. Und dann die Unbequemlichkeit! Wo du seit so vielen Jahren an die perfekten Dienste dieser zwei gewöhnt warst! Aber weißt du: ich helfe Berta — an nichts soll es dir fehlen. Ich bin glücklich, wenn du mir erlaubst, dich zu pflegen und zu bedienen.“

Jedes Trostwort wurde Almuth zum Vorwurf — — Und sie gab sich nur stärker ihrer Haltlosigkeit hin, bis sie endlich, ganz erschöpft, sich zum Niederlegen zwingen ließ.

Kitty Erlton fand ihren Mann nicht in ihrem Arbeitszimmer vor. Das war ihr eine Folter. Sie hätte ihm das Vorgefallene jäh, unmittelbar entgegenschleudern mögen. In einer Art von Rachegefühl. Denn sie hatte doch manchmal gewarnt. Es war ganz nebensächlich, wie Graf Lauingen zur Kenntnis der Verbindung ihres Mannes mit Downingstreet gelangt war — man würde es niemals erfahren. Und doch grübelte Kitty gerade immer darüber mit verzweifelter

Hartnäckigkeit nach. Sie überschätzte die Aufzeichnungen ihres Mannes weit. Sie war nach jeder Richtung hin von der gewöhnlichen englischen Unbildung und Ueberhebung. Sie dachte, daß wohl eine seiner Mitteilungen so auffallend und so folgenschwer gewesen sein mußte, daß Graf Lauingen es zu spüren bekam und auf die Quelle schloß. Diese Vorstellung gab ihr schließlich noch so etwas wie einen stolzen Trost. Ihr Mann hat seinem Lande gedient. Er war ein wichtiger Mann. Vielleicht belohnte man ihn mit einer guten Stellung.

Endlich trat Erlton ein. Er hatte um diese Zeit — ein Stunde vor Tisch — die Gewohnheit, die Ausgaben des Tags zu buchen. Seine Frau hier zu finden, war keine übliche Sache; sie pflegte die Gräfin dann umzukleiden oder in deren Zimmer noch allerlei zu ordnen.

„Was denn? Nichts zu tun?" fragte er nebenbei und schritt auf seinen Schreibtisch zu.

„Nichts. Und nie mehr. Es ist aus", sagte sie. Ihr Rachegefühl gegen ihn war erloschen; die Begier zum Ansprung vergangen. Eine Geschlagene saß sie da.

„Was faselst du?"

„Ja, so ist es. Wir sind entlassen. In Ungnaden. Aber wenigstens mit der Gnade, daß wir die Ungnade vertuschen dürfen vor der Dienerschaft."

Er sah beinahe grau aus. In seinen hellen Augen erlosch das Glanzlicht.

„Was denn? Wir? Wir sind nicht so einfach zu entlassen! Aus einem Vertrauensverhältnis, das siebzehn Jahre dauerte!"

„Sind wir doch. Mit einer Ruhe hat sie es gesagt — — mit einer Kälte!"

„Grund?" fragte er kurz.

„Deine Berichte an Downingstreet. Es kam ein Brief vom Grafen. Den verbrannte sie. Dann sagte sie es gleich."

Er stand regungslos. Es fiel ihm nicht ein, wie Kitty, über die Art nachzugrübeln, wie diese Tatsache entdeckt worden sei. Er war sich ihrer bewußt. Der Graf und die Gräfin hatten es erfahren. Genug. Sehr einfach . . .

Wenn nicht das andere gewesen wäre . . .

„Siebzehn Jahre hat sie sich unseres Namens bedient. Solche Sachen verbinden."

„Wir wurden dafür bezahlt."

„Noch größer soll sie für die Beendigung dieses Gebrauchens bezahlen."

„Wer sollte sie dazu nötigen?" meinte Kitty achselzuckend.

„Ihr Schuldbewußtsein. Wir kennen ihr Geheimnis."

„Nein," sagte Kitty, „das tun wir nicht. Wir haben nur Vermutungen, nur Anhaltspunkte."

Er stand und rechnete. Die Bitterkeit schmeckte er förmlich auf seinen schmalen Lippen. Noch zwei, drei Jahre im gräflich Lauingenschen Hause, und die Summe war zusammen, die ihnen gestattet hätte, sorglos den schönen Besitz in Sussex zu kaufen.

„Nur Anhaltspunkte — aber sie sind starker Art. Die Gräfin hat in ihren Mädchenjahren ein Hufeisen

verloren . . . kommt in den Kreisen sehr oft vor . . . jedenfalls öfter, als man denkt . . ."

Kitty kannte den Ausdruck nicht, erriet aber ohne weiteres seine Bedeutung. Ihre Prüderie wurde wach. Sie nahm eine höchst ablehnende Haltung ein.

„Ich bitte, in Mrs. Erltons Gegenwart von solchen Stallausdrücken abzusehen."

„Ganz recht. Ja. Bitte um deine Vergebung. Man soll immer Gentleman bleiben. Also mit kaltem Blut. Wie ist unsere Lage. Entlassen! Die nächste Vierteljahrsgage wird man dir und mir natürlich nicht vorenthalten. Wenn es, wie du sagst, ohne Aufsehen vor der andern Dienerschaft abgehen soll. Können da weiter nichts tun. Drohungen und Erpressungen selbstredend unmöglich."

Er dachte weiter nach. Sie wartete ganz still ab, was er noch sagen werde.

„Möchte doch längstens morgen früh das Haus verlassen. Ich fahre gleich in die Stadt. Gebe ein Telegramm an mich selbst auf. Als Beweisstück für die Dienerschaft. „Erlton bekam ein Telegramm — Ruf nach England — wir sagen, deine Mutter sterbend — Wünsche nicht, geduckt davonzugehen. Ziemt einem Briten nicht . . Will auch noch eine Pflicht erfüllen . . ."

„Welche?" fragte sie schüchtern.

„Eine der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit", sagte er, und in seine Augen trat jener stahlharte Glanz, vor dem Kitty sich immer fürchtete, während sie zugleich den Genuß einer höchsten Spannung empfand.

„Es ist Art der Briten, sich der Unterdrückten und Benachteiligten anzunehmen. Aus dem Brief von Seiner Exzellenz an die Gräfin, den ich vor drei Tagen noch einsehen konnte, ehe wir nach Berlin fuhren, habe ich erfahren, daß eine glatte Teilung der Erbschaft geplant ist: der Bursche, der Chlodwig, der einen immer behandelt, als wäre man der erste beste, der soll Hahnenort bekommen, und die Gräfin nimmt das Barvermögen. Ich komme vor Gewissensbedenken nicht zur Ruhe! Wenn Luise Steinacker wirklich die Tochter der Gräfin ist, und wir haben den stärksten Grund, das zu glauben, dann . . ."

„Dann . . .?" fragte Kitty atemlos.

„Dann muß sie als Miterbin anerkannt werden! Der Alte hat testiert: ‚Sie und ihre Kinder!' Plural! Hab genau gehört. Dieser rustikale Vetter Adalbert spaßte noch darüber!"

„Wer nicht als Kind anerkannt ist, kann da doch nicht in Frage kommen."

„Weiß nicht. Sind juristische Geschichten. Ich muß aber meinen Gewissensbedenken Ruhe verschaffen. Kann unmöglich einen Diebstahl an einem hilflosen Weibe geschehen lassen. Wärs nicht glatter Diebstahl? Wenn dieser Chlodwig und die Gräfin die ganze Erbschaft einsacken, während vielleicht Luise Steinacker die gleichen Anrechte hat. Ich muß die Angelegenheit mit einem Juristen besprechen. Ich muß ihm meine Gewissensbedenken offenbaren. Ich werde zu Nebermann gehen. — Auch wohl zum Amtsrichter — je nachdem die

Entwicklung es will. — Belastet mit solchen Gewissensbedenken reise ich nicht über den Kanal!"

„O ja," sagte Kitty aus tiefster Brust zufrieden aufseufzend, „Gewissensbedenken darf ein Gentleman nicht unterdrücken."

Am andern Vormittag traf Arvad ein.

Zum zweitenmal wurde Almuth im letzten Augenblick vor dem Wiedersehen mit diesem Mann von einer vollkommenen, jähen Veränderung ihrer Stimmung überrascht. In Santa Margherita wartete sie auf ihn voll prickelnder und vielleicht ein wenig schwüler Spannungen, zum Spiel des Suchens und Ausweichens bereit. Und war dann so peinlich ernüchtert, als sie ihn sah. — — Ihre Phantasie hatte ihn zu sehr erhöht gehabt. So sank er zur gewöhnlichen Erscheinung herab. — Bis die ernsten Stunden alle geistig-weiblichen Reizbedürfnisse auslöschten.

Nun hatte sie ihm entgegengeharrt wie einer Ruhe, einem Trost, der Weisheit selbst. Er, der das Leben kannte, weil er es gelebt und zugleich bedacht hatte, mußte ihr der einzige Vertraute sein. Dies schien die geheimnisvolle Vorbestimmung, um deretwillen sie ihn an sich herangezogen.

Und als er vor ihr stand, erschrak sie in Zaghaftigkeit. Es schien ihr unmöglich, zu sprechen, wenn dies dunkelflammende Auge so klug und so beredt zugleich auf ihr ruhte.

Er küßte ihr die Hand und hielt sie lange in der seinen. Er war sehr überrascht. Eine von Krankheit Gealterte dachte er zu finden. Denn er kannte das: Wenn Frauen an der herbstlichen Grenze von irgendeinem Zwischenfall an ihrer Gesundheit getroffen werden, tritt eine schnelle Abblüte ein. Und das hatte ihm vorweg leidgetan für die Anmut und seltsam jugendliche, fast mädchenhafte Erscheinung der Frau. Nun sah er sie von einer neuen, veränderten Art von Reiz. Vielleicht war der Glanz ihrer Augen etwas fieberhaft, wie die feine Farbe auf ihren Wangen. Vielleicht war es auch die ganz besonders ausgeklügelte Trauerkleidung, die sie so verschönte. Er hatte nur einen allgemeinen Eindruck von viel Spitzen und ganz weichen Stoffen, von durchsichtigem Chiffon über Armen und am Hals, den eine weiße Perlenschnur umschlang. Und was war das für ein Ausdruck in ihren Zügen? Wenn Almuth Lauingen seine Geliebte gewesen wäre, würde er sich an dieser stummen Sprache weiblicher Demut behaglich erquickt haben. Nun aber verstand er nicht, was in ihr vorgehen mochte.

So waren sie unfrei gegeneinander. Aber es war eine anreizende, besondere Unfreiheit, die ihn gespannt auf das weitere Zusammensein machte.

Auch Barbaras Erscheinung bereitete ihm ästhetisches Vergnügen. Sie hatte sich in diesen letzten Wochen auffallend entwickelt. Er war gern mit schönen Frauen zusammen. Vor allem, wenn er seine Ruhe nicht ernstlich in Gefahr dabei wußte. So gab er sich in der ersten Stunde des Zusammenseins beim zweiten

Frühstück sehr unterhaltend, wendete sich eigentlich mehr an Barbara als an Almuth und war dabei seiner Taktik sicher. Nach seiner Erfahrung gab es kein klügeres Mittel, eine Frau zur Aussprache über sich zu bringen, als zu übersehen, daß in ihr Veränderungen vorgegangen schienen. Die Frage scheucht zurück; die Nichtbeachtung lockt hervor. . .

„Und die Dekorationskünste der Natur?" fragte er nach Tisch. „Mir ist doch, als hätten Sie mir derlei versprochen . . . weißes Geflock an Kirschbäumen vor dem blaugrünen Hintergrund von Tannengruppen, deren Spitzen vor dem blauen Email eines Frühlingshimmels scharf sich abzeichnen?"

„Ach — Sie machen sich ja gar nichts aus Natur", sagte Almuth.

„Nur aus ihrer äußersten Potenz: aus dem Menschen. Da ist mir jede Erscheinungsform wichtig. Die idyllische wie die katastrophale, die behäbig deutliche wie die unbestimmt umrissene. Abendgold und Blütenschnee verlangen mehr Sentimentalität, als ich habe. Dazu muß man verliebt oder unglücklich sein."

„Sie sind demnach keins von beiden", sagte Barbara.

„Zu alt, Baroneß!" antwortete er achselzuckend.

„Goethe war sechsundsechzig, als er sich in Marianne verliebte und sogar zweiundsiebzig, als er Ulrike anbetete."

„Was kam dabei heraus? Leiden für ihn!"

„Aber wundervolle Gedichte für uns", rief Almuth.

„Nun, da ich keine mache, hätte also nicht mal die Literatur Nutzen von meinem Leiden, und der Trost

des Nachruhms bliebe gänzlich aus. Es wäre ein schlechtes Geschäft."

Barbara lachte. Almuth hatte das Gefühl, als klinge in den scherzhaften Worten ein Ton mit, der ihr peinlich war; noch mehr war es seine Handbewegung, mit der er die Aeußerung abschloß.

„Lassen wir demnach die Kirschbäume und das Himmelblau", sagte sie.

„Aber nein. Ich bitte ausdrücklich um die Gnade, von Ihnen durch den Park geführt zu werden. Vielleicht schlägt sogar die Nachtigall. Wann habe ich zuletzt eine gehört? Ah — ja — das war damals in Frascati — als wir zur Villa Falkonieri hinaufwandelten — die wilden weißen Iris in den Händen und das silberne Vollmondweben in den Büschen neben uns . . . Sie erraten Baroneß: damals war ich also verliebt —"

„Am hellen Mittag und in noch halberst belaubten Büschen schlägt keine Nachtigall", belehrte Barbara. Und sie fand es amüsant, daß es solche Stubenmenschen gäbe, die so kümmerlich wenig vom Glück des Lebens wußten. Und sie fühlte das unaufschiebbare Verlangen, gleich einen langen Brief an Wichard zu schreiben, um ihm von diesem Menschen zu erzählen und ihm zu sagen, wie wundervoll, unausdenkbar herrlich es sein werde, wenn einmal, einmal ein Frühling käme, in dem sie zusammen sich des weißen Blühens und des zarten Grünens freuen dürften. Aufeinander warten müssen, ist doch auch schön, dachte sie weiter, wenn man sich so liebt, ist auch die Sehnsucht noch ein Glück. Und Briefe

vom geliebten Mann erhalten — an ihn schreiben — das waren Stunden seelischer Feier.

Sie fühlte Almuths Blick auf ihrem Gesicht und wußte selbst nicht, wie es von glückseligen Gedanken gestrahlt hatte.

Nachher sagte Almuth:

„Meine junge Schwester gibt mir Rätsel auf. Sie liebt. Den äußeren Umständen nach müßte man sagen: unglücklich! Sie wird den Mann, der sie liebt, nicht heiraten dürfen. Das wissen er und sie schon seit Wochen. Und doch geht sie einher, wie von sicherstem Glück getragen."

Arvad, der neben ihr herging, antwortete sehr gelassen:

„Dann nehmen Sie immerhin an, daß beide sich mit gleicher Kraft lieben. Und seien Sie sicher, daß kein Hindernis und kein Verbot von solchen zweien als ernsthaftes Hemmnis angesehen wird. Göttern und Menschen zum Trotz kommt so ein Menschenpaar in der Ganzheit seiner Liebe doch zusammen. Ganzheit in der Liebe ist mir immer ein Phänomen. Zumeist liebt der eine Teil stärker als der andere, und daher kommt alle Brüchigkeit zärtlicher Bündnisse."

„Und dennoch muß sie verzichten. Es kann nicht sein", sagte Almuth leise.

„Ist Herr von Eggenkamp Ihnen zu wenig oder — zuviel für Ihre Schwester."

Almuth blieb stehen. Schreck flutete durch sie hin und färbte ihr Gesicht rot.

„Wie kommen Sie — — auf — auf Eggenkamp?"

Er behielt seine unbefangene und ganz sichere Miene.

„Ich kann beobachten. Das ist ja wohl Vorbedingung unseres Metiers — ich darf doch sagen: unseres? Wo Romanstoffe in der Luft hängen — ich bin doch herberufen, einen zu hören. Und ich denke, in Santa Margherita sind wir aus dem Konventionellen herausgekommen und zur Freundschaft vorgediehen. Darf ein Freund nicht auch einmal indiskret sein? Wenn er damit vielleicht der befreundeten Seele den Weg zur Aussprache freimacht? Ich mußte in Kairo bemerken, daß Herr v. Eggenkamp keine gleichgültige Figur weder in Ihrem noch im Leben Ihrer Schwester ist."

„Und da dachten Sie, daß vielleicht ich . . ."

„Wenn man zwei Frauen verschiedenen Alters und ganz verschiedener Art von Anziehungskraft einem Manne gegenüber eine besondere Haltung einnehmen sieht, wenn man schon am Klang der Stimme, mit der sie zu ihm sprechen, hört, daß er für sie aus der allgemeinen Front der Gleichgültigen heraustrat, kann man alles denken."

„Nein," sagte Almuth fast schroff, „er ist mir nicht — zuviel für Barbara. Ich schätze ihn ruhig. Ich gönnte ihn ihr. Es sind andere Gründe, die die Heirat unmöglich machen."

„Wenn ich nur für zehn Pfennige Urteil über Männer habe, bereite ich Sie darauf vor, daß Herr v. Eggenkamp zu den Charakteren gehören dürfte, für die es nur ihren eigenen Willen und ihre Liebe gibt."

Almuth legte die Hand über ihre Augen. Sie neigte ihren Kopf. So stand sie da, gleich einer Weinenden.

Was mochte in ihr vorgehen? Diese Haltung der völligsten Entmutigung machte ihn betroffen.

Ihr weißer Fuchs war ihr von den Schultern gefallen; er nahm ihn und legte ihn ihr sorgsam um. Sie raffte sich auf.

„Danke. Lassen Sie nur. Es ist sehr warm."

Die Sonne beherrschte wieder den Tag, und da sie schon manchen Tag zuvor die Natur durchwärmt hatte, so schien der Sommer eine Gastrolle zu geben. Von feinem Blütenduft war die Luft durchwebt, denn da und dort im ländlich gehaltenen Park blühten die Kirschen, und an der westlichen Grenze sahen über der abschließenden Hainbuchenhecke unzählige, gerundete, sich eng aneinander drängende Wipfel hervor, alle von leuchtendem Weiß. Dort feierte der Obstgarten die Zeit seines Frühlingsglanzes. Von den Rasenbreiten her atmeten die gelben, feinsträhnigen Löwenzahnblumen ihren süßen Geruch aus. Vögel huschten emsig über den Weg und verflatterten im Gebüsch. Die Luft war nicht still. Es schien ein leises Summen, Kochen, Leben in ihr. Obgleich im jungen Grün kein Windhauch umging und die gelbgrün, dünnbelaubten Zweige der Weiden fast regungslos hingen.

Der Doktor fand diese Fülle von Licht und die Wärme, die zugleich rein und doch durchduftet war, erschöpfend. Der knallblaue Himmel sah zudringlich auf ihn herab.

„Wir sollten uns setzen", schlug er vor. Ja dort — wo man sich die Sonne auf den Rücken scheinen lassen

konnte und von ihrem Glanz sich nicht den Blick blenden zu lassen brauchte.

Im Halbkreis standen weiße, breite Bänke in einer Ausbuchtung des Weges. Es war ein Platz zum Genuß des Sonnenscheins und der freien Empfindung. Keine Schattenstunde voll Heimlichkeiten winkte hier. Rasenflächen lagen ausgebreitet. Alle Gruppen von Busch und Baum waren fern abgerückt. Wer hier saß, konnte weit um sich blicken, aber er würde auch von überall her gesehen.

Ja, es war besser zu sitzen. Almuth fühlte es auch. Ihre Knie zitterten. Sie atmete auf, wie von zu großen Anstrengungen erlöst. In der halben Rundung der Bank saß er nicht völlig neben ihr, er konnte ohne Wendung des Kopfes ihr Gesicht sehen.

Er fand sie sehr anziehend in diesem Augenblick. Daß der Reiz ihrer großen Anmut nicht im Tageslicht verblaßte, hatte er schon früher beobachtet. Das blonde Haar war unbedeckt; der weiße Pelz wärmte die Schultern, die weichen schwarzen Stoffe lagen in schönem Faltenwurf, den Linien der Gestalt folgend.

„Und nun?" fragte er sacht.

Denn er glaubte jetzt irgendeine Vertrauensäußerung, vielleicht eine Bitte um Rat in Sachen Barbara und Eggenkamp erwarten zu dürfen.

Da hob Almuth ihr Haupt höher, wie man tut, wenn die Ausführung eines Entschlusses nicht mehr zurückgehalten werden soll.

„Ich will Ihnen meinen Romanstoff erzählen. Und Sie sollen mir raten, welchen Schluß ich ihm geben

muß. Als Jurist, als Schriftsteller, als ethisch empfindender Mensch."

„Vorweg bitte ich, mich nur als Schriftsteller äußern zu dürfen. Ob der Jurist mitzusprechen hat, hängt von der Zeit ab, in der Ihr Roman spielen soll! Denn Sie wissen wohl, ehe das Bürgerliche Gesetzbuch erfunden war, konnten die Autoren kinderleicht die erstaunlichsten Handlungen zusammenbrauen, die heute, wo es Standesamtsregister gibt, ziemlich unmöglich sind. Ich brauche Sie nur an die Heirat des Armenadvokaten Siebenkäs zu erinnern, den Jean Paul mit dem Busenfreund Leibgerber den Namen tauschen ließ. Heute traute kein Standesbeamter die reizende dumme Lenette mit dem Siebenkäs, denn seine Papiere können nicht in Ordnung gewesen sein. Glückliche Autoren, die derlei erfinden durften. Ich bin immer der Meinung gewesen, daß, wie die Maschine die Mutter der Frauenbewegung wurde, das Standesamtsregister der Vater der psychologischen Richtung in der schönen Literatur wurde. Man muß eben mehr nach innen gehen, wenn es draußen zu nüchtern wird. Und was den ethisch empfindenden Menschen betrifft, ist die Kunst manchmal da am größten, wo er Widerwillen spüren müßte — aber gottlob nicht empfindet, sofern er Kunstgefühl hat."

„Wir werden sehen", sagte sie.

Ihr Blick vermied ihn. Bald suchte er mit starker Sammlung die unbestimmte Ferne; bald verbarg er sich unter gesenkten Lidern. Er aber hing mit seiner ganzen Nervenkraft an ihrem Gesicht. Sein Ohr prüfte die

Vibrationen ihrer eindringlich klangvollen Stimme; sein Auge beforschte ihre Züge. Sein ganzes Wesen war: Hören. Mehr hören als ihre Worte sagten. Hören noch, was sie zwischen ihnen verbarg . . .

„Meine Heldin, wenn wir die Hauptperson so nennen wollen, obschon ihr Fehler oder der Bruch in ihrer Natur gerade ein gewisser Mangel an heldischer Kraft ist — nicht wahr, das Heldische muß auch Kälte in den entscheidendsten Augenblicken haben — — ja, also meine Hauptperson wuchs in der Gesellschaft auf, die man die allervornehmste, internationale nennt. Feste, Glanz, Abwechslung, Schmeicheleien waren von ihrer Kindheit an ihre Nahrung. Sie kannte nur Freude. Man zerrte sie durch viele Länder der Erde, fast kann man sagen, sie kannte von allen zum wenigsten die Hauptstädte. Durch unkontrollierte Erzieherinnen lernte sie, was diese gerade interessierte. Dann kam eine Zeit, wo die Mutterlose — sie war es im Grunde schon gewesen, ehe ihre Mutter starb — in jenes unselige Alter trat, das sie dem Vater lästig machte. Die Kindheit ist vorbei; man ist noch nicht hoffähig, noch nicht zum „Ausgehen" reif — plötzlich kommt dem Verantwortlichen die Erkenntnis, daß eine Pflicht zu erfüllen ist, nämlich die, eine Unreife in eine Pension zu schicken, wo viel gelernt werden soll. Meine Heldin, in fast unwahrscheinlicher Weise verwöhnt, kein Leben kennend als eines der Jagd von Veränderungen, von Reisen, von Luxus, verzweifelt in der Pension, die unglücklich gewählt wird und der keine Persönlichkeit vorsteht."

Ihm entging nicht, wie sie Bericht und Plan fort-

während verwechselte. Bald wie von Geschehenem sprach, bald die Form des erst Darzustellenden wählte. Und an diesem Umstand erhöhte sich noch seine scharf gesammelte Aufmerksamkeit.

„Ich lasse meine Heldin davonlaufen. Durchbrennen. Sie begibt sich auf das väterliche Gut. Der Vater selbst ist weit — irgendwo — bei den Antipoden — zu ihm kann sie nicht zurück. Auf dem Gut ist eine alte Verwandte, hält dort Haus — hat da ihr Gnadenbrot unter dem Vorwande, daß doch jemand von der Herrschaft alles bewachen muß. Aber sie ist sehr alt und durchaus töricht ungebildet. Aus einer verschollenen Epoche stammend, wo andere Wesen erwuchsen, die andere Bedürfnisse und Ansprüche hatten. Wo ein Kochbuch und ein Gebetbuch, wo stille Haushaltspflichten, die Handarbeit und der Hühnerhof und ein bißchen verkehrt gehandhabte Armenpflege der Daseinsinhalt für vornehme Fräulein auf dem Lande waren. Sie meinte es liebevoll; ihre Dankbarkeit gegen den Versorger ihres Alters glaubte sie damit besonders Genüge zu tun, daß sie seiner Tochter allen Willen ließ. Das junge Mädchen, plötzlich in beschauliche Stille versetzt, fing an, über sich nachzudenken. Und fand eine Unruhe der qualvollsten Art in sich. Und zersehnte sich, ohne zu wissen wonach. Ihre Nächte waren Verzweiflung, und sie wußte nicht um was. Sie wollte mit rasender Energie etwas — und wußte nicht was. Sie fand nur Leere und lechzte nach Fülle. Ihre Begierde nach Ereignissen war ungeheuer. Sie hätte die Scheunen anzünden mögen, um ein Erlebnis zu haben. Ihr kam der Ge-

danke: wenn ich lernte! Viel. Alles. Das Chaos ihrer Wissensbrocken kam ihr zum Gefühl. Die alte Verwandte mußte Lehrer berufen. In der nicht entfernten Stadt gab es deren, für alle Fächer. Man konnte die Würdigen mit dem Wagen holen lassen. Da waren Jüngere, die radelten. — Und da war einer ..."

Ihr Blick, der die Ferne suchte, flammte von Haß und Zorn, als sähe sie dort den, von dem sie nun sprechen wollte.

„Ich schenke meiner Heldin einen guten Beobachterblick, Freude an den Erscheinungen der Landschaft und der Menschen. Ich lasse sie diese Gabe für eine zeichnerische, malerische halten. Sie besteht darauf, in diesen Fächern Unterricht zu bekommen. Einer der Lehrer, der alten Verwandten durch seinen weißen Bart, seinen Professorentitel und seine zögernde Art zu sprechen, die Personifikation bedachter Gewissenhaftigkeit, empfiehlt einen jungen Maler. Nach wenigen Stunden, die er gibt und die sie mit immer stärker aufgepeitschtem Interesse erwartet, ist man so weit, sich zu sagen, daß man in der gleichen seelischen Lage ist. Beute der gegenstandslosen Sehnsucht. Toll von Begier nach irgendwelchen großen Ueberraschungen. Vielleicht war dieser Lehrer kein guter Maler. Aber er war gewiß ein besserer Kenner junger Unruhe als die alte Verwandte und die übrigen Lehrer. Und er wußte bald, auf welchen Saiten man solchen Wesen, die brennen und die Art der eigenen Flamme nicht zu nennen wissen, betäubende Lieder vorspielt — — Man kann nicht sagen: sie vergaß sich — denn sie legte sich keine

Rechenschaft ab über Grenzen. — Vielleicht hatte sie auch von früh an viel erhorcht in ihrer bunten Umwelt — von Beziehungen zwischen Männern und Frauen, von leidenschaftlichen Vorfällen, die herumgesprochen wurden, aber den Betreffenden nichts von ihrer gesellschaftlichen Geltung nahmen — so daß ihr gar nichts Unerhörtes dabei schien, in Arme zu sinken, die sie mit stürmischer Gewalt über die gewissen Grenzen zogen — — Welche unwucherten Winkel gibt es nicht in Park und Wald — welche halsbrecherischen Kühnheiten wagt in toller Seligkeit eine, die von krankhafter Begier nach Leben zum selig betörenden Wissen vorwärtsgerissen wird — — Heiße Mittagsschwüle — süße Mondscheinstille — Leise Schritte durch ein nächtlich verträumtes Haus — —"

Er atmete kaum — er wartete in Schweigen, bis sie die Pause mit abermals sich erhebender Stimme abschnitt.

Aber die Stimme schien ihren metallenen Klang verloren zu haben. Sie fuhr fort:

„Der Mann — ich lasse dies meine Heldin später, aber doch verhältnismäßig rasch und ganz klar, schrecklich klar erkennen — hat von Anfang an aus Berechnung gehandelt. Er mochte sich sagen, er mußte sich sagen, daß eine Bewerbung aussichtslos sei, daß sogar die alte, törichte, gute Verwandte ihn erschrocken verabschieden würde. Er will das Mädchen ganz in seinen Besitz nehmen, damit sie, damit auch ihre Familie gezwungen wird, in eine Ehe mit ihm zu willigen. Das Mädchen ist sehr reich. Durch besondere Verhältnisse

steht ihr Besitz ihr in naher Frist schon zur Verfügung. Als der erste tolle Rausch sich mit Bangnis zu durchsetzen beginnt — Bangnis auch vor dem Charakter des Mannes, begibt es sich, daß der Vater des Mädchens aus der Ferne zurückkommen wird. Die Nachricht wirkt auf sie, als käme nun Ruhe und Sicherheit in ihr Glück, als würde es durch offene Aussprache mit dem Vater erst wirklich ein Glück. Sie hatte dem Vater nie sehr nahe gestanden. Aber nun scheint er ihr der Allernächste. Ganz ohne Zagen sieht sie ihm entgegen. Entschlossen zur Wahrheit, im Gefühl einem Naturgesetz gehorcht zu haben. Da aber kommt eine Wendung, die für das ganze künftige Leben Bedeutung gewinnt.

Der Vater zeigt sich liebevoll, doch ein wenig unfrei. Auch er hat ein Geständnis zu machen. Ein legales. Es hält das, was die Tochter hatte sagen wollen, auf ihren Lippen zurück. Väter oder Mütter sind immer ein wenig unfrei erwachsenen Kindern gegenüber, wenn sie sich noch in ihrem Mannesrecht, in ihrem Frauenrecht ausleben wollen. Dieser Vater wollte sich wieder vermählen. Er ist hauptsächlich gekommen, der Tochter eine Stiefmutter anzukündigen und die Eigenschaften dieser so zu preisen, daß die Tochter freudig der neuen Gestaltung des Familienlebens entgegensähe. Während die Tochter schweigend hörte, geht in ihr ein ungeheurer Tumult vor. Ihr kühnes Gefühl, daß ihre Hingabe an den leidenschaftlichsten aller Triebe kein Unrecht gewesen sein könne, sinkt jäh in sich zusammen. Das Entsetzen faßt sie an. Eine ihr noch ganz Fremde, eine, deren Weiblichkeit und zarte Keuschheit, deren

feine, herbe Unberührbarkeit sie eben mit geradezu ergriffenen Worten preisen hörte — die soll nun ihre Geheimnisse, ihre Selbstvergessenheit kennen, richten? Anstatt der Nachsicht, dem Verständnis eines welterfahrenen Vaters, soll sie der Enge ungeprüfter Jugend gegenüberstehen? Diese Stiefmutter, die unter andern Verhältnissen beinahe demütig um die Liebe der Tochter hätte werben müssen, soll nun in ihr eine Gefallene sehen? Die eine lästige Zugabe zum Ehebund mit dem Manne bedeutete? Und in diesem rasenden Durcheinander von Furcht, Scham und Zorn sieht die Tochter nur einen Ausweg für sich. Es ist der, sich von dem Vater zu trennen — seine Wiederheirat zum Grund eines schweren Zerwürfnisses zu machen — den Kummer über diese zweite Ehe zum Vorwand zu nehmen, sich vor jedermann zu verbergen — denn ihre Lage ist so, daß nur eine rasche Ehe mit dem Mann, dem sie sich gegeben, oder völligstes Verstecken zur Wahl steht."

„Und Sie lassen Ihre Heldin die rasche Ehe wählen?" fragte Arvad vorsichtig in die Pause hinein.

Almuth versuchte ein Lächeln.

„Sie äußerten ja vorhin selbst: das Standesamt macht viele Wendungen für die Erfindung unmöglich. Eine Eheschließung ist eine sehr öffentliche Angelegenheit. Und mit all den zermalmenden Erkenntnissen, die so plötzlich über meine Heldin kommen, ist auch das instinktive Gefühl verbunden, daß der Mann ruchlos den chaotischen Zustand ihrer nach Erfüllung drängenden Natur benutzt hat. Sie will ihn nicht davonjagen, denn er könnte sich, gereizt, an ihren Vater mit Ge-

ständnissen und Forderungen wenden. Sie beschließt deshalb Flucht und Versteck, aber noch in seiner Gesellschaft. Die große Gewandtheit, die sie von Jugend auf in allen Reise- und Geldfragen unwillkürlich erworben hat, kamen ihr zustatten. Sie verstand alles klug zu ordnen. Bestürzt über ihre feindselige Haltung in seinem späten Glück, aufs schmerzlichste betroffen, reist der Vater ab. Ihm folgte ein Brief, in dem die Tochter für immer Abschied von ihm nimmt — wie sie sagte. Sie weiß auch einigen wenigen andern Menschen, die ihr nahestehen, ihren Gram über des Vaters Wiederheirat so stark zu schildern, daß man, wenn auch kopfschüttelnd, ihr Bedürfnis versteht, sich im Ausland in freiwillig gewählter Verbannung zu prüfen, ob eine Aussöhnung mit dem Vater doch eines Tages möglich. Sie versteht auf künstliche Weise eine lose Verbindung mit einem nächsten Verwandten aufrecht zu erhalten, so daß wohl Kummer über ihren schroffen Schritt entsteht, aber keine Beunruhigung, die zu Nachforschungen hätte führen müssen."

„Sie geben Ihrer Heldin viel Weltklugheit", äußerte er mit undurchdringlichem Gesicht.

„Sie war so erzogen, daß Weltklugheit und Moral ihr eines schienen", sagte Almuth; „und die Entwicklung der Dinge scheint ihr recht zu geben. Das Geschick schenkte ihr einen Freund, einen resigniert langsam Sterbenden — einen Mann, verklärt in Güte, ein Helfer der Notvollen. Es ist der Arzt des kleinen Gebirgsnestes in Welschtirol, wo sie ihr Kind zur Welt bringen wird. Dieser Arzt, brüderlich und einsichtsvoll, steht

ihr bei in dem Kampf mit dem Mann. Das Bewußtsein seines schließlich auch vor dem Gesetz strafbaren Handelns, die immer deutlicher werdende Erkenntnis, daß das Mädchen aus dem Rausch erwacht und zu fester Willensstärke gereift ist, bewogen den Mann endlich, mit einer Abfindungssumme sich zu bescheiden. Es findet eine kirchliche Trauung statt, deren Gültigkeit in Deutschland niemals anerkannt worden wäre. Aber sie bedeutet, wenn man es so ausdrücken will, eine nervös-ethische Beruhigung für das Gemüt der werdenden Mutter. Der Mann geht alsbald nach Mexiko. Dort ist er nach zwei Jahren gestorben. Der Arzt bringt das kleine Mädchen nach Deutschland, wo es von seinen Verwandten adoptiert wird und eine Jugend voll Liebe unter Sorgfalt verleben wird. So wird meine Heldin, nach einigen Monaten der Verborgenheit, wieder freie Herrin ihrer selbst. Sie behält aber die Maske der mit dem Vater Zürnenden noch für viele Jahre bei und lebt bei Verwandten, bis eine standesgemäße Heirat ihrem Leben die befriedigenden Formen gibt."

„So hätte sich denn alles glatt gelöst! Nach Ereignissen, die nicht ungewöhnlich sind. Sie verzeihen, Gräfin: die Erfindung ist nicht originell. Kinder, in solchem Taumel in die Welt gesetzt, gibt es zahllose, und nicht für alle wird so günstig gesorgt, wie es Ihre Heldin für dieses Kind offenbar tun soll."

„Nichts wird sich glatt lösen", sprach Almuth weiter. Ihr Vortrag wurde eintöniger, matter. „Das Gefühl des Freigewordenseins berauschte meine Heldin anfangs. Sie wirft sich dem Leben förmlich jauchzend ent-

gegen. Indem sie bezaubert ist, bezauberte sie alle. Man feiert sie. Ein Jubel der Höhe ist in ihr. Aber allmählich erwachte in ihr ein wunderliches Gefühl. Eine brennende Sehnsucht, das kleine Geschöpf wiederzusehen, das sie so erleichterten Herzens von sich gelassen. Sie kommt sich wie verstümmelt vor. Als sei ein Teil ihres Selbst verlorengegangen und nur in diesem kleinen Wesen wiederzufinden! Sie kämpft Jahr und Tag mit dem heißen Bedürfnis, ihr Kind wiederzusehen. Und als ihr in ihrer durchaus harmonischen Ehe ein legitimes Kind geboren wird, kann sie es nicht recht lieben. Es ist, als verböte ihr Gewissen die Hingabe an ein neues Mutterglück. All ihr Gefühl drängt zu der kleinen Verstoßenen. Und endlich kommt die Stunde der Schwachheit. Sie findet unter geborgtem Namen den Weg in das Haus, wo man ihre Tochter gleich einer eigenen erzieht. Und alljährlich sieht sie nach ihr, gibt sich als Vertraute der Mutter aus, von der sie, wenn es sein muß, gelegentlich andeutend als von einer Toten spricht."

„Das nenne ich einen schweren Regiefehler in einem so kühn und klug gewollten Leben," sagte er, „das Kind mußte für Ihre Heldin ein Traum, eine unberührbare Vergangenheit bleiben."

„Ja — das mußte es. Denn die Tochter klammert sich nun mit Fragen an die, von der sie nicht weiß, daß es ihre Mutter ist. Sie verachtet die Mutter, weil sie von ihr verlassen und verleugnet ward. Und endlich, sich dem zweiundzwanzigsten Jahr nähernd, will sie einen Mann heiraten, dessen Beziehungen unmittelbar

in die engsten Kreise der Mutter hineinreichen. Eine, unter den gegebenen Verknüpfungen unvermeidbare Begegnung muß bald zur Entdeckung führen."

Er schwieg. Allmuth wünschte, er solle in aller Lebhaftigkeit eine Aeußerung tun, die schon Möglichkeiten der Lösung in sich barg. Sie hoffte, daß seine Erfindungsgabe sich rasch betätige. Aber er schwieg.

„Das Ineinanderhinüberwirken der Verhältnisse wird für meine Heldin immer bedrohlicher. Ein Verwandter stirbt ihr. Sein Testament setzt ihre Kinder zu Miterben ein. Für die Welt hat sie nur eines. Aber ihr Gewissen läßt ihr keine Ruhe. Es sagt ihr immerfort, daß sie zur Diebin an der verleugneten Tochter würde, wenn sie diese von der Erbschaft ausschließt. Und doch kann sie sie nicht daran teilnehmen lassen, ohne die Wahrheit zu gestehen, die ihr ganzes bisheriges Leben zum Zusammensturz bringt."

Eine lange, schwere Pause folgte diesen letzten Worten. Die Frau, die sie gesprochen, sank förmlich in sich zusammen. Vorgebeugt saß sie und stützte den Ellbogen auf ihr Knie und legte ihr Gesicht in ihre hohle Hand.

Dem Mann neben ihr war sonderbar zumute. Als dringe da etwas auf ihn ein, was ihn um seine Kaltblütigkeit bringen wolle. Das Erstaunen, was ihn umkreiste, gleich einem Wirbelwind, benahm ihn.

Da saßen sie im Sonnenschein, auf dem freiesten Platz — so ganz und gar ohne jede Verborgenheit — nichts konnte mehr in der ganzen Stimmung einer Beichte von Schuld und Leid widersprechender sein als

diese Stätte. Zwang sie nicht zur Nüchternheit, zur Selbstbeherrschung? Das, was in ihm emporbrauste, hätte sich vielleicht nicht bändigen lassen, wenn in umhüllender Dämmerung flüsternd und scheu all diese Bekenntnisse an sein Ohr gedrungen wären — denn auf die unheimlichste Weise, durch ein Hinüberwirken ihrer tiefen Erregung auf sein Unterbewußtsein wußte er: dies sei ihre eigene Geschichte. Mußte es sein! Und ein starkes Gefühl in ihm erhob sogar die böse Forderung: es sollte ihre eigene Geschichte sein. —

Worte aus den Anfängen dieser ihrer Erzählung klangen in ihm nach — fast alle später gesprochenen überrauschend — — „Heiße Mittagsschwüle — süße Mondscheinstille — — leise Schritte durch ein nächtlich verträumtes Haus."

So kann nur eine Frau sprechen, in deren Nerven die Erinnerung an diese ersten Wonnen niemals ausgelöscht ward . . . Die sie nicht in zahlreichen neuen Erlebnissen vergaß . . Und er hatte gedacht, sie sei eine in mancherlei klug verborgenen Liebesabenteuern, die sie als selbstverständliches Zubehör ihres weltlichen Lebens genossen, eine von jenen peinlich-gefährlichen und schließlich entnervend erkältenden Frauen geworden, die mit dem Manne gelegentlich spielen, um sich zu betäuben und sich ihrer Reize bewußt zu bleiben.

Nun fühlte er mit der unbedingten Gewißheit, die aus ihrer Nähe zu ihm, aus der seinen zu ihr erwuchs, daß jenes Erlebnis ihrer leichtverführbaren, ungeleiteten Jugend, jene tausendmal entschuldbare Verirrung, ihre einzige Leidenschaftserfahrung geblieben sei . . . Ihre

einzige! . . . Und nur von damals her war in ihr wie ein leises Nachbeben, das Wissen geblieben von schwellender Not und toller Hingabe . . .

In dieser Vorstellung waren verführerische, geheimnisvolle Versuchungen verborgen.

Vielleicht merkte sie lange, lange nicht, daß er stumm in sich hineingrübelte. Viele Minuten vergingen so. Un sie rieselte der Sonnenschein und bebte über der Rasenfläche. Aus der blauen Höhe kamen leise, feine Lerchenstimmen. Im Behagen regungslos, ließen sich die weißen Blütenbäume vom Licht mit Atlasschimmer übergänzen.

„Nun sagen Sie mir den Schluß", sprach Almuth endlich.

Er nahm sich zusammen. Jetzt antworten? Hier? Inmitten eines lachenden Idylls schonungslos und kalt Schicksale erwägen. — Oh, er haßte diese Sonne, diese freie Breite der Rasen, diese gleichsam nackte Stätte. — Aug in Aug mit ihr sprechen, wenn die Stunde jede Freiheit entschuldigt. — Ein Anspruch war in ihm, auf ungestörte Einsamkeit mit ihr

Ein Zufall half ihm. Fern sah er Barbara. Sie ging auf einem heranführenden Weg, der an der einen Seite von einer halbbegrünten, zart durchsprenkelten Gebüschwand, auf der andern vom Rasen begrenzt war.

Ihre schlanke, schwarz gekleidete Gestalt bewegte sich in rascher Anmut. Und hinter ihr ging, den Hut in der Hand, hoch und großartig, Doktor Küsterberg, schon von weitem eine besondere Erscheinung, durch seinen kleinen geschorenen Kopf und seinen mächtigen Bart.

„Wir werden gestört," sagte er hastig, „gut so. Ich kann nachdenken. Mir ist schon: es gäbe da vielerlei Möglichkeiten zu einem Schluß . . . Wann können wir weitersprechen?"

„Heute abend. Nach dem Essen. In meinem Kabinett. Melden Sie sich bei Berta — die Erlton ist fort."

Barbara hatte eine Nachricht vom Grafen Lauingen, und Küsterberg lobte wohlwollend, daß seine Patentin hier gewissermaßen ein Sonnenbad nahm, wie er ihr denn überhaupt in genauer Kenntnis ihrer Natur zum Genuß der frischen Luft nie dringlich genug raten könne. Dann wandte er sich sogleich an Doktor Arvad, ihn mit allerlei Fragen nach vorvorjährigen Kunstereignissen langweilend — denn im Vorvorjahr war Küsterberg mal drei Tage in Berlin gewesen.

„Ja," sagte Barbara unterdessen, „komisch. Aber wie nett doch von ihm. Seit deiner Erkrankung hatte Otto fast die Gewohnheit angenommen, auch an mich zu schreiben. So ein großer Mann wie Otto — an mich kleines Mädchen . . . Aber er wollte zuerst manchmal hinter deinem Rücken die Wahrheit wissen über dein Befinden. Er sorgte sich."

Sie hatte sich niemals Gedanken gemacht über die Ehe der Schwester, nahm in aller Unbefangenheit an, daß die Gatten sich innig miteinander verständen. Sie hatte noch nie ein scharfes Wort hin und her werfen hören, sah immer nur die verbindlichsten Formen. Das Unklare und Leidvolle, das ihr manchmal aus Almuths

Wesen und Blick zu sprechen schien, brachte sie nie mit der Person ihres Gatten zusammen.

„Ich konnte dir natürlich seine Briefe nicht zeigen, solange noch heimliche Nachfragen darin standen. Aber hier, diesen kannst du lesen."

Was Barbara „Briefe" nannte, waren immer nur halbe Seiten, dem Sekretär diktiert und eigenhändig nur in der Unterschrift. Auch das Blatt, was sie jetzt Almuth gab, zeigte nur wenige Zeilen in blauer Maschinenschrift. Einzig der Name war mit bedeutendem Zuge hingesetzt.

„Liebe Barbara! Also Almuth genesen. Freue mich dessen herzlich. Sagen Sie ihr, ich träfe am 4. oder 5. bei Euch ein. Erstens müssen die gerichtlichen Formalitäten, betreffend die Erbschaft, nun erledigt werden. Nebermann schrieb bittend. Will gern bald nach Karlsbad. Und sodann möchte ich doch persönlich auf Hahnenort anwesend sein, wenn Fritz-Gustav kommt. Traf neulich den Großherzog. Hoher Herr äußerst gnädig. Sprach noch ehrend von Onkel Emmich. Erwähnte, daß Fritz-Gustav sich bei Almuth für einen Tag angesagt. Glaubte, bald. — Zum Dank für Ihre treue Pflege bringt Ihnen was Hübsches mit

Ihr Schwager Otto Lauingen."

Und während Almuth sonderbar lange an diesen sachlichen Zeilen las, erzählte Barbara den beiden Herren, daß Graf Lauingen zu erwarten sei. Es war Küsterberg ärgerlich, in einem Gespräch unterbrochen zu werden, das er von seiner Seite aus für ein litera-

risch gebildetes hielt, während es ihm nicht auffiel, daß Arvad geringe Lebhaftigkeit zeigte und sich der Werke kaum zu entsinnen schien, von denen Küsterberg sprach. Aber eine Beobachtung lenkte ihn ab. Wie sehr elend sah die Gräfin mit einemmal aus! Jede kleine Gefühlsbewegung war entschieden von Einfluß auf ihre Nerven. Die freudige Nachricht, daß ihr geliebter Gatte eintreffen würde, diese Aussicht auf das erste Wiedersehen nach dem schweren nervösen Zusammenbruch, gab ihr schon den Ausdruck einer Erschöpften.

Er gebot eine Ruhepause. Einsamkeit. Womöglich einen erquickenden Schlummer. — — Almuth lächelte ihm gehorsam zu und reichte abschiednehmend ihre Hände, erst dem Arzt, dann dem Freund. —

Arvad nahm die Hand, deren Schönheit er oft kennerisch und objektiv zugleich still bei sich bewundert — die er oft im vollkommensten Gleichmaß des Wesens flüchtig geküßt hatte.

Nun war es, als bebten und blitzten stechend elektrische Ströme von ihr aus hinüber in ihn. Er hatte seine Selbstbeherrschung gegenwärtig — er bezwang sich und hielt die Hand nicht fest . . .

Auf Barbaras Arm gestützt ging Almuth zwischen Rasen und Gebüschwand dahin. Auf ihrem blonden Kopf lag Sonnenschein.

Hypnotisiert von seinen eigenen Gedanken starrte Arvad ihr nach. Neben ihm hatte sich Küsterberg niedergelassen und seine eifrige, sonore Stimme strich weise urteilend mit sicherem Schall über ganze Gebiete der Literatur hin. Arvad sah ein: er war hier zum

Hörrohr bestimmt für einen Gesprächigen und einen in seiner Umwelt Autoritativen. Er wußte, solche Sprecher sind schlimm. Verfiel er einem dieser, gab er sich als den weniger Wissenden, ließ sich belehren und hatte nur seinen Spott. Diesmal brachte er nicht einmal den Spott auf. Er litt stumpf. Das Geräusch der Worte ging an ihm vorüber . . .

Almuth fühlte sich müde.

„Diese Frühlingsluft!" sagte sie. „Ich bin ihr nie so recht gewachsen. Es ist immer ein Uebermaß in ihr, das mehr erdrückt als erquickt. Laß uns nur langsam gehen."

Und sie gingen Schritt für Schritt. Und kamen dennoch dem Augenblick näher, wo eine neue, die letzte, die äußerste Bedrohung sich auf Almuth werfen sollte.

Als sie die Halle betrat, um nach oben zu gehen, fand sie Nebermann, der mit Philipp verhandelte. Das Portal stand offen, und man sah draußen den hier wohlbekannten Einspänner des Wirtes zum Kronprinzen. Philipp war ein wenig überhetzt von all den neuen Obliegenheiten, die heute früh plötzlich ihm aufgebürdet worden waren, als die von der ganzen Dienerschaft gehaßten Erltons abreisten. Und in dieser seiner eifervollen Wichtigkeit hätte er beinahe den Doktor Nebermann wieder zum Fortfahren gezwungen.

Aber der Rechtsanwalt, höflich, leise und beharrlich, ließ sich nicht zwingen.

Welch glücklicher Zufall, daß die Gräfin selbst sichtbar wurde.

„Exzellenz verzeihen, aber ich hatte dringlich . . ."

„Bitte, Herr Doktor, kommen Sie nur," sagte sie freundlich, „mein Mann hat mir schon geschrieben, daß Sie gern unsere Angelegenheit abgewickelt sähen, ehe Sie abreisen."

„Allerdings, ich hoffte — ja — ich hoffte — daß dieser Tage — sofort nach Ankunft Seiner Exzellenz — nun aber — — ein kleines Hindernis . . ."

Sie setzte sich an Onkel Emmichs Schreibtisch. Der Platz gab dem Gespräch den Charakter der geschäftlichen Audienz. Und Nebermann saß im Klubsessel, der zur Rechten des Schreibtisches bequem zurechtgestellt war — gerade so hatte er oft mit dem alten Herrn zusammengesessen. Er entsann sich dessen in diesem Augenblick besonders deutlich. Er war innerlich erregt. Dann schmerzten ihn seine Gallensteine empfindlich. Seine Ergebenheit für dies Haus und seine Bewohner war von einer erdrückenden Verlegenheit gelähmt. Er sah sehr leidend aus. Und seine Stimme klang sehr sachte.

„Als Euer Exzellenz Bevollmächtigter war ich für Sie auf Grund des Paragraphen 2355 des Bürgerlichen Gesetzbuches um einen Erbschein eingekommen, dessen wir benötigen, um über die Erbschaft verfügen zu können. Auch war die Angabe zu machen, daß keine anderen Personen vorhanden sind oder vorhanden gewesen sind, durch welche Sie und Ihr Sohn von der Erbfolge ausgeschlossen oder Ihr Erbteil gemindert würde. Ueber die Richtigkeit dieser Angabe wäre eventuell eine eidesstattliche Versicherung abzugeben, allein das Gericht erläßt sie, wenn es eine solche nicht

für erforderlich hält. Was ich in diesem Falle unbedingt annahm — da doch dem Gericht der Familienstand der Erben genau bekannt ist. Ich dachte heute diesen Erbschein zu erhalten. Hoffte, ihn vorlegen zu können. Dann hätten die Umschreibungen sofort nach Ankunft Seiner Exzellenz stattfinden können. Aber nun komme ich mit leeren Händen — — wie gesagt — ein kleines Hindernis . . ."

Almuth war sehr aufmerksam. Jedes seiner Worte nahm sie mit großer Genauigkeit in sich auf. Als er davon sprach, daß keine anderen Personen vorhanden seien, durch die ihr Erbteil gemindert würde, bezwang sie sich so, daß nicht einmal ihre Lider zuckten. Starr hing ihr Auge an dem bleichgelben Gesicht des Rechtsanwaltes. Sie kannte seine Leidenszüge und sein gedämpftes Wesen genau. Und sie sah ihm an, während er sprach, daß es gedämpfter noch sei als sonst und daß ihm irgendetwas über die Maßen unangenehm war.

Wie schwer würde sich ihm das entringen. Was brachte er ihr? Gutes nicht! Das war gewiß. Sie wappnete sich und befahl sich Fassung.

„Wollen Sie mir sagen, welches Hindernis, lieber Doktor?" fragte sie ruhig. Während ihre Nerven in der Ungeduld litten, die lieber rasch das nahende Unheil erfahren mag, als sich noch in Erwartung quälen will.

„Gewiß. Ja. Eine Formalität. Ein wenig — ein wenig erstaunlich, im vorliegenden Fall. Es ist nämlich — ja sonderbar — es ist ein Zweifel erweckt worden, ob nicht etwa eine Person vorhanden sei, durch deren

Existenz das Erbteil von Frau Gräfin und des jungen Herrn Grafen gemindert würde. — Und laut Paragraph 2356 des Bürgerlichen Gesetzbuches müssen daher Exzellenz, damit das Gericht den Erbschein ausstellen kann, doch jene Versicherung an Eides Statt abgeben, daß eine solche Person nicht vorhanden ist — daß demnach der Graf Chlodwig Ihr einziges Kind sei."

Er hatte eine Aufwallung von Zorn und Hochmut erwartet. Eine empörte Abwehr, die Frauen und Gesetzesunkundige so oft zu den törichten Ausbrüchen hinreißt. Reden von „Zumutungen" — — von „Unglaublichkeit" und dergleichen mehr.

Aber die Gräfin Lauingen saß so still, als atme sie kaum. Da sie halb mit dem Rücken gegen das Licht saß, hätte er auch in ihren Zügen schwerlich eine Veränderung erkennen können; indes wagte er nicht sie anzusehen. Ihr Schweigen gab ihm das Gefühl, noch mehr erklären zu müssen.

„Das Testament sagt klar, daß Almuth Gräfin von Lauingen, geborene Freiin von Hochfeldern-Harst und ihre Kinder die Universalerben sein sollen. Also könnte nur ein weiteres Kind als eine das Erbteil mindernde Person angesprochen werden. Und daher muß eben die eidesstattliche Versicherung dahin lauten, daß Graf Chlodwig das einzige Kind von Euer Exzellenz sind."

„Das soll ich beschwören?" fragte sie laut.

So laut, daß er etwas erschrak.

„Nicht beschwören — keine richtige Eidesleistung — nur eine Versicherung an Eides Statt . . ."

„Ist das juristisch ein Unterschied?“ fragte sie. „Mag sein. Für das Gefühl aber doch nicht.“

„Allerdings — — eine falsche eidesstattliche Versicherung müßte dem, der sie gibt, immer das Gefühl eines geleisteten Meineides geben — wenn er sie mit vollem Bewußtsein gibt.“ —

„Und wem habe ich diese eidesstattliche Versicherung zu geben?“

„Dem Gericht. Oder vor einem Notar, welcher naturgemäß nicht ich sein könnte. — Ich würde mir erlauben zu empfehlen: dem Gericht — der Amtsrichter Thorstein ist Euer Exzellenz, soweit ich mir erlauben durfte gelegentlich ein Urteil mir zu bilden, keine unangenehme Persönlichkeit — sonst bliebe auch der Rechtsanwalt und Notar Krotoschiner.“

Doktor Nebermann entsann sich: bei dem Diner, das der Verstorbene alle Jahr den „Spitzen“ des Städtchens gab, war der prächtige joviale Amtsrichter Thorstein immer besonders von der Gräfin ausgezeichnet worden. Man merkte es ihr an, daß dieser frische Aufrechte mit dem angegrauten Kopf, dem guten Lachen und den tiefen, gütigen Augen ihr sehr angenehm war. Vor ihm die eidesstattliche Versicherung abzugeben, mußte ihr nicht allzu peinlich werden. Er kannte die Abhängigkeit der Laien vom Persönlichen, die fast nie dazu kommen, im Richter nur den Vertreter des Rechtes zu sehen. Sie halten sich doch immer an den Menschen in ihm — soweit das Physiognomische es erraten läßt. Die Nebenpersonen

des kurzen gerichtlichen Aktes würde die Gräfin mit allen Fähigkeiten der großen Dame ganz übersehen.

Almuth schwieg lange. Daß die empörte Hochmutsaufwallung ganz ausbleiben werde, war Doktor Nebermann nun gewiß. Aber die scheinbar so vollkommene Ruhe, mit der dies hingenommen wurde, erstaunte ihn doch.

Nun fragte sie, immer sehr laut und deutlich sprechend:

„Wer hat denn diesen Zweifel erweckt?"

„Sie bleibt ganz kalt und logisch", dachte er. Er fand das bewundernswert. Aber zu einer freien Stimmung konnte er doch nicht kommen. — Aus ihrer Haltung, ihrem seltsam kalten Ton wirkte etwas heraus, das ihm peinlich war.

„Das Gericht wird unbedingt verschweigen, wer ihm diese Angaben machte, die es nötigen, die eidesstattliche Versicherung zu fordern. Aber ich habe so meine Gedanken." — —

„Ich erlaube Ihnen, sie mir mit der vollkommensten Offenheit mitzuteilen — ich bitte Sie darum."

„Gestern mittag, gleich nach meiner Tischzeit, vor Beginn der Sprechstunde — ich lag mit meinen heißen Umschlägen, die ich immer nach Tisch — Exzellenz verzeihen — daß ich das erwähne — und da wurde Ihr Erlton gemeldet. Dringlich. Nun, ich dachte, er brächte mir ganz Wichtiges von Hahnenort. Ich stand also auf. Erlton, in seinem breitmäuligen Deutsch offenbarte mir, daß Gewissensbedenken ihn zu mir trieben."

„Sagte er Ihnen, daß er nicht mehr ‚mein' Erlton

sei", fragte Almuth hohnvoll. „Sagte er Ihnen, daß ich ihn und seine Frau davonjagte, weil sie mich, meinen Mann, meine Korrespondenz ausspionierten zu politischen Zwecken — — der englischen Regierung zu Diensten?"

„Nein. Das nicht. So nicht. Es klang fast, als gehe er, um nicht Zeuge zu sein oder gar Mitschuldiger einer Beraubung. Er ließ die Ursache seines Abganges von einem diskreten Licht umspielen, in welchem ein Leichtgläubiger ihn hätte sehr gut beleuchtet erblicken können. Er sprach dann von einem heimlichen Verkehr, den Euer Exzellenz seit vielen Jahren mit einer jungen Dame unterhalte, die — — von der er annehme — nach vielen Anzeichen annehmen müsse, daß . . ."

Er fühlte das helle Auge mit solcher Gewalt des Blicks auf sich gerichtet, daß ihm immer fataler zumut wurde.

„Diese junge Dame", sagte Almuth mit fester Stimme, „ist die Tochter einer Jugendfreundin. Deren Geheimnisse sind nicht die meinen. Deshalb bin ich nicht befugt, sie Ihnen anzuvertrauen. Ich werde also die eidesstattliche Versicherung geben, und zwar, wie Sie empfehlen: vor Gericht. Nicht Herrn Krotoschiner. Ist mit einer solchen Versicherung dann die Angelegenheit beendet?"

Ihr Ton war streng.

Das gab ihm endlich seine innere Freiheit zurück. Das war der Ton, den alle Menschen gegen das Recht und den Richter anschlagen, wenn es und er auf der Warte der Gerechtigkeit wachen; derselbe Ton, den

schon der Schüler gegen die Schulgesetzlichkeit anschlägt — der Ton des Individuums, das unbehelligt bleiben will.

„Ja", sagte er. „Damit ist die Angelegenheit abgeschlossen. Der Erbschein wird ausgestellt, und über die Erbschaft kann verfügt werden."

„Und Sie glauben, daß Erlton die gleichen Angaben wie Ihnen dem Gericht machte?"

„Ich muß davon überzeugt sein. Nach meiner Auffassung war Erltons Besuch bei mir und sein Gespräch ein sorgsam umhüllter Erpressungsversuch. Er pochte immer nur auf seine Gewissensbedenken und daß es einem britischen Manne gegen das Gefühl gehe, vielleicht eine Unterdrückte noch berauben zu lassen. Aber er sprach auch sehr stark davon, wie entsetzlich es ihm sei, Frau Gräfin vielleicht in eine peinlich skandalöse Lage bringen zu müssen. Er stellte sich und mir deutlich die Möglichkeit eines ungeheuren Lärms vor. Der auch natürlich entstanden sein würde, wenn Euer Exzellenz sich gezwungen gewußt hätten, diese eidesstattliche Versicherung abzulehnen. Ich hatte bei gewissen Wendungen von ihm, die er aber immer noch bemäntelte mit der Entschuldigung, schlecht Deutsch zu sprechen und sich vielleicht falsch auszudrücken — ja also bei gewissen Wendungen hatte ich die Empfindung, daß ich fragen durfte: Was kostet Ihr Schweigen? Ich hoffe, daß ich Ihre Billigung finde, wenn ich diese Wendungen ganz überhörte?"

Er sagte es mit soviel herzlicher Würde, daß Almuth ihm die Hand reichte.

„Ich danke Ihnen", sprach sie einfach.

„Am Schlusse seiner Auseinandersetzungen sagte ich ihm dann, daß sie teils wertlos, teils unglaubhaft seien, und daß ich ihm, dem nach langen Dienstjahren jäh Entlassenen, nur dringlich raten könne, sich nicht dem Verdacht einer Rachehandlung oder gar eines Erpressungsversuches auszusetzen. Mit hochfahrendem Stolz wies er den Verdacht ab, einer Rache fähig zu sein, und zog sich zum zweiten oder dritten Male während seiner Anwesenheit auf seine Gewissensbedenken zurück. Ich hörte nachher von meinem Schreibfräulein, dem er vor meiner Türe begegnete, daß er nach der Wohnung des Amtsrichters gefragt habe. Er ist dann offenbar gleich zu Thorstein gegangen, und wenn dieser einerseits gleich mir einen Racheakt vermutet haben wird, durfte er andererseits die offiziellen Angaben eines ihm persönlich als Ihren langjährigen Vertrauten bekannten Mannes nicht ignorieren. In solchem Fall dient ja auch eine eidesstattliche Versicherung geradezu als Schutz für den Verdächtigten gegen spätere Versuche, ihm zu schaden. So war es denn Pflicht des Gerichtes, die Ausfertigung des Erbscheines von der eidesstattlichen Versicherung abhängig zu machen."

„Und wann hat diese stattzufinden?"

„In zwei, drei Tagen. Ich denke, man wird alles rasch erledigen. Sowie ich die Zustellung habe, telephoniere ich heraus."

„Noch eines, lieber Doktor." Almuth hatte einen raschen, sehr starken Kampf mit sich zu bestehen, ehe sie die Frage herausbrachte.

„Bitte?"

„Ist solche eidesstattliche Versicherung nicht schon an und für sich aufsehenerregend? Mit einem Dunst von Skandal umwölkt? Und was wird mein Mann dazu sagen? Ich möchte nicht, daß . . . Sie entsinnen sich all der abscheulichen Skandalprozesse im vorigen Jahr. Zwar, sie lagen auf einem anderen Gebiet, aber die pamphletistische Presse — — man ist ja heute vogelfrei — je höher man steht, desto mehr."

Nun konnte der arme Doktor Nebermann trotz all seiner durch die sehr schwierige Unterhaltung bis zum Unerträglichen gesteigerten Gallenbeschwerden doch freundlich lächeln. Es tat ihm wohl, alle Bedenken auslöschen zu können.

„Diese geforderte Versicherung ist nicht von fern schimpflich oder ein Vorfall, der die klatschsüchtige Welt zu Phantasien anreizt. Sie erfährt nichts davon. Nur die Verweigerung, durch bisher verborgene Tatsachen Ihrem Gewissen bittere Notwendigkeit, würde sehr viel Aufsehen gemacht haben — in welcher Lage sich Euer Exzellenz gottlob nicht befinden. Es ist so nur ein einfacher gerichtlicher Akt, den der Wortlaut des Testamentes nötig macht, der der Ausstellung des Erbscheines vorauszugehen hat; eine kleine Zeremonie, von der man oft absieht, auf die man aber eben diesmal nicht verzichtet. Diese Angaben werden auch Seiner Exzellenz genügen. Ich kenne die große Empfindlichkeit Seiner Exzellenz gegen alles Gerede und Dinge, die solches hervorzurufen geeignet sind. Diese Sache wird ihm so plausibel erscheinen, daß wir ihm

ohne jedes Bedenken sogar die Erltonsche Intrige verschweigen können."

„Ja," sagte Almuth, „das ist richtiger. Er würde Erlton strafen wollen. Das gäbe Weiterungen. Erlton würde vollends unser Feind. Und da wir uns in politischen Gesprächen doch vielleicht manchmal nicht genug in acht genommen haben — oder ohne es zu ahnen behorcht wurden" — — —

Doktor Nebermann stand auf. Ganz hell im Gesicht.

So war denn diese Unterredung überstanden. Die Gräfin nahm es kühl und vernünftig. Doch eine außerordentliche Frau. Und er küßte ihr ergeben die Hand.

Almuth aber ging mühsam treppan. Fühlte sich in ihrem Zimmer verlassen, ohne Pflege und Bedienung — wo war Berta. — Ach, sie selbst zu erschöpft, um nur ihr Kleid zu öffnen — ja Kitty Erlton, die Vollkommene fehlte — in dies Entbehren langgewohnter, wunderbar geschickter Dienste flog auf einmal ein Schauder hinein — Widerwille — Zorn — das Ohnmachtsgefühl, sich nicht einmal rächen zu können. — —

Da öffnete sich die Tür. Barbara kam herein. Sie hatte Nebermanns Fortgang aufmerksam erhorcht.

„So," sagte sie mit geradezu mütterlicher Miene, „so."

Und zog Almuth aus, als sei diese eine große Puppe. Und liebkoste sie und hieß sie still bis zur Teestunde schlummern.

Almuth aber lag mit offenen Augen und sah in die nächsten Tage hinein.

Was sagte Nebermann? „Nur die Verweigerung,

durch bisher verborgene Tatsachen Ihrem Gewissen bittere Notwendigkeit, würde sehr viel Aufsehen machen . . ."

Aufsehen? Bloß Aufsehen? Einen Skandal, der in allen Sälen Europas widerhallte . . .

Eidesstattlich. — — —

Was für Unterscheidungen das Gesetz kennt!

Die Sittlichkeit kennt nur das eine Wort.

Eid. — — —

Die kahlen, nüchternen Zeilen ihres Schwagers waren für Barbara überfüllt von beseligenden Verkündigungen! Der Prinz würde kommen. Nicht allein! Natürlich nicht allein! Der Geliebte würde mit ihm sein. Almuth hatte also doch, und wie es gar nicht anders sein konnte, mit Dank und Willkommen geantwortet. Wenn man nur den genauen Tag wüßte. Festlich und herrlich mußten alle Räume von Blumen glänzen und duften. Almuth mußte erlauben, daß nach Erfurt und nach Berlin telegraphiert würde. Und daß sie, Barbara, ganz allein alles ordne. Scheinbar für die Hoheit! Aber er, der eine, er würde wohl spüren, daß es für ihn sei . . . Vielleicht würden, dürften sie kein ungehörtes Wort miteinander wechseln. Aber sie sahen sich! Ein Blick, ein Händedruck — oh, Seligkeit genug. — —

Und ihre Freude strahlte so unverhüllt aus ihren Augen, jedes ihrer Worte hatte einen Nebenklang von Jubel, ihr Schreiten war beschwingt, als gehe sie auf ein Paradiestor zu . . .

Almuth und Arvad sahen es beide. Und es ward ihnen dieses Ausstrahlen liebender Vorfreude zur Qual.

Ihr ein Vorwurf und eine bedrängende Drohung. Ihm wie die Nähe eines glimmenden Feuers. — — Wie lebendig gewordene Erinnerungen. — — So mochte einst auch dies oder das Frauenherz um seinetwillen Seligkeiten der Erwartung getragen haben. — Ob sie — die Frau mit der schönen Stimme und den schönen Händen dereinst auch so geleuchtet und gebrannt hatte, als die Zeit der „heißen Mittagsschwüle", der „süßen Vollmondsstille", der „leisen Schritte durch ein nächtig verträumtes Haus" war. — — — Berückende Vorstellung — dieses meerhelle Auge brechen zu sehen, in Hingegebenheit. — —

Ihm kam es so vor, als habe sich ihr Ausdruck seit heute mittag verändert. Er wußte nichts von dem Besuch des Rechtsanwaltes. Doktor Küsterberg hatte ihn unerlaubt lange mit verstaubten Gesprächen festgehalten. Nachher war er gleich in sein Zimmer gegangen.

Hatte sie gefühlt — hatte sie es nicht fühlen müssen, daß ihre Beziehung zueinander sich jäh veränderte? Daß sie aus den Bezirken der Freundschaft, der ein wenig posierten Freundschaft heraus in eine neue Zone getreten sei, darüber die heiße Luft einer sich entwickelnden Feuersbrunst hinstrich?

Wie mühsam das Gespräch rann. Niemand empfand es. Barbara bediente die Schwester und den Gast beim Tee. Irgendwo vor der Saalwand stand Philipp in seiner blauen Livree mit den blanken Knöpfen neben der großen Kredenz, auf der silberne Schaustücke prunkten, und wartete ihrer Winke. Arvad versuchte

zuweilen eine Bemerkung. — Almuth antwortete kaum — wenn ihre Blicke sich trafen, war es Verständnis, das sich kaum verbarg. Sie dachten beide: heute abend. — — Sie dachte es, wie man an einen befreienden, klärenden Augenblick denkt . . .

Hatte er nicht gesagt: es gäbe viele Möglichkeiten? . . . An diese Äußerung klammerten sich ihre Gedanken . . .

Philipp im Hintergrund rührte sich. In der kleinen Tür, die zum Anrichteraum führte, zeigte sich sein Kollege Leopold. Sie flüsterten miteinander. Und Philipp näherte sich der Herrin, sein Gesicht war voll Bedenklichkeit.

„Frau Gräfin verzeihen . . . Leopold meldete, daß eine Dame Euer Exzellenz zu sprechen wünschen . . . Sie will ihren Namen nicht sagen."

Ärgerlich wies Almuth das Verlangen ab. Derlei geheimnisvolle Anmeldungen liefen immer auf eine Bettelei hinaus. Verschämte Arme oder auch Schwindlerinnen versuchten so, sich an sie heranzudrängen, in der Hoffnung, daß ihr die Kälte oder der Mut oder die Geduld fehlen werde, abzuweisen oder sich in lange Erklärungen einzulassen.

„Ich empfange keine Unbekannten", sagte sie.

„Leopold meinte, es sei eine wirkliche Dame", erlaubte Philipp sich zu bemerken.

„Die würde ihre Karte hereinschicken", antwortete sie kurz.

„Soll ich mit ihr sprechen?" fragte Barbara.

„Was fällt dir ein! Sagen Sie Leopold, die Dame solle mir ihre Angelegenheit schriftlich vortragen."

„Die Dame hat geäußert, es sei wichtig."

„Natürlich. Für sie. Diese Wichtigkeiten der anderen sind nicht meine —" setzte sie im allgemeinen hinzu und fügte noch für Arvad und Barbara die Klage an: „Man wird zur Härte genötigt, wenn man in sehr weit sichtbarer Stellung und dem Ruf leidlichen Vermögens steht. Es ist beinahe unglaublich, was sich an Bitten und Zumutungen an einen herandrängt."

Philipp hatte sich schon nach dem ersten Wort zurückgezogen und hinter der Tür dem Leopold das bestimmte Nein ausgerichtet.

„Almuth", sagte Barbara endlich, unfähig ihren Hauptgedanken noch länger schweigend zurückzuhalten, „sollen nicht Blumen und Topfgewächse bestellt werden? Im Treibhaus ist fast nichts. Nur zwei, drei Dutzend schöne Marschall-Niel können in den nächsten Tagen schnittreif sein — sagt Brömer."

„Um Gottes willen — keine Marschall-Niel", wehrte Almuth ab. Das waren die Rosen gewesen, die alle Schalen auf der Tafel füllten, an der Onkel Emmich sein Haupt zum letzten Mal und vor der allerhöchsten Majestät geneigt. — Und Barbara hatte sich gerade auf diese Rosen gefreut — es waren die gleichen, mit denen damals in Kairo Wichard ihr seine Anwesenheit angekündigt, sie hatte sich ausgedacht gehabt, daß eine Verschwendung mit Marschall-Niel getrieben werden müsse, damit er fühle: die Erinnerung juble ihm daraus entgegen.

„Soll nichts bestellt werden?“ fragte sie hartnäckig.

„Ja. Natürlich. Ich überlasse es dir. Besprich das mit Brömer. Er kann mal telephonisch anfragen, was da ist . . . Was noch?“ wandte sie sich mit ungeduldiger Frage an Philipp, der sich schon wieder näherte. Er hielt einen Briefumschlag in der Hand.

„Die Dame befahl“ — er sagte wahrhaftig „befahl“, denn dies Wort hatte Leopold gebraucht, dem es unwillkürlich auf die Lippen gekommen war, „die Dame befahl, diesen Brief an Exzellenz abzugeben und ihr Bescheid zu bringen.“

Almuth riß den Umschlag auf, gereizt von soviel Beharrlichkeit. Eine Visitenkarte lag darin — wenige Worte standen darauf.

Sie hielt den Atem an — alle Nerven in ihr waren angespannt, um die eine Kunst zu üben, in der sie von früh an zur Meisterin geworden war: sich äußerlich zu beherrschen. Aber über ihr Blut hatte sie keine Gewalt, und sie konnte nicht verhindern, daß ihre Farbe sich wieder veränderte.

„Lassen Sie die Dame eintreten — ich komme gleich“, sagte sie ruhig.

Philipp wußte ein für allemal, daß er oder Leopold Personen, die in besonderen Angelegenheiten vorsprachen, Fremde, die nicht zum nachbarlichen Verkehr gehörten, aber auch nicht mit geschäftlichen Anliegen ins Inspektorhaus verwiesen werden konnten, in das Zimmer zu geleiten hatte, das noch immer das des Herrn genannt wurde.

Almuth nahm sich Zeit. Keinen Blick ließ Arvad

von ihr, und er ahnte, daß ihr Zögern, ihr Verlangen, noch erst ihre Tasse Tee zu leeren, keine hochfahrende Rücksichtslosigkeit gegen die wartende Fremde sei, sondern der Wunsch, sich völlig in die Hand zu bekommen. Denn ihn täuschte ihre ruhevolle Haltung nicht. Sie war für ihn so ganz und gar durchsichtig geworden, als sei zwischen dem Schlag ihres Herzens und dem Pulsen seines Blutes ein Kontakt.

Die Dame, die zu Fuß zwischen den Pappeln und den zu Kugeln verschnittenen Taxus' heraufgekommen war, hatte ihren Einspänner vor der äußeren Pforte warten lassen. Hätte Leopold, der ihr die Tür unter dem Glasbaldachin öffnete, diesen Einspänner gesehen, würde er gleich gewußt haben: die Dame ist mit der Bahn angekommen und hat sich das Fuhrwerk des Wirtes vom „Bahnhofshotel" genommen. Er sah auch sofort: es war eine Dame. Denn er hatte immer bei Herrschaften auf dem Lande gedient, und er kannte diese von jeder Mode unabhängigen, einfachen Hüte, diese schwarzgrauen Jackenkleider, die nie elegant, aber auch nie dürftig oder unfein aussehen. Er hatte auch einen Blick für solche, von der Luft etwas gegerbten und vergröbten Züge, aus denen doch der Adel uralter Geschlechter sich ankündigte. Und diese typischen Merkmale waren bei der Dame noch unterstützt durch eine hohe, etwas magere Gestalt, eine stolze Haltung und ein festes, fast befehlendes Auge. Keine Sekunde kam ihm die Vermutung, eine Bittstellerin vor sich zu haben; das Anliegen einer solchen, ohne Namensnennung der Gräfin gemeldet werden zu wollen, würde

er gar nicht erst an Philipp weitergegeben haben. Auf die Möglichkeit einer Abweisung schien sie sich vorbereitet zu haben, denn sie zog einen geschlossenen Briefumschlag aus der Tasche ihrer Jacke. Dann blieb sie, den zusammengerollten Regenschirm wie einen Stock aufstemmend, ruhig stehen und wartete.

Beflissen kam Leopold zurück.

„Ihre Exzellenz lassen bitten. Wollen die Dame einstweilen eintreten."

Nun stand sie in Onkel Emmichs gemütlichem Zimmer, wo alles noch von einem Bewohner sprach, der sich auf geschmackvolles Behagen und den würdigen Ton eines Raumes verstand. Möbel, Teppiche, Wände waren von ruhevoller Dunkelheit. Nur von der Wand über der Chaiselongue leuchtete das große, sie in all ihrem gesellschaftlichen Glanz darstellende Bildnis der Gräfin Almuth Lauingen. Der weiße Atlas und die Silberstickerei auf ihm waren ein Kunststück malerischer Technik. Aber das durchgeistigte, schöne Antlitz, die anmutsvolle Haltung der mit weit hingebreiteter Schleppe sitzenden Frau war eine malerische Genialität.

Die Dame stand in grenzenlosem Staunen, sie nahm Stellung — sah von rechts — sah von links — verharrte dem Bilde gerade gegenüber — es hing auf das glücklichste und war von überall her gut beleuchtet. Keinerlei Blendung machte das Auge des Beschauers unsicher.

„Wo bin ich?" dachte sie. „Was ist das?" fragte sie sich. Gab es das? War das möglich? Solche Ähnlichkeit. — Ja, warum nicht! Es gab allerlei Doppel-

gängertum in der Welt. — Die Natur schuf auch zuweilen nach schon vorhandenem Muster. Aber wunderbar, wunderbar — — es macht immer betroffen.

Sie hörte Geräusch. Die Tür öffnete sich. Die Gräfin Almuth Lauingen trat ein — in der graziösen Düsternis ausgeklügelter Trauerkleidung.

„Sie wünschen mich zu sprechen, Frau von Eggenkamp," sagte sie mit ihrer klingenden Stimme und nicht ohne Freundlichkeit; „darf ich fragen, warum diese geheimnisvolle Art sich anzumelden?"

Frau v. Eggenkamp nahm kurz die sehr flüchtig dargereichte Hand.

„Gräfin," sprach sie ernst, „wozu Versteck spielen. Sie werden doch ahnen, welche Angelegenheit mich herführt. Und ich wollte Ihrer Schwester durchaus die Erregung ersparen, die ihr unter den derzeitigen Verhältnissen eine unerwartete Begegnung mit mir bringen muß."

Almuth wollte etwas sagen. Ihr leises Zögern veranlaßte Frau v. Eggenkamp rasch hinzuzusetzen:

„Wenn unsere Unterredung den Erfolg hat, den ich hoffe, bitte ich, Ihre Schwester sehen zu dürfen. Aber verzeihen Sie eine Frage: wen stellt dies Bild dar?"

Almuth lächelte.

„Daß Sie das fragen, gnädige Frau, ist kein Kompliment für mich. Es ist mein Bild. Vor fünfzehn Jahren gemalt — es mag Ihnen bekannt vorkommen, weil es damals durch alle Ausstellungen und

in Reproduktion durch alle illustrierten Zeitschriften der ganzen Welt ging."

„Meine Frage war töricht vorgebracht. Daß es Ihr Porträt sei, konnte ich mir ja sagen, noch ehe Ihr Eintritt ins Zimmer es mir bewies. Mein geradezu aufregender Eindruck vom Bild hat andere Gründe: es ähnelt einer mir bekannten jungen Dame so vollkommen, daß ich sie für das Original halten könnte, wenn mir die ganze prunkvolle Darstellung es nicht verböte."

„Ach?" machte Almuth im Ton des oberflächlichsten Erstaunens über eine höchst gleichgültige Mitteilung. „Ja, es gibt fabelhafte Ähnlichkeiten. Zar Nikolaus und König Georg sehen sich zum Verwechseln ähnlich und machen sich in der Familie zuweilen den Spaß, sich verwechseln zu lassen."

„Nun, die zwei sind blutsverwandt. Die Mütter sind Schwestern."

„Auch meine Stiefschwester Barbara sieht mir ähnlich — es scheint demnach, daß mein Gesicht nicht sehr apart ist. — Aber wollen wir uns nicht setzen . . ."

„Gerade, weil es so gar kein gewöhnliches Gesicht ist, gerade weil diese Augen in Farbe und Umrahmung so einzigartig — deshalb gerade fällt mir die Ähnlichkeit so auf . . ."

„Lassen wir doch dies zufällige und gleichgültige Vorkommnis. — — Ich darf um Offenheit bitten. — Ihre Reise hierher. — Nicht wahr, Sie wohnen da oben irgendwo in Holstein — oder in Oldenburg. — Sie

mußten nach Berlin fahren, um dann hierher zu gelangen — eine ziemlich umständliche Geschichte."

Almuth war tief in einen Klubsessel gesunken und hielt ihre Hände ein wenig seitwärts auf dem braunen Leder gefaltet. Frau v. Eggenkamp aber saß, steil und thronend, in der Sofaecke.

In ihre mehr strengen als zarten Züge kam nach und nach ein Ausdruck von Leidenschaft und Energie, vor dem Almuth innerlich feige ward. — — Es hieß aber: sich halten.

„Natürlich Offenheit. Um in ihr zu sprechen, bin ich gekommen. Ich reise sonst nie. Mein Sohn Johann, mit dem ich zusammenlebe, müssen Sie wissen — falls Sie nicht durch Wichard über alles Bescheid wissen — Johann fragte: „Mutter, was willst du?" Er glaubte mir nicht, als ich sagte: Berlin mal sehen. Und dann sagt' ich: mit Wichards früherem Kommandeur sprechen — er kann doch wieder in sein altes Reg'ment treten, wenn dies mit Fritz-Gustav nun bald zu Ende ist. — Und das ist auch nebenbei wahr gewesen. Der Kommandeur hat mich gleich empfangen. Ich war da zum Tee geladen. Ein Prachtmann. Taktvoll und herzlich seine Frau. Da hörte ich, was ich gewußt hab': mein Wichard ist ein glänzend begabter Offizier; eine allererste Karriere ist ihm gewiß. Seine Adjutantenschaft bei Fritz-Gustav war nur ein gewiß mehr nützendes als schädigendes Zwischenspiel. Denn man weiß ja, wie es mit Majestät ist: er sieht gern, ihm vom Hof oder von befreundeten Höfen her bekannte Militärs avancieren."

„Das freut mich für Ihr Mutterherz und Ihren prächtigen Herrn Sohn", sagte Almuth höflich dazwischen.

„Und nun — mit solchen Aussichten — nun will er nach Südwest, Gräfin! Sie wissen warum! Weil Sie ihm Ihre Schwester verweigern! Nur deshalb. Sie wollen sich in Südwest ihre Existenz erarbeiten, die beiden! Sie wissen warum! Weil Wichard mit seiner Gage und dem bißchen Zulage, was ihm aus unserem Stammgut zukommt, keine Frau ernähren kann. Und weil Barbara beinahe gar nichts hat."

„Betrübende Umstände, die oft genug vorkommen. Zahllose junge Herzen müssen verzichten. Jugend tröstet sich erstaunlich schnell," bemerkte Almuth.

„Wichard nicht. Mein Schlag nicht. Nicht nach Eggenkampscher Art und nicht nach Schierberger Art. — Sie wissen wohl, ich bin eine geborene Schierberg-Lauenstedt. — Was meine Söhne fassen, halten sie fest. Sie sind keine Halben. Und was ich von Barbara weiß . . ."

„Ach, die Erzählungen eines Verliebten! Ja, Barbara ist ein reizvoller, lieber Mensch — aber noch zu jung, als daß wir wissen könnten, wie sie sich im Leben hält," wandte Almuth ein, „sie ist an Glanz gewöhnt, und wenn Herz und Hütte Praxis würden, könnten doch Enttäuschungen kommen."

„Da irren Sie, Gräfin. Ich weiß genau Bescheid um Barbara. Die ist nicht verwöhnt. Die lebt nur jetzt wie in 'ner Gastrolle. Ich hab' mich genau nach ihr erkundigt, was ich als meine Mutterpflicht be-

trachtete. Eine Freundin von mir wohnte in Doberan, Garten an Garten mit Barbaras Großmutter. Da wohnen soviel still und bescheiden gewordene Vornehme. So eine war ja auch Barbaras Großmutter. Fröhlich, einfach, rührend liebevoll hat das junge Ding die Großmutter umsorgt und war immer zufrieden. Eine urgesunde Natur ist die Großmutter gewesen. Solche Jugend legt einen guten Grund in ein Mädchen. Dessen bin ich sicher. Auch kenne ich meines Wichards Urteil und Anspruch. Der hätte sein Herz nie an was Brillantes ohne Wert dahinter vergeben!"

„Und was soll ich dabei . . . wenn doch die Armut beider . . ."

„Gräfin," begann Frau v. Eggenkamp voll Entschlossenheit, „ich komme nicht betteln, gönnen doch Sie, die reiche Frau, dem lieben Paar das kleine Stück Geld, was es braucht, um sich zu heiraten. Obschon es beinah so aussehen könnte. Sie sind kein kleinlicher Mensch. Das weiß ich auch. Aber natürlich: Sie fuhren und fahren auf Gummirädern durchs Leben. Da übersieht man allerlei rechts und links am Wege. Mein Leben will ich Ihnen mal klar machen. Verstehen Sie mich: Dann gut! Kommt's Ihnen wie gar nichts vor — dann ist es schlimm. Dann bin ich eben bloß ein Ding am Wege, von Ihrer Karosse aus. Ich hab' meinen Mann lieb gehabt — sehr lieb. Wie man sich eigentlich bloß lieb hat, wenn diese Liebe allein das Helle in einem Dasein voll Sorgen und Arbeit ist. Gott, was war er für'n Mann! Fest, treu, klar. Und mußte mich so früh allein lassen in all den Sorgen mit

den zwei Jungens. Aber er ging doch eigentlich ruhig. Du wirst es schon schaffen, sagte er. Weiß Gott, da war viel zu schaffen. — Meine Mitgift hatte ermöglicht, daß Eggenkamp überhaupt zu halten war. Was blieb darüber hinaus noch alles zu tun. Gräfin, es ist nicht leicht, wenn man wochenlang nicht schlafen kann vor den Berechnungen und Fragen, ob auch die Zinsen zum Termin aufgebracht werden können! Und wenn zwei Jungens gut erzogen werden sollen, was viel Geld kostet. — Die Pension beim Oberlehrer in der Stadt soll bezahlt werden — das Schulgeld. — Von Sonnabend auf Sonntag kommen sie heraus und sollen ein helles Gesicht bei Mutter finden. — Und dann: man ist selbst noch jung. Man ist allein, und das Temperament rumort in einem und weiß, was es will und braucht. Und wenn in trüben Novemberzeiten kaum Licht von draußen kommt und Tag und Nacht der Regen heftig klatscht und der Sturm dem alten Hausdach zusetzt — dann liegt man einsam wach, über Mitternacht hinaus und denkt an jene Jahre, wo man sich von zwei liebevollen Armen umfaßt fühlte. Einmal kam mir ein Mann über den Weg. Was soll ich prüde sein. Mein Blut wollte ihn. Das zitterte in mir und schrie und wollte sein Recht. Der Mann liebte mich. Es hätte wohl alles gepaßt. Name, Stand und Geld hatte er auch. Mit den Sorgen und der Einsamkeit wär's vorbei gewesen. Jung und froh und verliebt konnte ich leben mit ihm. Aber ich spürte: meine Jungens waren ihm zu viel. Die Freundlichkeit gegen sie war so gefroren, so gewollt. — Und da nahm ich

mich tüchtig zusammen und dachte, erst die Kinder, dann ich. Er war nicht wenig verstört und verletzt, als er den Korb bekam. Aber ich sagte ihm geradezu, weshalb ich ihn doch nicht heiraten könne. Es tat weh. Ein paar Jahre hatte ich still in mir daran zu würgen, ehe er ganz vergessen war. Der Segen, der auf meiner Arbeit lag, half schließlich überwinden. Und nicht nur mein Gut gedieh mir unter den Händen. Auch meine Söhne machten mir Freude. Zeit zu Vergnügungen war nicht, Geld, mir selbst mal was zu gönnen, eine kleine Reise, gute Bücher, schöne Kleider — das war nicht übrig. Ja, solch Leben können Sie, Gräfin, sich wohl nicht vorstellen."

Almuth sah auf ihre Hände herab und streichelte eine mit der anderen.

„Es war ein sehr würdiges Leben", sagte sie leise.

„Ich will Ihnen sagen, was mir half, es durchzufechten. Jeder Mensch muß eine Hoffnung haben. Irgendein schönes Bild muß ihm vorschweben. Wie eine Gegend, wohin er gewiß mal kommt. Das war nun für mich mein Alter. Dann waren meine Söhne reife Männer, mit tüchtigen Mädchen aus edlen Familien verheiratet, Johann als Herr auf Eggenkamp und Wichard als tüchtiger Offizier. Beide aufsteigend und immer weiter aufsteigend vom Grundbau aus, den ich zusammengemörtelt. Und ich säße still da im Abendsonnenschein und ruhte mich aus. Einmal, einmal auszuruhen und nur noch zusehen zu dürfen! Das war mein schönes Bild. Aber es sieht so aus, als sollte selbst das zu unbescheiden gehofft sein."

Sie seufzte nicht. Ihre Stimme wurde eher strenger als weicher. Kein Anklang von Gemütsüberspannung war in ihrem Ton. Klar und gerecht sah sie die Sache an, und so brachte sie sie vor.

„Jawohl. Reife Männer sind die Söhne, und stolz kann ich auf sie sein. Aber da kommt das Schicksal und verpfuscht mir ihr Leben und damit das meine. Johann liebt ein Mädchen — mein Gott, persönlich ist ja nichts gegen sie zu sagen, ich lernte sie kennen — sie ist es, von deren fast unglaublicher Ähnlichkeit mit Ihrem Bilde ich sprach. Gerade dieselben hellen Augen mit den sonderbaren dunklen Wimpern herum. — Geld, etwas Geld hat sie auch — mehr als genug, daß die Brüder sich finanziell auseinandersetzen könnten. Aber das darf nicht erwogen werden, das darf nicht mitsprechen, weil ein wichtiger Umstand gegen sie spricht. Dies junge Mädchen, gut erzogen, von hochgeachteten Pastorsleuten, ist nämlich dunkler Herkunft! Vielleicht Gräfin, da Sie aus so stolzem Hause stammen und in ein hochgeborenes Geschlecht hinein heirateten, fühlen Sie mir das etwas nach. Die Eggenkamps sind Uradel. Die Reinheit ihres Stammbaumes ist ihr Stolz gewesen. Darauf ist immer streng gehalten worden. Und nun soll ein Mädchen das Geschlecht als Johanns Frau fortsetzen, von dessen Familie man gar nichts weiß? Welche Anlagen können in ihr versteckt liegen! Sie kann ein Abkömmling von Verbrechern sein. — Nichts weiß man . . . Es ist hart für Johann, daß ich mich dagegen stemme. Aber ich muß es — trotzdem — — nämlich ja: ich konnte das Mädchen sehr lieb

haben. Das fühle ich. So wird es mir selbst auch hart."

„Ich verstehe Ihr Widerstreben durchaus", sagte Almuth. „Ein schwerer Konflikt . . ."

„Und nun zerbricht mir auch meines Wichards Laufbahn! Das ist zu viel. Er will mich, seine Mutter will er lassen, den Beruf, die Heimat, das Vaterland. — Warum Gräfin? Um das bißchen elenden Mammon! Er fordert ein kleines Kapital. Um es ihm zu geben, müßten Johann und ich eine Hypothek auf Eggenkamp aufnehmen; eine Hypothek! Nachdem ich vierundzwanzig Jahre geschuftet habe, unser Gut davon frei zu arbeiten. Ich kann Ihnen sagen: der Tag, wo ich die letzte auszahlte — es waren zehntausend an die Hypothekenbank in Kiel — das war der erste und einzige Festtag für mich, den ich erlebte, seit ich alle Last allein trug. Aber wenn Sie unerbittlich sind, muß es dabei bleiben. Wichard und Barbara wollen nicht voneinander lassen. Wichard hat mir eine Stelle aus einem ihrer Briefe abgeschrieben. Da schreibt sie, daß die Aufgabe seines Berufes so wenig ein Opfer sei wie ihre Aufgabe des glänzenden Lebens; die Liebe allein habe zu sprechen; und sie ist froh, daß sie sich selbst ihr Leben zurechtzimmern müssen; von Ihnen und von niemand will sie was; sie will bloß mit Wichard glücklich sein. Sehen Sie, das Mädchen gehört zu uns. Das hat zu mir gesprochen. So soll es sein. Aber mein Mutterherz wehrt sich — wenn er geht — nach Südwest — das ist weit für eine alte Frau, die beinahe nie von ihrer Scholle weg kam. — Und dann kommt der Abend-

onnenschein, und ich sitze nicht zum Ruhen da — pndern bloß mit leeren Händen." — —

Sie schwieg. Was hatte sie noch mehr zu sagen. Schlicht hatte sie ihr Leben hingebreitet. Sie meinte: das sei genug. Schöne Worte waren ihre Sache nicht. Und was sollte sie nun auch noch an Bitten aufbringen.

Sie sah vor sich hin. Mit einem ernsten, ge'ammelten Ausdruck. Nun wartete sie . . . Diese reiche, glänzende Frau war doch auch Mutter. Ein Mutterherz hatte zum anderen gesprochen. Das war doch eine Sprache, in der man sich immer verstehen mußte.

Ohne das Gefühl einer Demütigung hatte sie diesen Gang auf sich genommen. Im Grunde von dem einfachen Gedanken getragen: ich muß ihr das alles nur mal ordentlich vorstellen. Für sie war die Weigerung der Gräfin zum Teil auch ein Beweis von Nichterkennen, Nichtwissen. Nun wußte diese also, wie die Dinge lagen!

Zu versichern, daß ihr Sohn Wichard nichts von ihrer Fahrt hierher wisse, fiel ihr gar nicht bei. Über Selbstverständlichkeiten verlor sie kein Wort.

Das lange Schweigen der anderen Frau war ihr nicht verwunderlich. Sie wußte wohl: ein anfängliches Nein wird nicht immer leicht zurückgenommen, das rutscht nicht glatt heraus, da kommt die Eigenliebe und die Rechthaberei und der Eigensinn und der Hochmut und bremsen. — Man mag dem anfänglichen Nein noch gern allerlei kleidsame Mäntelchen umhängen, damit es nicht so nackend als Übereilung oder Härte dastehe.

— Und es ist ein bißchen menschlich, das Ja wichtig zu machen, indem man es nicht rasch dem Herzen entfahren läßt, sondern vor sich selbst und anderen noch mit einigen Kämpfen gegen den Verstand belastet.

Sie wartete gelassen. Ihr war nicht zweifelhaft, daß sie einen gütigen Entscheid hören werde. Es war wohl auch keine Kleinigkeit, daß sie, die Eggenkamp, sich aufmachte, um für sich und ihren Sohn hier einzutreten. Sie machte sich gar nichts vor. Sie gestand es sich mit starkem Nachdruck ein: sie wollte ihren Sohn nicht von sich lassen, sie wollte ihn in seinem Glück sehen, seine junge Frau lieben, Enkel haben und anbeten — kurz, ihren Abendsonnenschein wollte sie. — Ihr Wichard — wie Jugend ist — würde gewiß auch da unten in Südwest glücklich mit der geliebten Frau — aber sie kannte ihn: manchmal zöge doch ein Schmerz durch ihn hin — ihm würde doch was abgehen, wenn er seine Mutter nie, nie sähe und ihre Freude seinem Tagwerk fehle. — Und immer würde er wie von ganz fern her ihre Stimme hören — vergeblich ins Weite hinein horchen würde er. — Und wenn er dann einmal, nach Jahren vielleicht heimkam, war da keine Mutter mehr, sondern bloß noch ein Grab.

Sie wußte nicht, daß auch sie Phantasie besaß. Ihre viele Arbeit ließ ihr keine Zeit, sich von Träumen und Gesichten ins Ungewisse und Zukünftige führen zu lassen. Aber was verborgen davon in ihr gelegen, war wach geworden bei der Furcht, den Sohn auswandern zu sehen. Und das hatte sie hergetrieben — das vor allem. —

Das Schweigen dauerte doch sehr lange. Eine Art von Keuschheit war in dieser tapferen Frau — die hatte ihr verboten, die Schweigende anzusehen. Ihr war's gewesen, als dürfe ihr Auge nicht das Gesicht belauern, auf dem man vielleicht allerlei hätte lesen können von dem, was im Herzen vorgehe.

Nun aber machte sie eine unwillkürliche Bewegung — etwa wie eine der Ungeduld, eine des Mahnens. Und darüber fuhr Almuth aus ihrer regungslosen Stille auf. Sie erhob sich. Als habe man sie angerufen. Stand mit Blicken, die ins Unbestimmte gerichtet waren. — Blicken voll schweren Ernstes. — — Zögernd stand nun auch Frau v. Eggenkamp auf — bedeutete die Art, wie die Gräfin Lauingen sich erhoben hatte, nicht so etwas wie Beendigung einer gewährten Audienz? Unmöglich! Unmöglich!

„Welche Gewißheit darf ich mit mir nehmen?" fragte sie.

„Keine Gewißheit," sprach Almuth leise, „keine — noch nicht — ein wenig Geduld — bitte! Ich werde überlegen . . ."

„Mein Gott, was ist da zu überlegen", dachte Frau v. Eggenkamp. Groß und etwas steif stand sie da. „Überlegen" — das ist so die Ausrede der Feigen, die lieber ihr wiederholtes Nein schriftlich, als Auge in Auge geben. Bitterliche Enttäuschung wollte ihr schon das Herz vergiften — auch kam ein hochfahrendes Gefühl und meldete sich leise . . . Aufrechte empfinden die Vergeblichkeit einer heilig-ernsten Bemühung als Peitschenhieb . . . Aber sie hörte doch gleich auf ihre Ver-

nunft . . . Wer kann, wer darf die Gründe und Handlungen anderer Menschen so obenhin beurteilen . . . Überlegen wollen ist nicht in jedem Falle ein wiederholtes Nein . . . Die Worte konnten leer sein . . . Aber dieser Ton — das Angesicht, von schwerer Traurigkeit durchgeistigt. — — Nein, das war keine äußerliche Rede . . .

„So will ich warten und hoffen", sprach sie ernst. Und sie schritt langsam auf die Tür zu.

Da fiel ihr Blick unwillkürlich noch einmal auf das große Bild, auf dem die anmutsvolle Frau mit weit hingebreiteter Prunkschleppe saß und das blonde Haupt so frei und stolz erhob.

„Unfaßlich!" sagte sie. „Als sähe ich Luise Steinacker vor mir. Ja schön ist sie, anmutig. Und ein Charakter. — — Verzeihen Sie Gräfin — meines Johann Liebe kann Sie ja nicht interessieren. — Ich gehe nun. Ich danke Ihnen, daß Sie mich sprechen ließen — und ich warte und hoffe."

An der Tür, bis zu welcher Almuth ihr folgte, kam noch ein Zögern über sie. Eine Bitte wollte ihr doch noch von den Lippen — ihr Stolz hielt sie zurück.

Sie reichte abschiednehmend ihre Hand hin.

Und da begab sich etwas Unfaßliches. — Der blonde Kopf neigte sich, die ganze schlanke Gestalt in dem düstern Schwarz ihrer faltenreichen Gewandung beugte sich herab.

Almuth erfaßte die Hand und drückte einen Kuß der Ehrfurcht darauf . . .

Dann wandte sie sich ab. Während die andere, mit heißem Kopf ihrer Fassung beraubt, sacht die Tür öffnete und hinter sich schloß . . . Und ihre Hand zitterte. — Die Hand, die den demütigen Kuß empfangen, auf die eine Träne hernieder getropft war.

— — — — — — — — — — —

Daß Almuth sich zum Abendessen entschuldigen ließ, störte eigentlich weder Barbara noch den Doktor. Barbara, in einer Sorgenaufwallung, war gleich zur Schwester gelaufen. Aber Almuth wehrte sanft ab. Allzuviel dürfe sie sich ja noch nicht zutrauen. Und sie wünsche noch heute abend mit Arvad den Plan einer schriftstellerischen Arbeit durchzusprechen. Zu dem Zweck wolle sie sich recht sammeln.

„Wie bin ich froh," sagte Barbara dann zum Doktor N. Arvad, „daß Almuth sich wieder mit ihrer Liebhaberei beschäftigt. Das ist ein sehr gutes Zeichen. Ich möchte wohl wissen, ob sie wirklich Talent hat. Jedermann bewundert jeden kleinen Gelegenheitsvers, den sie zu Geschenken und Festen macht. Natürlich: ich habe kein Urteil. Ich denke aber doch manchmal, daß einer Frau wie Almuth sehr viel geschmeichelt wird. Sie können mir ein sicheres Urteil geben. Ich weiß nicht, wie es kommt: aber Sie sind gewiß immer eher zu scharf als zu nachsichtig, glaube ich."

Arvad lächelte über diesen Eindruck, den er auf diese unerfahrene junge Dame gemacht hatte. Aber er mußte sie doch enttäuschen. Denn sehr vorsichtig sagte er:

„Über ein Talent nach Gelegenheitsproben und

ersten Versuchen zu urteilen, darf sich kein Mensch anmaßen. Entwicklung ist alles. Der Gräfin fehlt es nicht an Wunsch und Willen, sich dichterisch auszudrücken. Kunst ist nun einmal anspruchsvoll. Sie will den ganzen Menschen. Gräfin Lauingen gab ihr aber bisher immer nur den kleinen Finger. Da ist es zu einem vermählenden Handschlag noch nicht recht gekommen. Aber es ist ihr geglückt, hier und da eine Stimmung in klangvolle Worte einzufangen."

„Nun bin ich gerade so klug wie vorher", antwortete Barbara. „Wünschen möchte ich es Almuth, daß sie mal was schaffen könnte, das sie glücklich macht. Denn den Ehrgeiz hat sie. Ich glaube, der unbefriedigte Ehrgeiz ist wie eine Art Gemütsstörung bei ihr. Sie sagte mal: ‚Ich will nicht nur durch meine Stellung wer sein; ich will um meiner Begabung willen wer sein'."

„Ihre Frau Schwester ist alles, was sie ist, durch ihre eigene Persönlichkeit. Ob ihr Gatte ein Mann von hoher Stellung ist, oder ob sie eine bescheidene Null geheiratet hätte: sie würde immer als eine Frau von Schönheit, Geist und Anmut sich Bewunderung errungen haben."

„Nicht wahr? Nicht wahr?" rief Barbara voll Enthusiasmus. „Nur . . ."

Sie brach ab. Sie konnte diesem Mann, den sie als Fremden empfand, ob er gleich Almuths Freund hieß, nicht sagen, daß sie aus ihrer Schwester Haltung nicht klug zu werden vermöge. „Überströmende Güte in jeder Hinsicht gegen mich, nur in der einen Frage, wo es doch um mein Leben geht, unbarmherzig." Nein,

das konnte sie dem Doktor Arvad gegenüber doch nicht äußern.

Man aß sehr früh. Wenn Graf Lauingen anwesend war, und früher zu Onkel Emmichs Zeiten, war dieses Mahl erst das eigentliche Diner, zu dem man immer im großen Anzug erschien. Aber seit Almuths Erkrankung hatte Barbara hier allein zu befehlen gehabt und sich alles „natürlicher" zurechtgelegt. Sie nannte die Mahlzeit um ein Uhr das Mittagessen und aß um halb acht ihr Abendbrot. Arvad aber war im Frack gekommen.

Daß er Almuth nicht an der Tafel fand, war ihm kaum überraschend. Und schon nach der Suppe richtete Philipp mit halblauter Stimme die Bestellung Ihrer Exzellenz aus: Herr Doktor möge die Güte haben, bald nach dem Abendessen sich melden zu lassen.

Da glühte in ihm ein Gefühl der Erwartung auf, das ihn in die prickelndste Spannung versetzte und seine Laune mehr beschwingte, als er der jungen Barbara zeigen konnte. Wie man vor witzlosen Menschen nicht witzig sein kann, weil jeder Gedankenblitz in dem Sand ihres Nichtverstehens stumpf mündet, so war es für Arvad auch unmöglich, sich vor Barbara in funkelnden, hin und her spielenden Einfällen zu ergehen. Sie war für ihn eine besondere Art — unbegreiflich sicher in der einfachen Gefühlswelt ihres Innern; ihr war das Leben eine durchaus unkomplizierte Sache. Niemals, auch in seiner Kindheit nicht, hatte er auf einer solchen Stufe der Unbefangenheit gestanden. Als Dritte neben Almuth und ihm hatte sie in der Unterhaltung den Wert

der Zuhörerin, um deretwillen man zuweilen mit Worten jonglieren mußte, weil nicht alles vor ihren Ohren gesagt werden konnte. Allein mit ihr wußte er wenig zu sprechen. Bis ihm einfiel, ihr das literarische Gespräch zu berichten, das am Nachmittag Doktor Küsterberg mit ihm gepflogen habe, das aber eigentlich mehr ein Vortrag gewesen sei, der seine, Arvads, Kenntnisse wesentlich gefördert habe. Dabei wurde er in einer harmlosen Weise amüsant, so daß Barbara lachte, und selbst Philipp im Hintergrund neben der Kredenz in sich hineinschmunzelte.

Draußen war es noch ziemlich hell, als man abgegessen hatte. Barbara mußte noch ins Freie hinaus.

Das war ihre Stunde. Es machte einem das Herz andächtig und feierlich, wenn man sah, wie die Blumen schlafen gingen. Vorsichtig und langsam schlossen sie ihre Blütenblätter zusammen. Das Beet voll weißer Tulpen, das mittags geprangt hatte, sah nun aus, als schare sich da ein kleines Heer noch keuscher, grünlich umhüllter Knospen. Die weißen Narzissen schimmerten silbern und bogen ihre Blätter ein wenig, als wollten sie wenigstens den gelben Kelch beschützen. Die Büsche der wilden Rosen waren noch nicht voll begrünt; ihre sich entfaltende Belaubung duftete stark wie gewürzter Wein, und der Frühling selbst konnte sich an diesem köstlichen Geruch berauschen. Je tiefer die langsam wirkende Dämmerung ward, desto kräftiger ward der Atem dieses Rosenlaubes. Die Rasenmatten selbst schienen Stille auszubreiten; ganz dunkel und schmal, als seien sie aus goldglänzenden Rosetten dürftige,

braungelbe Pinsel geworden, ragten die Löwenzahnblüten aus dem Grün. Auch die weißen Marienblümchen hatten ihre Kinderaugen geschlossen.

Und welches Wunder diese Farben der Dämmerung, für welche die Sprache keinen Namen hat. Wenn man sie grau nennt, gibt man ihr schon zuviel Körper. Es müßte ein Wort geben, das zugleich das Schwebende und die Farbe aussagt. — Nein, das konnte die Sprache nicht, das konnte nur die Musik. —

Bald war der Ton, der, nur der Seele hörbar, durch die Natur drang, so dunkel, daß die feine Mondsichel scharf gezeichnet und sehr schlank am Himmel sichtbar wurde.

Und Barbara war es, als höbe sich ihr ganzes Wesen empor — als erweiterten sich ihr die Grenzen des Körperlichen. Sie sagte es der Mondsichel und den schlafenden Blumen: Ich liebe ihn! Sie wußte es ganz gewiß, daß es eine geheimnisvolle Kraft gäbe, die dem Geliebten es kundtue, daß sie mit ihm zusammen atme und bete — daß auch er in eben diesem Augenblick die Andacht seiner Liebe in sich erlebe und wisse, als sage es ihm eine deutliche Stimme: sie ist um dich. Für Liebe gibt es weder Zeit noch Raum . . . Ihre Seele sang: Ich bin bei dir — du bist bei mir.

Das können Menschen nicht zerstören. Denn es kommt von Gott. — —

So war die Maiennacht dem reinen und gläubigen jungen Herzen eine Feier. In beseligender Einsamkeit vergaß sie alle Not der Trennung und des Wartens. —

Doktor N. Arvad aber stand in seinem Zimmer.

Er hatte Berta beauftragt, bei Ihrer Exzellenz anzufragen, ob sie ihn jetzt zu sprechen wünsche.

Nur wenige Minuten konnte es dauern, bis sie zurückkam. In ihnen erlebte Arvad ein Fieber, beobachtete es, verspottete es. Seine Finger betasteten das kantige, kalte A aus Saphiren, das jenes graue Büchlein zierte. — Er gestand es sich, daß kein Tag vergangen sei, an dem er es nicht geliebkost . . . Und nachdenklich, mokant hielt er jenen großen, länglich geschliffenen Aquamarin in der Hand, den er damals in Ägypten gekauft, weil die Farbe an „ihr" Auge erinnerte. — — Instinktive Torheiten? Brutaler: ein uneingestandener Trieb. — Und vom Augenblick der Erkenntnis an vom Willen zum Triumph beherrscht. —

Noch einmal fragte er sich, ob sie es über sich vermocht hatte, in den langen Jahren ihrer Ehe ihr Temperament zu beherrschen? Ob jenes Jugenderlebnis ihr einziger — Roman geblieben? Ob sie nicht in der verführerischen Welt, in der sie lebte, sich von lockenden Gelegenheiten hatte hinreißen lassen, nochmals und immer wieder und bewußter sich von Leidenschaft betäuben zu lassen? Oh, wie köstlich sie als Gefährtinnen heißer Stunden waren, diese bewußt Genießenden, von denen man ohne Vorwurf scheiden, mit denen man die körperliche Glut zur geistigen Differenziertheit steigern konnte — so daß die Erinnerung zugleich Anregung und Gewinn bedeutete. — —

Seine tiefe Menschenkenntnis aber sagte ihm bestimmt, daß sie, vielleicht aus Hochmut, Vorsicht und

andern ihm nicht übersichtlichen Gründen sich immer beherrscht habe. Die Art, wie sie heute mittag von jenem heißen Erlebnis ihrer Mädchenjahre gesprochen, offenbarte es: Sie stand nicht abgehärtet und vorurteilslos den Beziehungen zwischen Mann und Weib gegenüber.

Aber Frauen, über deren Jugend einmal Flammen hinstrichen, können nicht in den Herbst hineinschreiten, ohne sich noch jäh, mit tragischer Plötzlichkeit zu sehnen. — — Ihr Gedächtnis muß wach werden — ihnen mit quälender Angst sagen, daß bald alles vorbei. — Und in dieser letzten Frist hat schon manche bis dahin Beherrschte sich in rasender Begierde in eines Mannes Arme geworfen . . .

Wenn der „Romanstoff", den sie ihm erzählt hatte und für welchen er — gerade er — ihr den Schluß geben sollte, ihr eigenes Geschick war, stand sie vor dem Zusammenbruch ihres bisherigen Lebens. — — Sein Rat konnte sie lenken. — So oder so — ein Zusammenbruch mußte kommen, möglich, daß er in verhüllter Form vor sich gehen konnte. — — Und wie, wenn er sie aus diesem Zusammenbruch rettete und an seine Seite nähme — für immer? . . .

Plötzlich sah er das Gesicht seines Kollegen Siegmund Rosenstein vor sich, und das Funkeln all der ruchlosen Illusionslosigkeit, die diesen Mann beherrschte, in seinen Augen. „Großartige Reklame", zischelte Rosenstein. „Die geschiedene Gräfin Lauingen zu Frau N. Arvad erheben. — — Fabelhaftes Geschäft — zahllose Auflagen garantiert . . ."

Er hob sein Haupt, ein kaltes Lächeln voll Überhebung lag um seinen Mund.

Berta kam zurück. Ihre Exzellenz erwarte ihn.

So ließ er sich denn von dem Mädchen führen und ging drei Schritte hinter ihr und ihren flatternden, weißen Haubenbändern her.

Der Korridor war schon hell vom Licht der Birnen in den Wandleuchtern. Der rote Teppichlauf wirkte als kräftige Farbe auf dem fast weißen Estrich. An den blassen Wänden entlang hingen, immer zwischen den Türen je ihrer zwei, große dunkle, alte Bilder.

Und da war nun der Raum, von dem er zutreffendere Stimmungen für vertraulichste Aussprachen erwartet hatte, als der freie Sitz im Sonnenschein zwischen Rasenbreiten geben konnte. Die Kleinheit fiel ihm auf und die mehr auf das Nützliche als auf Malerische bedachte Ausstattung. Er dachte an das große, etwas phantastisch dem arabischen Stil sich nähernde Gemach, in dem er sie zuerst gesehen: auf einem thronartigen Sessel von Rosenholz mit Perlmuttereinlage und milde überstrahlt vom Licht der hohen Benareslampe. Aber wie er es erhofft hatte: Der schwindende Abendschein draußen war abgesperrt, das sanfte, klug verhüllte Licht warf leisen Glanz auf die Faltenrundungen der Brokatstoffe. Ihr mattes Grün-Weiß schien gemustert; jedenfalls tat dieser schwere Vorhang dem Auge wohl. Er schloß die Welt aus von dieser Stätte. Und Arvad fühlte sich nun einmal gestimmter und belebter in abendlicher Abgetöntheit der Umwelt. — Almuth stand neben ihrem Schreibtisch, von einem Teil der Wand,

der angenehm dunkelbunt war, von verschiedenen Bücherrücken, auf denen goldene Titel oder Zierlinien lebendig blitzten.

Sie kam ihm entgegen und reichte ihm ihre Hand.

„Ein abgerissenes Gespräch, das zu einem Gipfelpunkt gekommen war, wieder aufzunehmen, ist schwer. Das kommt mir zum Bewußtsein, wo Sie nun vor mir stehen."

„Es scheint wirklich mein Schicksal, daß ich mir bei jeder Begegnung mit Ihnen meine Stellung als Freund neu erobern muß. Oder doch zerrissene Fäden sehe, die sich erst neu zusammenknüpfen müssen."

„Wie kommen Sie darauf?" fragte sie betroffen.

„Ich habe es immer gefühlt. Sie hatten bei jeder unserer Begegnungen in sich eine Enttäuschung oder eine Entfremdung zu überwinden."

„Ich glaube doch . . . Sie irren sich", wollte sie fortfahren, aber da seine Worte eine Tatsache aussprachen, stockte sie befangen.

„Man kann es verschieden auslegen. Die Erscheinung ist nicht außergewöhnlich. Frauen geben in ihrer Phantasie dem Manne oft mehr, als sie ihm dann in der nüchternen Wirklichkeit schenken wollen. Oder sie haben ihn sich so erhöht, daß er zunächst vor ihren Augen einen Sturz erleidet. Oder sie spüren, daß er gar nicht zu beanspruchen wünscht, was die ihn umspielende Phantasie willens war, ihm zu gönnen. In jedem dieser Fälle gibt es eine Verlegenheit, die erst überwunden werden muß. Die Freundschaften zwischen Männern und Frauen wären einfacher, wenn die

Frauen nicht soviel daran im Geiste webten — sie haben sehr komplizierte Muster im Kopf und im Herzen, die Frauen."

„Ich danke für den Vortrag. Niemand kann uns besser über die Beziehungen zwischen Mann und Frau belehren als erfahrene Kälte."

„Woher wissen Sie, daß ich kalt bin?"

„Sie paradieren ein wenig damit. Es scheint mit unsichtbaren Buchstaben auf Ihrer Visitenkarte zu stehen: Doktor N. Arvad, hat sich ausrangiert, spielt nicht mehr mit."

Und sie dachte zugleich: ich kann scherzen! Sie horchte ihrem eigenen leisen Lachen nach.

„So!" sprach er. „Spielt nicht mehr mit? Und will gerade eingestehen, daß die gebranntesten Leute von ungetrübtester Sehschärfe — vor allem scharf im Blick auf sich selbst — doch die größten Torheiten machen können. Man soll immer den Solon variieren und niemand vor seinem Tode weise nennen. Ich lege dieses kompromittierende corpus delicti auf den Tisch des Hauses nieder."

Er nahm mit Zeigefinger und Daumen aus der Tasche seiner Frackweste den Aquamarin und legte ihn mit etwas übertriebener Sorgsamkeit auf die Schreibtischplatte. Sie war dunkel bezogen. Und nun glänzte der schöne Stein ganz sonderbar lebendig.

„Was ist das?"

„Ein Aquamarin, den zu kaufen ich mich in einem gewissermaßen nachtwandlerischen Moment gezwungen fühlte — damals in Ägypten, im Basar von Chan-

Chalil — vielleicht vierundzwanzig Stunden, nachdem ich das Glück hatte, Sie, Gräfin, kennenzulernen."

„Und was habe ich damit zu tun?" fragte sie.

„Der Stein hat die Farbe Ihrer Augen. Ich bitte Sie deshalb, ihn zu bewahren oder fortzuwerfen, mich jedenfalls von ihm, als zu sehr gefährlichen Vergleichen ständig herausfordernd, zu befreien."

„Machen Sie sich über sich oder über mich lustig?"

„Ich mache mich niemals lustig. Und wenn es sich gelegentlich so anhören könnte, fehlt eben dem Hörer das Organ für den Unterton."

Was soll dies alles, dachte sie; scherzt er, um mir Unbefangenheit zu geben?

Sie hätte sich fragen müssen: Glaubt er an meinen „Romanstoff"?

Sie fragte sich nichts. Sie wollte nicht wissen.

Vielleicht war es ihr auch gleichgültig, ob er erriete.

Sprechen zu können — in irgendeiner Form, das war Befreiung. — Ein Urteil hören —

Und ein ganz fester Glaube an seine Kraft, zu schweigen, war in ihr. Ritterlichkeit? Nein, der Begriff spielte nicht hinein in ihr Vertrauen zu ihm. Aber seine Klugheit gab wundervollste Ruhe. Er hatte auch Respekt: vielleicht nicht vor ihr, sondern er hatte vielmehr das Bedürfnis zum Respekt vor sich selber — Anständigkeit aus Erkenntnis.

„Gräfin," sagte er, „ich bin hierherberufen zu einem literarischen Gespräch. Ihr forscher Doktor Küsterberg hat mich heute so instruktiv von vergangenen Schmökern unterhalten, daß ich doppelt gespannt

auf die Gestaltung eines Zukunftswerks bin. Befehlen Sie, daß wir uns setzen. Und fahren wir fort. Wo blieben wir doch stehen? Wir können auf diese Frage nicht die glückliche Antwort der Pamina geben — leider nicht."

Nun fühlte sie doch deutlich: er wollte ihr Unbefangenheit geben — deshalb fuhr er fort im leichten Wortgeplänkel.

„Das Fortfahren ist nicht so leicht. Was ich Ihnen alles erzählte, waren doch nur die ungefähren Umrißlinien, darin sich ein schweres Schicksal erfüllen soll. Ich habe noch nicht von den weiteren Bedrohungen gesprochen. Nehmen Sie an, daß meine Heldin sich halb und halb ihr untergeordneten Menschen, Dienern vielleicht, anvertraut hatte, die sie plötzlich als unredlich erkennen mußte. Das wird dann ihrem Stolz ein unerträglicher Gedanke. Sie entläßt diese Leute auf der Stelle. Der Mann ist zu vorsichtig, auf seine fragmentarischen Kenntnisse vom Geheimnis meiner Heldin Bedrohungen und Erpressungen aufzubauen. Er drapiert sich moralisch mit Gewissensbedenken, die ihm nicht gestatten, zuzusehen, daß eine vielleicht verleugnete Tochter, an deren Vorhandensein er glauben kann, um ihren Erbanteil betrogen werde. Diese seine Gewissensbedenken gibt er dem Gericht bekannt. Das Gericht kann an diesen Mitteilungen nicht vorbeigehen. Es beschließt, die Ausstellung eines Erbscheines von der eidesstattlichen Versicherung der Frau abhängig zu machen, daß ihr Sohn ihr einziges Kind — eine Versicherung, die nach einem bestimmten Paragraphen in

solchem Fall erforderlich, aber sonst erlassen wird, wenn keine Zweifel über den Familienbestand besteht und die Verhältnisse klar liegen."

„Das ist sehr ernst!" sprach er nachdenklich.

„Eine eidesstattliche Versicherung — — die unglückliche Frau hört das Wort unabläßig in sich widerhallen! Sagen Sie — gestehen Sie es zu — was für spitzfindige Unterschiede zwischen solcher Versicherung und einem tatsächlichen Eide sind, weiß ich nicht — das gehört auch nicht hierher. — Aber für mein Gefühl — für das Gefühl eines jeden Redlichen hat solche Versicherung die Wucht eines Schwurs . . ."

„Unbedingt!" sprach er fest.

„Wenn sie mit dem Bewußtsein der Unwahrheit gegeben wird. Denn wenn die Frau ihn mit diesem Bewußtsein leistet, so nimmt sie ja doch einen Meineid auf sich. Leistet sie ihn nicht, ist der Skandal und damit der völlige Zusammenbruch ihres Lebens die unausbleibliche Folge. Was soll — was kann sie tun?"

Dieser leidenschaftlich herausgestoßenen Frage setzte er noch das Schweigen des schweren Nachdenkens entgegen.

Sie erwartete auch noch keine Antwort.

Sie mußte sprechen — weiter sprechen — —

„Und immer mehr aus all diesen, sich immer verworrener zusammenballenden Verhältnissen drängt sich der unglücklichen Frau die Erkenntnis auf, daß ihre Tat weit hinaus wirkt. Menschen, denen sie das höchste Glück gönnt, muß sie es zerstören. Sie kann auch nicht

mehr ohne Unruhe an den Gatten denken. Sie heiratete ihn aus Sympathie, als den Mann, der ihr die Daseinsformen ermöglichte, für die sie allein Neigung und angeborene Fähigkeiten zu haben glaubte. Er liebte sie; soweit sein Wesen eines Aufschwungs fähig war, nahm es solchen in der Zeit seines Werbens. Nachher war die Ehe nur Interessengemeinschaft, man hielt sich vornehm, war immer ein wohlgefälliges Schauspiel für die Welt. Sie hat kein Recht, ihm, dem Unantastbarkeit seines Namens, seiner Stellung höchster Ehrgeiz ist, durch einen skandalösen Zusammenbruch das Leben zu vergiften."

„Alles das, Gräfin," sagte er ruhig, „brauchen Sie vor mir nicht zu erwähnen. Es versteht sich von selbst. Es sind die seelischen und tatsächlichen Komplikationen, die erst eine Handlung zum Drama machen. Kein Mensch steht für sich. Jede Bewegung seines Lebens reißt andere Menschen mit in die Bewegung. Hierin und hierin ganz allein liegt ja jeder Grund für alle Tragik, alle Unfreiheit, alle Größe, alles Verbrechen. Der Schiffbrüchige auf Salas y Gomez konnte niemand Verderben bringen. Er konnte keinem zum Segen werden. Sein Haß und seine Liebe waren ein wesenloser Klang, der in der Weite verhallte. Er war allein! Wir andern aber, die wir nicht in grauenvoll erhabener Einsamkeit auf einer Insel im Ozean leben, sind in einer nicht minder grauenvollen Verbundenheit mit unsern Nebenmenschen. Kein Mensch, und sei er der Ragendste von allen, hat es vermocht, seine Handlungen allein zu tragen. Sie klug in die beste Mög-

lichkeit zu den Rechten der andern zu setzen, darin besteht schließlich alle Lebenskunst."

Sie sprachen scheinbar voll sachlicher Ruhe. Sie saßen nebeneinander in vollkommen gesellschaftlicher Haltung. Aber ihre Nerven waren gespannt von Erwartungen. Als ständen sie an der Schwelle einer Schicksalsstunde.

Und er vor allem hatte das unerklärliche Gefühl, als schlösse der kleine Raum sich immer enger um sie zusammen, dränge sie immer mehr aufeinander zu . . .

„Niemals kann sie — ich meine die Frau, die ich mir bei diesem allem vorstelle, niemals kann sie den Widerspruch begreifen zwischen dem Gesetz der Entwicklung und des Fortschreitens und der Grausamkeit des ewig Gestrigen. Sonderbar: sie schleppte es nicht als Kugel am Fuß mit. Denn frei und sicher war ihr Gang auf der Höhe. Es wirft sich ihr auf das überraschendste und gefährlichste plötzlich in den Weg. Mit der dämonischen Kraft der Gesetzlosigkeit. Denn logisch wäre es, Vergangenes hinter sich zu lassen; unlogisch ist es, es plötzlich vor sich zu sehen."

„Das ergibt sich eben aus unserer grauenvollen Verbundenheit mit unsern Nebenmenschen. Die einzige, zuweilen erfolgreiche Art, dem Gestern zu entrinnen, ist die besonnene Kraft, es ganz zu meistern. Der Wille zum Vergessen. Der eiserne Wille. Den aber hat Ihre Heldin nicht besessen."

„Sie meinen . . ."

„Nun, es war ein ungeheuerlicher Regiefehler, daß sie sich ihrem Kinde näherte, daß es für sie nicht tot

war und blieb, von dem Augenblick an, wo sie es in gute Hände gegeben hatte."

„War der größere Fehler nicht doch vielleicht der, daß sie heiratete, ohne dem Manne vorher zu gestehen . . . ihm freizustellen . . ."

„Nein", entschied Arvad fest. „Denn sie hatte die Pflicht zu werden, was sie war, ihre Persönlichkeit zu entwickeln."

„Und jetzt?" fragte Almuth. „Sie wollten über einen Schluß nachdenken . . ."

Er besann sich einige Sekunden. Aufrecht saß er neben ihr, in zwangloser Sicherheit. Herr seiner selbst und des Augenblicks.

Er wandte sich ihr zu. Er nahm ihre rechte Hand, die ihm zunächst war. Und diese seine Geste nötigte sie, ihm in die Augen zu sehen. In seinem Blick war ein ihr neuer Ausdruck, ein funkelnder Glanz, der sonderbar bezwingend auf sie wirkte, als hypnotisiere er sie.

„Viele Wege sehe ich", sprach er rasch und leise. „Am Eingang eines jeden steht dieser Eid. Als Jurist muß ich Ihnen sagen, daß er durch keine Künstelei fortzuräumen ist. Er muß geschworen oder verweigert werden. Aber sie, die gehetzte Frau nimmt ihren stolzen Mut zusammen, der sie trug, bis all diese Verhängnisse eintraten. Und sie geht mit festem Willen hin und gibt die Versicherung, die man von ihr verlangt. Niemand wird wagen, sie anzutasten. Nicht einmal jene halb eingeweihten Dienstboten. Kühnheit, Geld und die Unmöglichkeit, zu beweisen, machen Menschen in hoher Stellung unantastbar. Sie schwört. Und mit der

gleichen Festigkeit findet sie die Mittel, jene Heirat der natürlichen Tochter zu verhindern. Was so mit zerstörerischen Bedrohungen ihr Dasein verderben wollte, zieht vorbei gleich einem Wetterleuchten, das nicht zum Blitz und Schlag kommt. Alles ist wieder wie vorher."

„Und ihr Gewissen?" fragte Almuth, ihren Blick in den seinen vertiefend.

„Was ist Gewissen?" fragte er entgegen. „Die Schwäche, sich nicht selber recht geben zu mögen! Keines haben ist: die Kraft, sich immer zu beweisen, daß man um seines Eigenrechtes willen so und nicht anders handeln konnte. Nach meiner Erfahrung gibt es keinen Menschen, der immer dieser Schwäche untertan ist, und keinen, der immer die Kraft bewahrt. Die meisten wechseln hierin von Fall zu Fall ab."

Ein nervöses Frösteln schlich durch ihre Adern.

„Ich fürchte, sie wird mehr Schwäche als Kraft haben. Besonders wird es ihr unmöglich sein, neben ihrem Gatten einherzugehen, mit dem Bewußtsein eines Verbrechens . . ."

„Und konnte es doch so lange mit freier Stirn im Bewußtsein ihrer Vorgeschichte."

„Das war anders."

„Warum? Weil die Vorgeschichte nichts mit dem Gesetz zu tun hat? Ein sogenannter Meineid aber sehr viel und sehr schwer? Ist das Bürgerliche Gesetzbuch der höchste Richter? Der alleinige?"

„Und der andere Schluß?" fragte Almuth. Seine Worte fielen auf sie wie Hammerschläge.

„Er wäre etwas pathetisch. Lassen Sie Ihre Heldin

sich weigern, jene eidesstattliche Versicherung zu geben. Lassen Sie sie mit einer von rühmlichen Bühnenwerken her nicht ganz unbekannten großen Geste vor ihren Gatten hintreten und die Wahrheit eingestehen."

„Der Gatte — das wäre in diesem Fall die Welt. Denn das Gericht wartet auf den Eid — lassen Sie uns doch bei dem harten, eigentlichen Wort bleiben. — Erst wenn er abgelegt ist, kann an die Vollziehung des Testamentes gedacht werden. Geheim kann in dieser Sache kein Geständnis bleiben. Es zöge langwierige juristische Bestimmungen und Entscheidungen nach sich. Und die Tochter selbst würde alles erfahren."

„Ganz gewiß. Die Welt wird aufschreien, der Gatte wird nicht verzeihen, denn nach allem taxiere ich ihn dahin, daß er in einer gesellschaftlichen Zone lebt, wo die geheime Sünde kein, der Skandal das höchste Verbrechen bedeutet. Wenn Ihre Heldin katholisch ist, könnte man sie in ein Kloster schicken. Sonst wird sie, gleich mancher verbannten Prinzessin, einsam in ländlicher Verborgenheit zu Ende leben, jahrzehntelang; nach Wahl: in Reue oder stumpfer Verzweiflung. Sie kann sich dann aber einen Trost gönnen: die natürliche Tochter darf offen ihre Liebe empfangen."

„Nein," sagte Almuth matt, „das könnte sie nicht, die Tochter würde die Mutter hassen — sie würde ihr nie verzeihen — —"

Er ließ ihr einige Augenblicke Zeit, sich in das hineinzudenken, was er ihr ausgemalt.

Und dann sagte er langsam:

„Es gibt noch eine dritte Möglichkeit . . ."

Sie preßte seine Hand. Als sei diese heftige Geste bessere Beredsamkeit denn alle Worte. Und sie sah ihn mit beschwörender Eindringlichkeit an.

„Sie schwört. Es muß sein. Des Gatten, ihrer selbst, des Sohnes, der Welt willen. Und dann — dann sucht sie rasch einen Grund, sich von ihrem Gatten scheiden zu lassen . . . Aber sie ist zu weich; trotz aller Weltklugheit und Intelligenz hat sie zuviel Herz, um in ihrer Lage allein bleiben zu dürfen. Sie braucht einen Mann, der sie genau kennt, vor dem sie nicht zu zittern hat, der ihre Jugendgeschichte weiß und die Notwendigkeit dieses Schwurs versteht — Sie, die seit ihrem ersten heißen Erlebnis alles Weibchentum ängstlich in sich verbarg, die davor zurückbebte, sich noch einmal entzünden zu lassen, sie soll eine letzte, wundervolle Jugend erleben — ihre Sorgen, ihre Liebe zu der natürlichen Tochter — alles wuchs nur so riesengroß in ihr empor, weil sie in allem Glanz eine Darbende war. — Sie bricht mit dem bisherigen Inhalt ihres Lebens. Aber sie gewinnt einen neuen — der ihr unzählige Genüsse des Geistes — Ruhm vielleicht — jedenfalls die glühende Leidenschaft eines schenkt, der geglaubt hatte — — ausgebrannt zu sein."

Er verstummte. Er hielt mit seinen Blicken die Blicke der Frau fest. Seine Nasenflügel bebten — und sein Mund blieb leicht geöffnet.

Und sein Blick, sein Verstummen drangen gewaltiger auf sie ein als seine Worte.

Er bot sich ihr an — mehr noch — er bezwang sie — befahl ihr — sein Wille und seine Begierde nach

ihrem Besitz wuchsen in ihm bis zum Tyrannischen empor . . .

So blieben sie lange Sekunden. —

Dann atmete sie mühsam auf — es klang wie ein sich brechender Seufzer . . .

Langsam zog sie ihre Hand aus der seinen.

Sie war sehr bleich geworden. Sie wünschte die Haltung einer nicht Verstehenden zu bewahren. — Nicht verstanden haben, läßt Freiheiten. — — Aber sie sank halb ohnmächtig zurück . . .

Er beugte sich über sie. Die Angst nahm ihm seine herrische Sicherheit.

„O du . . .," sagte seine Seele, „sei mein — und du bist gerettet . . ."

Aber seine Lippen blieben fest geschlossen. Die Hilflosigkeit der Frau in ihrem Hinsinken — die ungestörte Zweisamkeit mit ihr — die lautlose Stille um sie her, das alles schien ihm schon ein Schützer- und Trösterrecht zu geben. Und es trieb ihm sein Blut mit jugendlichem Sturm durch die Adern.

Die Versuchung kam ihm, sich über sie zu werfen, sie mit seinen Küssen zu bezwingen.

Rausch und Triumph — — sie! Diese eine! — Mit ungeheurer Selbstbeherrschung zwang er das nieder.

„Soll ich Berta rufen?" fragte er sanft.

„Nein. Danke. Ich — — eine kleine Schwäche. . ." Und sie raffte sich auf. Sie gab sich Mühe aufzustehen — sie zitterte davor, den Platz neben ihm wieder einzunehmen.

Er mußte ihr doch helfen, so wenig konnte sie sich halten . . .

Können Hände Feuer sein? Die Nähe eines Mannes gleich einem elektrischen Strom? Blicke Gewalt? Ein Schweigen rasendes Bitten?

Und noch einmal schwüle Stille zwischen ihnen.

Von ihm zu ihr ging das Wissen seiner Wünsche. —

„Gute Nacht", sagte sie tonlos.

Graf Otto Lauingen kam im Auto von Berlin, wo er noch dienstlich zu tun gehabt hatte. Er schien von der besten Laune. Hatte bei Majestät gefrühstückt, vom Kanzler freundliche Worte gehört, sah die ganze politische Lage Deutschlands als einen strahlenden Himmel voller Erfolge an, von denen er sich selbst nicht die wenigsten zuschrieb, auch solche, bei denen er scheinbar nicht die Hände im Spiel gehabt haben konnte. Aber man regt an, streut Gedanken aus, arbeitet der Wilhelmstraße klug in die Hände.

Er sah sich Hahnenort mit interessierteren Augen an als ehedem. Sollte es doch nun Besitz seines Chlodwig werden. Er hatte sich schon den Plan für den Lebensgang seines Sohnes gemacht. Es fehlte Chlodwig an sprachlicher Begabung, ohne die ein Diplomat nichts ist. „Mit Deutsch kann man nicht durch die Welt," erklärte er bei Tische, „Französisch, Englisch, am liebsten auch noch Spanisch und Italienisch — das muß man beherrschen, das ist die Hauptsache."

„Ich dachte, wir wären endlich so weit, daß wir mit der Welt deutsch reden könnten", sagte Arvad; daß er einen klugen Kopf und historische Bildung eigentlich für die Hauptsache gehalten habe, sagte er nicht.

„Sind wir auch. Aber es ist immer klüger, dem Ausland in seiner jeweiligen Sprache zu kommen. Also bei Chlodwig hapert es damit. Er mag auch nicht. Neigung ist schon halbe Begabung. Jagd, Pferde, großzügiges Landleben. Das ist seine Passion. Es ist rührend von seiner Mutter, daß sie darauf Rücksicht nahm und ihm Hahnenort überläßt."

„Oh — —", machte Almuth und wehrte mit einer schwachen Handbewegung das Lob ab. Ihre Teilung hatte nicht diesen liebevollen Grund gehabt. Für ihr Unabhängigkeitsgefühl und noch undeutlich ihr vorschwebende Zwecke war Geld besser als Grundbesitz.

„Und nun denke ich so, falls du, liebe Almuth, einverstanden bist: Chlodwig tritt für ein paar Jahr beim Ersten Rément ein — genießt die Hauptstadt und spielt seine Rolle bei Hof — hört nebenbei auf der Hochschule diese und jene landwirtschaftliche Vorlesung — und läßt sich später nieder als notleidender Agrarier auf Hahnenort. — Majestät hatten die Gnade, sich nach meinem Sohn zu erkundigen, und als ich mit ein paar Worten das so darlegte, fanden Majestät eine lobende Aeußerung. Dadurch bin ich gewissermaßen auf den Plan festgelegt und hoffe dringlich auf deine Zustimmung."

„Ich bin durchaus für diesen Plan", sagte Almuth zerstreut.

„Haben Sie Fritz-Gustav gesprochen?" fragte Barbara. „Wann kommt er denn?"

„Mir scheint, nächster Tage und überraschend. Er meinte auf einen Besuch von zwei so anspruchslosen

Männern wie er und sein Eggenkamp sei Hahnenort wohl immer eingerichtet, besonders, da er nur ein paar Stunden bleiben könne . . ."

Er unterbrach sich, geriet ins Nachdenken. Da war doch was mit Eggenkamp? Und mit Barbara? In der Fülle seiner Geschäfte hatte er das vergessen. Nun fiel es ihm ein. Demnach bedeutete der Besuch vielleicht eine Verlegenheit und eine heimliche Aufregung für Barbara. Ach was, dann hieß es für sie, sich zusammennehmen. Solche Lagen kommen oft genug vor. Man kann sich, wenn man der gleichen Gesellschaft angehört, nicht aus dem Wege gehen, ob man nun einander haßt oder liebt. Nur Selbstbeherrschung! Nur keine Szenen machen! Keine Vermutungen anregen.

„Jedenfalls wünsche ich, daß alles wohl vorbereitet wird."

„Ist bereits im besten Gange," meldete Barbara strahlend, „Brömer hat nach Erfurt telephoniert; morgen ganz früh kommen blühende Topfgewächse und Blumen. In der Küche ist schon ein Riesenbetrieb in Aspik und Pasteten und so weiter!"

„Alles für einen kleinen Prinzen", dachte Arvad, denn für ihn war Fritz-Gustav ein sehr liebenswerter Mensch, aber als fürstliche Persönlichkeit eine bedeutungslose Nebenfigur auf der Weltbühne.

„Liebe Barbara, Sie entpuppen sich als guter Geist des Hauses. Und das mit solcher Selbstlosigkeit, daß Sie nicht einmal fragen, was ich Ihnen denn mitgebracht habe", sagte der Graf wohlgelaunt.

„Ach, was wird es sein! Etwas viel zu Schönes für mich."

„Philipp. Auf meinem Tisch neben dem Spiegel — ein blaues Etui — mal holen."

Philipp gab den Auftrag an Leopold weiter, denn er mußte eben die Schnepfen herumreichen.

„Freute mich sehr, lieber Doktor, Sie hier vorzufinden. Ich kenne Almuth. Ohne Anregung kann sie nicht leben. Kann sie nicht die Welt haben, muß sie doch einen exquisiten Menschen haben."

„Exzellenz sind zu gütig, mich als solchen einzuschätzen", sagte Arvad erheitert. „Ich bin diesmal nicht gekommen, etwas zu bringen, sondern um etwas zu empfangen."

„Das wäre . . ."

„Almuth beschäftigt sich mit schriftstellerischen Plänen und weiht Doktor Arvad darin ein", erzählte Barbara.

„Bravo. Nur — Almuth muß mir diese Ehrlichkeit verzeihen — wird's doch wohl dabei für Sie auf das Geben hinauskommen."

„Das weiß ich noch nicht", sagte Doktor N. Arvad mit scherzhafter Wichtigkeit; „ich gebe nach bestem Erkennen der psychologischen und Handlungsprobleme meinen Rat. Aber es bleibt immer unberechenbar, ob ein noch unerfahrener Autor den Rat annimmt."

„Man muß überlegen," äußerte Almuth, „sich prüfen, alles wohl gegeneinander abwägen. — Rat ist schließlich nichts. Man muß selbst die innerlichste Notwendigkeit der Entwicklung in sich spüren."

Da war Leopold mit dem befohlenen blauen Etui

in der Hand. Es nahm sich sehr hübsch aus auf dem silbernen Tablett, auf dem Leopold es Seiner Exzellenz darbot.

„Der Baroneß!“ befahl Lauingen. Und Leopold ging einen Stuhl weiter.

„Aber nein — Otto — was haben Sie gedacht — das ist doch zu kostbar für mich . . . Wie soll ich danken . . .“

Und sie staunte den Anhänger von Brillanten an, der an einem dünnen Platinkettchen getragen werden sollte; nach der gerade neuen Mode waren die Steine zu einem Kreis geformt, in dessen Mitte ein kleinerer Kreis hing, den in Arabeskenform gefaßte Steine füllten. Lauingen sah befriedigt auf das strahlende Schmuckstück. Natürlich mußte die kleine Schwägerin perplex sein! Aber er hatte das Gefühl gehabt: man muß ihr anstandshalber ein kostbares Geschenk machen, wo sie so ganz mit leeren Händen dastand — ohne von Onkel Emmichs Reichtum auch nur ein Legatchen abbekommen zu haben. Er erklärte ihr nun: von welchem Juwelier — daß Umtausch freistehe, falls das Muster nicht gefalle. —

Und während diese beiden sich mit dem Schmuckstück beschäftigten, suchte Arvad mit aller Sammlung seines Willens Almuth zu beherrschen. Sie sollte ihn ansehen — sollte — —. Ihre Haltung beschäftigte ihn unausgesetzt. Er fand sie bald rätselhaft und bald höchst begreiflich.

Seit vorgestern abend hatte sie es verstanden, sich einem Alleinsein mit ihm zu entziehen. Und er konnte

es nicht erzwingen, ohne aufzufallen. Sie ließ ihn nicht zu sich bitten. Er erwog immer wieder, ob er sich bei ihr melden lassen solle. Nein! Hochmut und Klugheit verboten es. Waren ihre Entschlüsse auf dem Wege zu ihm — hatte sie ihn ganz verstanden — und wie sollte sie ihn nicht verstanden haben, so lockte, so verführte er mehr durch Zurückhaltung.

Stand sie noch ganz unsicher und zaudernd vor dem Tor zu neuem Glück und neuem Leben, das er ihr aufgetan, so war es vernünftiger, mit keinem Wort drängend, beschwörend einzugreifen.

Er war gewohnt zu siegen! Große Künstlerinnen, deren Namen bis über den Ozean hallten, kannte er in ihren geheimsten Schwächen. In den Kreisen, wo man einander besonders nach der Zahl der Millionen und dem Börsennimbus schätzte, kamen ihm Frauen auf das deutlichste entgegen. Die Banalität dieser Wünsche langweilte ihn.

Niemals hatte er daran gedacht, sein Dasein mit dem einer Frau für die Dauer zu verknüpfen. Das Heute konnte in sochem Ehebund ganz amüsant, neu und voll allerlei idyllischer Reize und putziger Erfahrungen sein; das Uebermorgen mußte schon tötend auf Geist und Temperament wirken.

Mit Vorsicht war er um das Selbstgeständnis herumgegangen, daß seine Wünsche sich mit Almuth zu beschäftigen begannen . . . Ein Verhältnis mit ihr zu suchen, schien ihm doch vielleicht zu kühn, zu unerreichbar . . . Es zu erreichen andererseits zu banal. Und wahrscheinlich höchst enttäuschend — — wie bei allen

Frauen ohne echte Sinnlichkeit — — so empfand er einen feinsten Reiz in dieser nicht ganz klaren Beziehung zu ihr . . .

Mit explosiver Gewalt zerstoben all diese Gespinste von halben Wünschen und kühlen Kritiken. Sie war der Leidenschaft fähig — von ungewöhnlichen Schicksalen umdroht — stand in der Versuchung, vielleicht aus Selbsterhaltungstrieb ein Verbrechen zu begehen — der ungeheuerliche Widerspruch all dieser Umstände zu ihrer Stellung, ihrem Wesen, ihrer Unerreichbarkeit ließ ihn aufflammen. — Sie mußte die Seine werden. Da war Unerschöpflichkeit im Seelischen, da waren Summen von Vorzügen wie keine Frau besessen, für die er sich irgendwann einmal erhitzt gehabt. Das ungeheure Aufsehen, das ihre Scheidung machen würde, berauschte ihn — denn wenn sie alsbald seine Frau würde, mußte die Welt annehmen, sie habe ihren hohen Rang aufgegeben um seinetwillen. —

Sie! Und eine Verbindung mit ihr — das war bei Gott keine Banalität — das war eine kostbare Erlesenheit — gefährliche Reize — Herrscherglück.

Er erbebte vor Spannung und genoß zugleich diese Spannung.

Daß er sie seit vorgestern nur in Gesellschaft von Barbara sah, peinigte ihn bald und war ihm bald doch verständlich.

Wenn ihr Mund noch schwieg, wenn ihr Wesen sich verschlossen zeigte, als scheuche eine Furcht oder eine Keuschheit es in vorher noch nicht erlebter Art in sich

selbst zurück — gut — ja! Eine Frist, sich selbst und ihm gestellt, war ihr wahrscheinlich nötig.

Aber ihr Auge sollte ihm nicht beständig ausweichen.

Waren ihre Worte vorhin nur ein nichtssagender Redeaufwand gewesen, um am Gespräch teilzunehmen? Um nicht durch Schweigen aufzufallen?

Oder sagte sie es für ihn: „Man muß selbst die innerlichste Notwendigkeit der Entwicklung in sich spüren." Sollte das heißen, daß sie noch nicht bei sich schlüssig sei, ob ihr Weg zu ihm führen solle? Ob sie schwören wolle? Ob sie mutig durch Verweigerung der eidesstattlichen Versicherung den Zusammenbruch ihres bisherigen Daseins auf sich zu nehmen gedenke?

Wieviel Kräfte mußten in ihr wach sein! Sie bewahrte Haltung — und vor ihr war Abgrund! Diese ihre Haltung riß ihn vollends hin. Die Frage: was wird sie tun? brannte in ihm. Er glaubte oft, die Erwartung nicht ertragen zu können . . .

Es schien, daß in dieser Minute sein Auge nicht die Macht hatte, sie zu hypnotisieren — so bezwingend er den Blick auf sie richtete, sie hob die Lider nicht. —

Wie bleich sie war. Nicht die Beleuchtung, nicht die behagliche Wärme des Zimmers gaben ihr Farbe.

Man nahm heute die Mahlzeit als „Diner", denn die Ankunft des Grafen stellte die Feierlichkeit der Ordnung wieder her. Die vier Tischgenossen waren im Abendanzug. Barbara trug ein weißes Kleid. Ihre Schultern und Arme waren schön, doch von etwas kräftigeren Linien wie die zarten und wundersam jugend-

lichen Formen Almuths. Die schwarzen Spitzen, in die sie gekleidet war, paßten zur Anmut ihrer Erscheinung. Ihr blondes Haar war schmucklos, und auch ihren Hals zierte weder Kette noch Band.

Arvad kostete diese Schmucklosigkeit aus wie eine berechnete Feinheit. Nichts störte die köstlichen Linien. Unvergleichlich hatte sie ihre Schönheit erhalten — und würde es noch lange — lange — in der Seligkeit neuen Glücks . . .

Erriet sie dieses sein begehrliches Wohlgefallen? Sie hob den Blick . . . Endlich sah sie ihn an . . . Was für ein sonderbarer Blick . . unerklärlich der Ausdruck . . . Doch vor der unverhüllten Glut des seinen senkte sie abermals die Lider . . .

Jetzt schloß Barbara das Etui. Es gab den kleinen metallenen Ton, den das Einschnappen der Feder verursachte. Barbara hatte einen heißen Kopf bekommen, aus Verlegenheit, in die sich doch einige Besitzfreude mischte, und vor allem in dem Gedanken: Was soll ich als Pflanzerfrau in Südwest mit solchem Luxus? . . . Und dann kam in ihr eine gewisse Bitterkeit auf. Mit unnützem Prunk konnte man sie überhäufen. Aber für die heiligen Wünsche ihres Herzens hatte man keine helfende Hand.

Philipp meldete den Kaffee serviert, und man erhob sich, um ihn in Onkel Emmichs Zimmer einzunehmen.

Draußen war wieder ein göttlicher Abend. Aber hier hatte man winterliche Stimmung geschaffen, mit zugezogenen Vorhängen, Kaminfeuer und allzuviel Licht.

Nein, das hielt Barbara nicht aus. Sie sagte was von „Etui wegschließen" und ging davon.

Arvad lehnte im Klubsessel und sah nach dem großen Bild hinüber.

„Es ist schön", sagte er. „Und doch: Frauen haben jeder Lebensepoche eine neue Art von Schönheit, mit welcher sie auf ganz andere Männerindividualitäten hinüberwirken. Ich kannte einmal eine Frau, die mich in der Fülle ihrer Schönheit von fünfundzwanzig Jahren kalt ließ. Als ich sie wiedersah, war sie etwa vierzig, leiderfahren, durchgeistigt, unbeschreiblich, unerschöpflich anziehend. Ich fühlte mich hingerissen, sie zu lieben."

„Merkwürdig!" meinte Lauingen. „Jugend ist doch schließlich der beste Reiz." Und er dachte wohlgefällig an seine kleine Lola Perry, die anfing, sich als Tänzerin einen hübschen Namen zu machen.

Da Arvad für Almuth gesprochen hatte, hörte er kaum auf Lauingens Einwand.

Dieser war übrigens mit seinen Gedanken längst bei einem andern Thema und brachte es nun zur Erörterung.

„Unser lieber Doktor, als dein Freund, liebe Almuth, erlaubt mir gewiß, daß ich in seiner Gegenwart von unserer nächsten Angelegenheit spreche. Was ich also sagen wollte, in Berlin riet mir Stern, den ich zu mir bitten ließ . . ."

„Justizrat Sally Stern?" unterbrach Arvad rasch.

„Er ist mein Anwalt. Kennen Sie ihn."

„Freilich", antwortete Arvad. Er hatte den schnellen Einwurf gemacht, um irgendeiner abfälligen Bemerkung über diesen Justizrat vorzubeugen. Nun hätte er antworten müssen: Es ist der Mann meiner Schwester Flora. Aber in gewissen Situationen ist es kleidsamer, nicht mit den Realitäten einer Familie belastet zu scheinen . . . So verschwieg er den Zusammenhang.

„Ich bin recht zufrieden mit ihm", äußerte Lauingen. „Ich habe ihm deinen halb komischen, halb lästigen Fall vorgetragen — hat meine Frau Ihnen schon davon erzählt? Der Wortlaut des Testamentes von Onkel Emmich legt meiner Frau die Notwendigkeit auf, eine Versicherung abzugeben, daß keine dritten Personen vorhanden waren oder sind, die ihr und Chlodwigs Erbteil mindern könnten. Ich ging gleich mit deinem Eilbrief zu Stern, der mir bestätigte, daß dies allerdings die Forderung des Paragraphen 2356 des Bürgerlichen Gesetzbuches sei. Er wunderte sich nur, daß man im vorliegenden Fall nicht, wie doch oft geschähe, davon absähe, solche Versicherung ablegen zu lassen. Aber schließlich ist der Geist der Zeit schon beinahe so: Gegen Angehörige der ersten Gesellschaft verfährt man rigoros — gegen den Mann aus dem Volke ist man liberal . . ."

„Symptom", äußerte der Doktor.

„Wie gern würde ich Almuth von dieser Formalität dispensiert sehen. Denn, wie ich die weibliche Psyche kenne, ist es, als solle ein hochnotpeinlicher Eid geschworen werden — wie denn die Frauen eine fast nervöse Abneigung haben gegen alles, was mit dem

Gericht zusammenhängt. Nun, der Amtsrichter Thorstein ist eine so sympathische Persönlichkeit, daß sein Menschliches ohne Zweifel noch durch seine Amtsrobe hindurchglänzt. Ich fand von Nebermann die Nachricht vor, daß du morgen vormittag Zimmer Nummer 4 zu erscheinen hast. Elfeinhalb. Natürlich werde ich an deiner Seite sein — fünf Minuten — und die kleine Formalität ist gemacht. — Wenn wir ein Viertel vor Elf fahren, ist es früh genug."

Almuth neigte nur langsam bejahend den Kopf. Sie fand kein Wort.

„Bei dieser Gelegenheit", fuhr Lauingen fort, „wies mich Justizrat Stern auf eine Pflicht hin, die er als eine wirtschaftliche und eine moralische zugleich bezeichnete. Er riet mir, daß wir ein Testament machen sollten. Ein gemeinsames. Oder jeder eines für sich — aufeinander Rücksicht nehmend natürlich — uns verständigend über den gegenseitigen Willen. Stern meinte: Die meisten Menschen verschieben das auf ihr Alter, oder für den Fall eintretender Krankheit. Da wird es dann manchmal ganz verpaßt. Nein, sagte Stern, der Augenblick zum Testament machen ist gekommen, wenn man seine Vermögenslage klar übersieht und nicht von fern durch Todesahnungen im Gemüt beeinträchtigt ist. Die Erbschaft von Onkel Emmich werde nun eingeheimst, sagte Stern, das Vermögen meines armen Bruders, das mal an Chlodwig kommt, verwaltet ja Stern und kennt es auf Heller und Pfennig, also könnte man testieren. Das leuchtet mir sehr ein. Was meinst du, wenn wir in diesen Tagen

alles auf einmal ordnen. Ich depeschiere an Stern, und er ist morgen abend zur Stelle."

„Da Exzellenz mir die freundschaftliche Auszeichnung gewähren, diese Dinge in meiner Gegenwart zu besprechen," sagte Arvad, „darf ich mir eine Bemerkung gestatten?"

Etwas gnädig neigte Lauingen sein Haupt bejahend.

„Exzellenz haben die Gräfin noch nicht genug beobachten können. Ich bin nun den dritten Tag hier und finde, daß Schonung noch recht am Platze ist. Da meine ich, daß diese Testamentsgeschichte noch ein wenig aufgeschoben werden müßte."

Er wollte sie schützen. Das war doch ganz unmöglich, daß sie in ihrer Lage noch mit feierlichen Beratungen über ein Testament behelligt ward, das doch vielleicht eine Farce, eine Lüge sein würde. — Man macht kein gemeinsames Testament mit einem Manne, den man am andern Tag verlassen will. — — Und das würde sie wollen. Oh! Sie mußte es wollen ...

„Wirklich?" fragte der Graf zögernd. „Ich muß Almuth bitten, sich zu äußern. — — Doch gestehe ich, daß Sterns Vortrag über diese Pflicht, zu testieren, mir den Wunsch dringlich gemacht hat."

„Auch ich bin Jurist. Und da kann ich Exzellenz einen Ausweg zeigen. Es bedarf keiner feierlichen Sitzung mit dem Rechtsanwalt und Notar, um sein Testament zu machen. Ein solches ist gültig, wenn es eigenhändig geschrieben wird und Ort und Datum oberhalb des Namenzuges auf dem Papier steht. Man

kann, wenn man will, dann doch immer noch zu gelegener Zeit ein notariell beglaubigtes Testament errichten und auf dem Amtsgericht hinterlegen."

„Ich danke Ihnen sehr, lieber Doktor. Es ist mir selbst sonderbar, daß es mich so drängt. — Ich fühle mich durchaus wohl — bin in den besten Jahren — —"

„Das ist eine alte Erfahrung," sagte Almuth, „hatte man einen Todesfall in der Familie, beschäftigt man sich gezwungenermaßen viel mit Nachlaßgeschäften, kommen einem düstere Ahnungen."

„Da magst du recht haben," sprach er, „aber ich werde doch den Rat unseres verehrten Gastes befolgen. Vielleicht noch heute abend. Schließlich habe ich wenig zu sagen. Die Verhältnisse liegen so klar."

Doktor N. Arvad erhob sich. Er hatte das Gefühl, daß es schicklich sei, sich früh zurückzuziehen. Almuth sprach nur das Notwendigste. Ihr Gatte schien ein wenig melancholisch angehaucht und spielte mit Gedanken an seinen Tod, an den er natürlich im Ernst ganz und gar nicht dachte. Er tat nur vor sich selber so.

Als er Almuth die Hand küßte, umschloß er mit einem raschen heftigen Druck ihre kalten Finger.

„Auf morgen", sprach er. Und sein Blick glühte von dem leidenschaftlichen Wunsch, ihr viel zu sagen.

„Ein taktvoller, kluger Mann, von besten Formen", lobte Lauingen, als die Tür sich hinter Arvad geschlossen hatte; „ich hoffe, er kann dich in erwünschter Weise beraten."

„Ich bin doch angegriffen — Arvad hat recht, Schonung ist noch am Platz — die dumme Herzerweite-

rung — die Nerven — du erlaubst, daß ich dir auch schon gute Nacht sage."

Er stand vor ihr und nahm ihre Hand.

„Wer hätte das gedacht, daß du je mit dergleichen zu tun haben würdest. Deine Konstitution schien von Stahl."

Ihre Schonungsbedürftigkeit erhöhte noch die etwas trübahnungsvolle Stimmung, in die er sich so unversehens hineingesprochen hatte.

„Liebe Almuth," sagte er, „wenn ich nachher ein provisorisches Testament niederschreibe, wie es mir der Doktor riet, dann wird dieser Akt eine Huldigung und ein Dank für dich sein."

„Aber Otto", wehrte sie ab.

„Ich werde dich zu meiner Universalerbin einsetzen, dich auch zur Vormünderin Chlodwigs ernennen, damit dir keine Einmischung von anderer Seite lästig fallen könnte. Was ich geworden bin, danke ich zum großen Teil dir. Deine Anmut, deine Intelligenz, deine Kunst, dich an allen Höfen und in der ganzen diplomatischen Welt beliebt und gesucht zu machen, haben mir immer enorm genützt. Unsere Ehe in ihrem weiteren Verlauf war nicht und konnte nicht sein ein idyllisches Turteltaubenglück. Vielleicht hat man dir dann und wann über mich etwas ins Ohr geflüstert von kleinen Schwächen, denen ein Mann wohl gelegentlich unterliegt. Aber du bist zu klug gewesen, um derlei überhaupt zu beachten. Wir sind ja keine Kleinbürger. Du hingegen hast meine Ehre immer unangetastet gehalten — meine Gattenehre — den edlen, strahlenden

Schild meines Namens. Dafür schulde ich dir heißen Dank. Meine Interessen waren immer die deinen, meine Ehre die deine. Das konnte mich immer sicher und ruhig lassen. Viele Schwächen habe ich, und viele Schwächen kann ich verzeihen. Ich liebe die glatte Fläche. Ich gehe gern liberal über vieles weg, woraus andere sich einen unübersteiglichen Berg auftürmen. Aber über Skandale, Aufsehen, Gerüchte wäre ich nie weggekommen. Deine Unberührtheit ist mein Stolz. Ich danke dir für alles."

Und er nahm mit spitzen Fingern sein Augenglas am goldenen Bügel ab, und seine trübglasigen Augen sahen sie an — waren sie nicht gar ein wenig feucht?

„Otto — ich bitte dich — was für feierliche Reden", sprach sie mit kraftloser Stimme. „Gerade heute — wo doch gar kein Anlaß . . ."

„Gerade heute. Wo durchaus Anlaß! Das Testamentsgespräch — die Tatsache, daß nun Onkel Emmichs großer Grundbesitz Chlodwig zufällt — wofür ich dir auch in gewissem Sinne zu danken habe — wann wäre ein stärkerer Anlaß . . ."

Und dein Aussehen! dachte er. Denn nun erkannte auch er die Farblosigkeit ihres Gesichtes und einen neuen, sehr nervösen Zug um ihren Mund. Und er bildete sich ein, daß seine Rede ihr wohltun, sie mit Befriedigung erfüllen werde. Er war ein wenig hilflos ihr gegenüber und konnte den Ton einer schlichten, liebevollen Besorgnis für sie nicht mehr finden.

„Schlafe gut aus, liebe Almuth", sagte er noch, „wegen dieser Geschichte am Gericht brauchst du dich

nicht aufzuregen — die ist in einer Viertelstunde erledigt."

Ja, in einer Viertelstunde — und in ihr soll sich mein Schicksal und das aller mit mir im Leben Verbundenen entscheiden, dachte sie. Langsam ging sie treppan und auf dem roten Teppichband den Korridor entlang, zwischen den dunklen Bildern auf den blassen Wänden. Vor ihrer Tür stand schon Berta; das Klingelzeichen, das der unten diensttuende Leopold ihr gegeben, hatte ihr die Herrin gemeldet.

Und die Herrin war stumm. Kitty Erlton hatte solche Stimmungen vollkommenen Schweigens mit unvergleichlichem Verständnis zu schonen gewußt. Berta, vor Eifer und in der Angst, irgend etwas zu verfehlen, wurde fast lästig. Und es dauerte länger als sonst, bis Almuth in ihren weichen weißen Schlafrock gehüllt war.

Dann stand Berta noch zweifelnd. Wie lästig war dieser Uebereifer. Aber er rührte Almuth doch. Und mit großer Nachsicht und Freundlichkeit sagte sie:

„Gehen Sie nur. Ich habe noch zu schreiben."

Sie ging in ihr Schreibkabinett. Die grün-weißen, milde gemusterten Seidenvorhänge glänzten wieder auf ihren Falten; die dunkelbunten Buchrücken gaben dem Stück Wand, das sie deckten, behagliche Wärme. Und da war das breite Ruhebett — — da hatte sie vorgestern abend um diese Stunde neben einem gesessen, der sie glühend umwarb — der ihr sein Leben — seine Leidenschaft — und vielleicht den Ruhm bot . . . Früher hatte sie doch einmal von Lorbeerkronen geträumt — sie durch eben dieses Mannes Hilfe zu erobern gehofft. . .

Damals, als sie in unantastbarer Höhe über ihm zu stehen glaubte.

Und damals hätte er seine Flammen nicht frei und fordernd vor ihr auflodern lassen.

Was war das? Wie war das?

Sie setzte sich an ihren Schreibtisch und wollte nachdenken. Aber die Fähigkeit, das zu können, war ihr abhanden gekommen. Und dennoch fühlte sie keine Unruhe in sich. Nur eine ganz merkwürdige Stille war in ihr, als seien Furcht und Zweifel abgestorben, als sei sie abgeschieden von allen Heftigkeiten des Lebens.

Ganz langsam nur streiften ihre Nerven diesen gelähmten Zustand ab. Die Erinnerung kehrte zurück an die allerletzten Eindrücke.

Es waren die, die die Reden ihres Mannes auf sie gemacht. „Aber über Skandal, Aufsehen, Gerüchte wäre ich nie weggekommen. Deine Unberührbarkeit ist mein Stolz. Ich danke dir für alles."

Sie hörte alle Worte noch einmal. So deutlich, als spräche die Stimme neben ihr.

Jetzt, in der Einsamkeit ihres Zimmers erglühte sie.

Es geschah ihr oft, daß sie mit Fassung und ohne die Farbe zu verändern, etwas erlebte oder hörte. Aber wenn ihr Gedächtnis es dann vor sie hinstellte, konnte sie erröten.

Beide Arme legte sie auf die Schreibtischplatte und faltete die Hände darauf. Und immerfort sah sie auf diese ihre gefalteten Hände herab.

Sie versuchte sich vorzurechnen, was Otto von ihr, was sie von ihm gefordert. Vielleicht war es sehr

wenig gewesen, von beiden Seiten. Und nur dadurch kam man geschmackvoll miteinander aus. Aber wie immer auch diese Rechnung aufging: eines war sie dem Manne und dem Sohn doch schuldig! An den Namen, den sie mit soviel Stolz trugen, keinen Skandal zu knüpfen.

Nun saß Otto vielleicht in eben diesem Augenblick und schrieb sein provisorisches Testament nieder. Die Endlichkeit des Lebens war ihm so unangenehm ins Gedächtnis gekommen. Und er war eine von den Naturen, die Stimmungen nur bewältigen können durch ein Unternehmen, nie durch Erkenntnis.

Sie wollte auch etwas aufschreiben, das den Charakter eines letzten Willens habe. Mit schlaffen Bewegungen, aber doch mit dem Bemühen zum Handeln, nahm sie die Feder. Ihr schien, sie habe eine solche Unmenge von Schicksalen und Dingen zu ordnen, daß sie die ganze Nacht daran zu schreiben haben werde. Wie alles fassen? Wo anfangen?

Ihr fiel ein: gestern — nein vorgestern war eine von ihr gegangen, deren letztes Wort hieß: „Ich hoffe und warte." Eine Mutter. Auch eine Mutter — eine tapfere, große Mutter in all ihrer Schlichtheit — eine Mutter, die ihr ganzes Leben für ihre Kinder geopfert hatte — o glückliche Frau — gesegnete Frau . . .

Und Almuth fühlte, daß sie dieser Frau vor allen etwas sagen müsse.

Ihr war, als sähen diese grauen Augen mit dem starken, klaren Blick sie fest an — gäben ihr Offenbarungen — tödlich ernste Befehle . . .

Eine ungeheure Erschütterung befiel sie. Sie mußte erst ausatmen lassen, was sie so durchbebte und dann schrieb sie:

„Noch einmal verneige ich mich vor Ihnen, wie ich es tat, da Sie von mir schieden. Sie hoffen und warten! Vielleicht nicht vergebens. Ich schließe diesem Gruß der Ehrfurcht einen versiegelten Brief bei. Wollen Sie ihn erst in einer Stunde öffnen, die ich Ihnen noch mitteile, oder die sich Ihnen als die richtige aufdrängen wird. Eine Bitte habe ich und bin auch ohne Versprechen ihrer Erfüllung sicher, als hätte ich Ihren Schwur empfangen: Nie, nie, weder in Ihrem Leben noch nach Ihrem Tode lassen Sie einen Menschen, sei er wer er sei, von diesen meinen Zeilen und von dem Inhalt des verschlossenen Briefes erfahren!

A. L."

Dann wenige Worte — mit hinrasender Feder auf ein Blatt Papier gesetzt — der Geruch von Siegellack zog mit feinem Duft durch den Raum.

Das war getan . . .

Ein Geheimnis war einer mütterlichen Seele anvertraut, die Liebe und Weisheit besaß und verstehen würde, daß manche Rätselfragen des Lebens besser ungelöst bleiben — für Lebende und gegen Tote ist Schweigen oft Gnade und Würde. — Sie lauschte zur Tür hinaus? Waren Korridor und Treppe schon dunkel? Es mußte später sein, als sie gedacht hatte. Still, unerleuchtet lag das weite Haus. Mondlicht, noch blaß und schmal, kam schräg in das große Fenster am

Ende des Korridors herein und nahm in seinen versilbernden Glanz die zwei nächsten alten Bilder; sie blinkten wie Stahlplatten. Almuth ging auf dem roten Teppich dahin, sehr vorsichtig, damit ihr leichter Schritt nicht doch gehört werde. Und das Mondlicht gab ihr auch Helle genug, um unten die Posttasche zu finden und den Brief in deren Spalt bergen zu können.

Als sie ganz ungehindert und von niemand gesehen wieder in ihr Zimmer zurückkehrte, fiel ihr ein, daß früher für sie ein so ungewöhnlicher Gang zu mitternächtlicher Stunde unmöglich gewesen wäre. Daß sie ganz bestimmt Kitty Erlton auf ihrem Wege gefunden haben würde und dann für treue Dienstbeflissenheit gehalten hätte, was wohl von je zum größten Teil schon immer Bewachung gewesen war. Seltsam — man lebt sein Dasein vor seiner Bedienung. Es ist durchsichtig für sie. Während wir von ihrem Leben eigentlich gar nichts wissen. Selbst gütige Teilnahme kann aus ihnen nur herauslocken, was sie sagen wollen. Dank dieser ungerechten Verteilung von gegenseitiger Kenntnis ist man eigentlich immer in der Hand seiner Leute!

Ach — Frauen, wie Frau v. Eggenkamp eine war, konnten das mit Gleichmut ertragen . . .

Glücklich, wer von seinem Leben weiß, daß es klar und durchsichtig ist!

Nun saß sie wieder in dem kleinen Raum.

Diese Wände hatten seine heißen Worte gehört, mit denen er ihr ein neues Leben anbot — — mit seiner Liebe — in seiner Welt. — Wie mußte das sein — an der Schwelle des Herbstes die durchgeistigte Leiden-

schaft, die sprühende Glut eines solchen Mannes zu empfangen . . . Berauschend . . . Berückend . . . Vielleicht auch voll geheimster Demütigungen und täglicher Entsagungen . . . Ein Wechsel von seligen Vergessenheiten und Höhenflügen mit peinvollen Erfahrungen, Fremdheiten . . . Aber doch Leben! Ach — Leben! Und in einer Umwelt, wo selbst ein Flüstern und Verdächtigen sie nicht anzufechten brauchte. Denn der Mann stand neben ihr, dem sie ohne Lüge angehörte, der wußte — — der deshalb kaltblütig sie gegen Unbewiesenes, Unbeweisbares schützen konnte . . .

Tief, tief im Untergrund ihres Wesens glommen längst überwundene Versuchungen auf . . . Die Erinnerung schlug gespenstische Brücken und brachte auf ihnen deutlich und lebendig heran, das Wissen von Wonnen der Hingegebenheit — das brennende Glück von Vereinigung, um deretwillen man alles verlassen und die Welt verhöhnen kann.

Sie fühlte: er wartete auf ein Wort — ein Zeichen . . . Sein verzehrendes Warten wirkte auf sie hinüber. Sein dringlicher Blick ließ ihr das Blut in ihren Adern heißer werden. —

Liebte sie ihn? Ja oder nein — Verheißung genug, fiebernde Versuchung genug, geliebt und begehrt zu sein — jetzt und so . . .

Was sollte sie ihm sagen? „Es gibt für die Verworrenheiten des Schicksals, in der die Frau steht, doch noch eine andere Lösung."

War sie denn schon entschlossen, diese andere Lösung zu wählen?

Mußte ihr Stolz ihm zürnen? Oder ihr Herz ihm danken?

Sie fühlte wieder seine Nähe und dies stumme, von elektrischen Spannungen schwüle Wissen zwischen Zweien, in denen die Begierde zueinander schwillt. —

Sie erzitterte in der Versuchung. Und dennoch blieb eine Art von hochfahrender Ablehnung in ihr wach . . .

„Mein Testament!" dachte sie entschlossen.

Ob zu eben dieser Zeit ihr Mann das seine schon beendet und damit von seinen Vergänglichkeitsmelancholien sich frei gemacht hatte?

Die Fülle der Dinge, die sie ordnen zu müssen glaubte, stellte sich ihr auf einmal ganz einfach dar.

„Meinem Sohne, Chlodwig Adalbert Emmich Graf von Lauingen vermache ich das Vermögen, welches ich von meiner Mutter erbte.

Aus dem Kapital, das mir von meinem Anteil an der Hinterlassenschaft meines Onkels, Emmich Adalbert, Freiherrn v. Hochfeldern kommt, vermache ich:

Erstens meinem Vetter Adalbert v. Hochfeldern-Harst, Herrn auf Schöppen, ein Legat von hunderttausend Mark.

Zweitens bestimme ich seiner Tochter Almuth, meinem Patenkind, dieselbe Summe, die ihr als Mitgift dienen mag, wenn sie einmal heiratet.

Das ganze übrige Barvermögen aus Onkel Emmichs Nachlaß soll meiner Schwester Barbara, Freiin von Hochfeldern gehören. Ich nehme an, daß sie sich mit Wichard v. Eggenkamp vermählen wird. Für diesen Fall spreche ich den herzlichsten Wunsch aus, daß

Wichard v. Eggenkamp auf seinen Erbanteil am Familiengut der Eggenkamps verzichtet, damit sein Bruder Johann den alten Besitz in voller Sorglosigkeit für sich und seine Nachkommen behaupten kann."

„Das wäre dann ein Ausgleich", dachte sie. Dieser ihr Wunsch mußte auffallend erscheinen. Alle Beteiligten würden ihn staunend besprechen. Nur eine würde seine geheimsten Gründe verstehen: die mütterliche, starke Frau. — Und in der Kraft ihrer Liebe und Einsicht würde sie schon Erklärungen finden, Fragen beruhigen, Staunen in frohe Zufriedenheit umzuwandeln verstehen.

Ihr war, als lege sie nur das Geschick von zwei teuren, wertvollsten Menschenpaaren in eine kluge und sichere Hand . . .

Sie las das kurze Schriftstück noch einmal durch.

Der gute Vetter Adalbert! Wie ihm das zustatten kommen würde, so wenig es war. Er hatte doch oft Sorgen. Sie kamen ihm vielleicht nur aus seiner großen Gewissenhaftigkeit, seinem überfeinen Ehrgefühl, den Gedanken an seine vielen Kinder. — Wenn die Leute ihn so auf der Landstraße dahinfahren sahen, fühlten sie Respekt oder Neid. „Ach, der Harster-Hochfeldern, der Herr auf Schöppen." Man kann Herr von Vielem sein und doch seinen Rucksack voll Lasten immer auf dem Buckel tragen — nur, daß die Neider ihn nicht sehen wollen und die Dummen ihn nicht sehen können. — — Der gute Vetter Adalbert! „Ja woll" — — Almuth hörte ihn. — — Und all diese Kinder — an ihrer Spitze die aufgeschossene

Almuth mit den langen dünnen Beinen. — Sie würde sich schon zurechtwachsen. Und wenn sie später mal heiraten wollte, brauchte Vetter Adalbert sich nicht zu sorgen, woher all das Bargeld zur Aussteuer nehmen. — — Wie sonderbar: die Augen wurden ihr feucht, als sie an dies rastlos tätige, anspruchslose, pflichttreue Leben des Vetters dachte. Sie sah ihn vor sich, wie sie ihn einmal bei ihren seltenen Besuchen gesehen: mit gesammeltem Ernst im luftgeröteten, jovialen Gesicht zur Dorfkirche gehen, neben ihm gingen wichtig die Ältesten seiner kleinen Schar. Die Familie bezog feierlich den Kirchenstuhl der Herrschaft und saß da, als Beispiel und Autorität, während der fromme Gesang zwischen den weißgetünchten Wänden plärrte und vom Chor die schrecklich verstimmte alte Orgel jaulte wie ein ausgesperrter Hund.

Sie wurden von einem brennenden Verlangen befallen, bald Vetter Adalbert und sein lärmvolles Haus zu besuchen und Sonntags mit ihm und den festlich gekleideten Kindern in die Dorfkirche zu gehen, wo es so herrlich still war, wenn der Gesang verhallte. Die predigende Stimme, die von der Kanzel her kam, gehörte zur Stille — machte sie fühlbarer. — Und die Andacht, die Vetter Adalberts Haltung ausbreitete, war so wundervoll echt. — Man spürte: seine Seele erhob sich, kam über den Alltag weg. — — Dann drängte sich die Gemeinde ins Freie, während die beiden kleinen Glocken, oben im Kirchturm aus Granitfindlingen, ihre zwei Töne immer hin und her warfen, das hellere g antwortete emsig dem mahnenden c.

Und in Almuths Klaggedächtnis wandelten sich die Töne. Sie nahmen den eiligen, flachen Laut der Hahnenorter Kirche an, einstimmig, jämmerlich, unaufhörlich — wie sie in die herbe graue Luft hinaus klagten, als man Onkel Emmich in die Gruft brachte.

Sie wehrte sich gegen diese Klänge, sie nahm sich zusammen — setzte nun, wie Arvad ihr gesagt hatte, das man tun müsse, ihren Namen unter ihre Zeilen. Und unter den Namen sorgsam Ort und Datum.

Wie glatt ging ihr der Name aus der Feder. Sie war seit langen Jahren gewöhnt, ihn mit einem gewissen Hochgefühl hinzuschreiben. — Es war ein erlauchter Name.

Und unwillkürlich drängte sich ihr ein anderer auf: Arvad — Almuth Arvad . . . Wie fremd, wie neu, wie phantastisch. Sollte das je Wirklichkeit werden?

Schien gegen einen solchen Wandel ihres Lebens nicht eine Verweigerung der Aussage das geringere Wagnis? Zusammenbruch kann unter Umständen milder zu ertragen sein als Neuaufbau. Er verheißt Ruhe, Klarheit, Entsagung. Ein Neuaufbau kann unermeßbare Mühen und Selbstüberwindungen kosten.

Almuth versuchte sich, eine Zukunft vorzustellen in der Einsamkeit einer Art von Verbannung. Geschieden von der Welt, die ihre Welt gewesen war. Auf Reisen? Rastlos durch Europa und alle anderen Erdteile ziehend: Immer wieder weiter, wenn ein Platz unmöglich ward durch das Auftauchen von Bekannten, die sich bisher an sie herangedrängt hatten, die fortan an ihr vorbeisehen würden? Unmöglich! Oder in der

stillen Zurückgezogenheit hier. — Womit die Tage ausfüllend? Mit ihrem Talent? Würde, was sie schrieb, noch beachtet werden, wenn ihr hallender Name nicht mehr darunter stand? Oder sollte sie die Sensation, deren Gegenstand sie gewesen, gar ausnützen, mit diesem dann so kompromittierten Namen sich Leser erwerben? Widerwärtigster Gedanke. In diesem fürchterlichen Augenblick fühlte sie, daß sie gar kein Talent habe — daß das, was ihr und anderen so erschien, nichts war wie die Fähigkeit, sich anregen zu lassen und andere anzuregen im unaufhörlichen bunten Wechsel der Menschen und Dinge um sie her.

Was für einen Inhalt hatte denn eigentlich ihr Leben gehabt?

Glanz. — — —

Er macht die Seele nicht warm. Er ist keine Tat, sondern bloß ein Schein. — — Es kann nicht schwer sein, auf ihn zu verzichten . . . Sie fror.

Wie spät war es doch? Mitternacht. Und wie kalt, nachdem das Kaminfeuer lange verglüht war.

Hastig schloß sie das Blatt in einen Umschlag und siegelte. Das Schreibtischschubfach nahm ihn auf.

Sie drehte das Licht ab und ging in ihr Schlafzimmer. Eine angenehme Wärme kam ihr entgegen. Die Heizungskörper waren dort nicht durch dichte Vorhänge verhindert, ihre milde Temperatur auszustrahlen, sondern sie füllten die Ecken unter durchbrochenem Gitter.

Diese einfache körperliche Wohltat berührte sie wie eine Ermutigung.

Plötzlich kam es ihr vor, als habe sie mit sich selbst und allerlei tragischen Möglichkeiten nur gespielt.

„Man ist nicht immer wahr gegen sich, nicht einmal in geheimsten Stunden — man mag sich nicht gestehen, daß die Feigheit oder die Lebensenergie sich gegen das Opfer wehren und steigert sich hinein in die Vorstellung, als sei das Opfer schon vollbracht . . . Man überlebt sich selbst in der Phantasie."

Als sie ihren Schlafrock abwarf und endlich die wohlerwärmte Decke ihre frierenden Glieder umschloß, dachte sie:

„Solch Blatt zerreißt man wieder."

Doktor N. Arvad war kein Frühaufsteher. Aber an diesem Morgen ertrug er es nicht lange, in seinem Zimmer zu bleiben. Es war auf Hahnenort Sitte, daß jeder Gast auf seinem Zimmer frühstückte, vor allem, wenn die Zahl der Gäste noch beschränkt war. Die Morgenfrische in der Natur war keine Stimmung, aus der Arvad sich hätte besondere Eingebungen holen können. Allein die Unruhe in ihm trieb ihn hinaus.

Das Schicksal dieser unvergleichlichen Frau und damit sein eigenes sollte sich heute entscheiden.

So wie ihr und ihm, mußte wahrscheinlich einem zumut sein, der die Stunde seiner Hinrichtung kennt und den Gang der Minuten bis dahin zählt.

Einen Zusammenhang seiner Empfindungen mit den atmosphärischen Erscheinungen hatte er bisher niemals an sich beobachtet. Aber heute hätte er alle Unbill des Himmels herbeigewünscht: grau hinrasendes Gewölk, peitschende Güsse, die die ganze Blütenwelt des Maies zerschlugen. Diese triumphierende Sonne, die über alle von ihr herausgelockten Frühlingswunder selig lachend sich selbst zu freuen schien, reizte ihn.

Zu seinem Erstaunen traf er unten schon Barbara, und sie mußte, als beratender Beistand des Gärtners, bereits lange tätig gewesen sein. Brömer und zwei seiner Gehilfen ordnete Blattgewächse und blühende Töpfe zu gefälligen Gruppen, die vor allem aussehen mußten, als gehörten sie an den ihnen gegebenen Platz und ständen da immer. Es sah im Speisesaal wie in der Eingangshalle wunderhübsch aus, sogar in Onkel Emmichs Zimmer blühte eine mächtige weiße Hortensia in einem Kupferkübel.

Für Barbaras Zeitmaße war es keineswegs früh, und sie wunderte sich nicht im mindesten, daß Doktor Arvad schon herunterkam.

„Schön, nicht wahr?" fragte sie und wollte ein bewunderndes Lob für all diese gärtnerische Fülle: „Blumen sind die einzige Pracht, für die ich Sinn habe. Meine Großmutter hatte soviel Glück mit Blumen und verstand, sich die seltensten heranzuziehen.

Sie dachte zugleich: ich werde mir in Südwest doch Blumen ziehen können?

„Ich bin erstaunt," sagte er, „soviel Aufwand für Fritz-Gustav."

„Ach — nicht so eigentlich für ihn. Wir sind so plötzlich hergekommen. — Im Winter war Onkel Emmich immer nur zu kurzen Besuchen hier. Im Mai sonst wohl manchmal ein oder zwei Wochen mit Almuth. Die Treibhäuser sind nicht gepflegt worden. Nur im Juli und August, wenn viel Gäste waren und einmal im Spätherbst zur Jagd — sonst wurden hier keine Blumen gebraucht. Nun scheint es doch, als

werden wir ziemlich lange hier bleiben. Ohne solchen Schmuck hat auch das schönste Haus was vom Hotel. Almuth sagte schon neulich: wie ist es kahl. So ist der Besuch von Fritz-Gustav nur der Anlaß."

„So? Es scheint, Sie bleiben lange hier?" wiederholte er mechanisch. Seine Blicke blieben an einem Rosenstock hängen, der hoch aus einem roten Tontopf aufschoß, und dessen zarte Krone schwer war von den gelben, geneigten Blumenköpfen der Marschall-Niel-Rose.

„Schön — prachtvoll", sagte er.

„Almuth hat sie als Tafelschmuck verboten. Sie wissen wohl noch — als Onkel Emmich starb. — Sie waren ja dabei — da hatten wir diese Rosen auf dem Tisch."

„Des gespenstischen Augenblicks entsinne ich mich nur zu genau — derlei vergißt man nicht — wenn an festlicher Tafel ein greises Haupt oberhalb einer weißen Hemdenbrust sich mit jäher Bewegung neigt — als habe eine unsichtbare Faust ihm den Nacken geduckt — und wie die ganze Gestalt doch in stolzer Haltung blieb — nein, solchen Eindruck vergißt man nicht. Aber den Tafelschmuck damals hab' ich nicht beachtet."

„Es ist nur — es gibt viele, für die gerade diese Rosen etwas bedeuten — eine Erinnerung vielleicht."

Da erriet er, daß um des Adjutanten willen, der mit dem Prinzen kam, die gelben Rosen nicht hatten fehlen dürfen.

Glückliche Jugend, dachte er, als er nun in den Park hinaustrat.

Wie das schöne Mädchen in der einfachen Bluse und dem schlichten Rock da so herumhantierte, empfand er ein sachliches Wohlgefallen an ihr. Wie von Zuversicht getragen war ihr Wesen. Solche Jugend hat in sich ein wunderbares Gefühl von Recht auf Glück. Beneidenswert. Das Wissen vom Anrecht macht jeden Streitenden im Prozeß vor Gericht schon zäh und ausdauernd. Wieviel kräftiger muß es den Menschen in seinem Prozeß gegen das Schicksal stärken . . .

Er hatte nicht das Gefühl eines Anrechts, vielmehr das eines Spielers, dem Verlust wie Gewinn gleich erregend ist . . .

Ruhelos ging er auf den besonnten Wegen, die um die breiten Rasenflächen führten. Dort, auf der Ausbuchtung eines Querweges stand die Gruppe der weißen, halbrunden Gartenbänke. Sie standen den ganzen Tag in der Sonne. Auch jetzt glänzte ihr grelles Weiß von weit her. Er mied den Platz. Zuweilen stäubten, gleich ausgeschütteter Spreu, weiße Blätter über ihn hin. Die Kirschbäume warfen ihre Blätter ab, ihre Festzeit ging zu Ende.

Ob er sich bemühte, Almuth noch vor ihrer Fahrt in die Stadt zu sehen? Ob er sich nicht besser bemühte, ihr fern zu bleiben? Er wußte selbst nicht, was Klugheit und Takt ihm raten sollten. Es war am besten, sich vom Zufall treiben zu lassen.

Zu seinem Erstaunen begegnete er, als er auf seinem ausdauernden Spazierrundgängen sich einmal wieder dem Schlosse näherte, dem Grafen Lauingen. Von weitem schon lüftete dieser den Hut vor dem Gast

seiner Frau. Die Begrüßung war herzlich, die Frage, ob der Doktor sich behaglich hier fühle, sehr verbindlich. Sie gingen zusammen weiter. Graf Lauingen sprach davon, daß er hier alles nun mit interessierteren Augen ansähe, da er die Eigentümerschaft seines Sohnes unwillkürlich auf sich mit übertrage. Er widmete dem Erblasser noch einige pietätvolle Worte und gestand dann, daß, abgesehen von diesem Kummer, dieses Jahr recht freundlich sich bisher anlasse. Zuwachs an Erfolgen auf allen Seiten.

„Auch in der Politik," sagte er befriedigt, „besonders in bezug auf England. Man flüstert soviel davon, daß dort eine gewisse Neigung bestehe, sich Rußland zu nähern. Es ist kein Gedanke daran! Persien wird immer als die von beiden begehrte Beute zwischen den beiden Rivalen stehen! Man geht hie und da in Nebenfragen mit den Allüren der Freundlichkeit zusammen. Nichts natürlicher. Aber von einer wirklichen Verständigung oder gar von geheimen Abmachungen mit der Spitze gegen Deutschland ist nie die Rede, wird nie die Rede sein. Glauben Sie mir. Ich kenne die Lage genau und bin nicht unbeteiligt an ihr! Käme es je zum Konflikt zwischen uns und Rußland, würde England immer auf unserer Seite stehen."

„Das kann ich leider nicht glauben. Dem großen Handelsmann jenseits des Kanals ist alles andere nur diplomatischer Nebenbetrieb. Er denkt und kennt nur ein Ziel: die Konkurrenz totmachen. Und da wir seine Konkurrenz sind . . ." Er zuckte die Achseln.

Der Graf blieb stehen.

„Bester Doktor," sagte er eifrig, „man sieht, daß Politik nicht Ihr Fach ist. Wozu wären denn wir Diplomaten da?! Glauben Sie mir, man freut sich in England unseres wachsenden Reichtums und der immer zunehmenden Prosperität unserer Unternehmungen. Jetzt eben wird wieder ein Besuch von Mitgliedern deutscher Stadtverwaltungen in London vorbereitet. Man wird sie glänzend aufnehmen. Ein Freundschaftsbeweis überholt den anderen. Alles würde noch viel wärmer sich gestalten, wenn man mich an den rechten Platz zu stellen wüßte. Aber unter uns gesagt: die Rivalität der Herren Kollegen . . . Niemand mag sich in seinen Erfolgen übertrumpfen lassen. Das ist ein Anklammern teils und teils ein Wettlaufen . . ."

Er seufzte ein wenig.

Arvad dachte, der Graf würde jetzt keine Zeit haben. Aber dieser nahm mit spitzen Fingern sein Glas am goldenen Bügel ab und sah mit seinen trüben Augen in den Maimorgen hinein. So stand er und hielt einen langen, belehrenden Vortrag; er setzte den ganzen Zwischenfall vom Golf von Akaba auseinander, und wie die beiden von Konstantinopel nach Ägypten geschickten Offiziere sich erlaubt hätten, den Lord Cromer zu schneiden, und wie doch nun einmal, wenigstens inoffiziell, England der eigentliche Herr in Ägypten sei, was ihm auch zukomme, denn . . .

Welche Qual dies alles anzuhören. Die Minuten flogen dahin — die nächsten schon konnten eine Entscheidung bringen . . .

Leopold kam beinahe laufend vom Schloß her.

Arvad starrte ihm entgegen.

Wenn er die Nachricht brächte: die Gräfin wolle nicht fahren. Unter naheliegenden Vorwänden konnte sie ausweichen. Sie galt als leidend, wie leicht ließ sich eine Ausrede erfinden. Wenn sie Aufschub suchte! Oder wenn sie der Weigerung, zu fahren, gleich nachher die Weigerung folgen ließ, zu schwören . . .

Vielleicht kam Leopold so herangesetzt, um zu melden, daß die Gräfin Seine Exzellenz zu sich bitten ließe . . .

Sein Mund wurde ihm trocken. An dieser Aufregung, die ihm die Hände kalt machte und den Atem schwer, erkannte er, was die nächsten Stunden für ihn bedeuteten.

Und was bedeuteten sie erst für die Frau!

Er glaubte in seinem ganzen Leben noch keine Spannung von solcher nervenmarternden Stärke durchlitten zu haben.

Und wie ahnungslos dieser wichtige Mann in seinen politischen Vortrag vertieft war — während das Gebäude seines Glücks, seines Stolzes, seiner Ehre aus den Fugen zu brechen drohte . . .

„Was ist?" unterbrach er sich unwillig, als Leopold die beiden Herren erreicht hatte und wartend Haltung nahm.

„Der Wagen ist vorgefahren", meldete er.

„Ah — so — ja — ich komme gleich. Marotte von meiner Frau, fährt auf dem Lande nie Auto. — Stilgefühl sagt sie. — Also um abzuschließen mit dem, was ich Ihnen erklärte: Frankreich hat genug mit sich selbst

zu tun, um noch nach dem Loch in den Vogesen zu starren. Der große Streik im nördlichen Kohlenrevier ist keineswegs veranlaßt gewesen durch das Grubenunglück von Courrières; er war schon länger vorbereitet. 50 000 Bergarbeiter! Das gibt zu denken. Und trotz der Vermittlung der Regierung kam er erst vor kurzem zur Ruhe. Bourgeois wußte wohl, warum er in der Kammer in der Rede über Algeciras sagte, daß die Mächte manche ihrer Anschauungen der Notwendigkeit eines guten Einvernehmens unterzuordnen verstanden, um für die Zukunft der Welt die Ruhe und das Vertrauen zu sichern. Frankreich habe alle seine Kräfte nur in den Dienst der Zivilisation, der Gerechtigkeit und des Friedens gestellt. Mit so wohlklingenden Reden verhüllt er sein Eingeständnis, daß Frankreich nie mehr an einen Krieg gegen uns denken kann und will."

So redend zwang er Arvad, neben ihm zu bleiben, und zusammen betraten sie, von der schmalen, parkwärts gelegenen Terrasse aus den Speisesaal. Arvad hatte in vollkommenem Schweigen den anderen reden lassen, der diese Stummheit für Bescheidenheit und andächtige Aufmerksamkeit nahm. Aber die ganze Rede war an dem Ohr, für das sie bestimmt gewesen, vorübergegangen — ein fernes Geräusch, dem man nicht nachlauscht, weil es so über alle Maßen gleichgültig ist...

Der Speisesaal war leer. Auf dem braunen Eichentisch in der Mitte stand eine große Silberschale, üppig gefüllt mit Vergißmeinnicht. Der Sonnenschein kam herein und leuchtete über das freundliche Blau hin.

„Hoffentlich wartet Almuth nicht schon in der Halle", sagte Lauingen. „Entschuldigen Sie mich für zwei Minuten bei ihr."

So wurde Arvad gezwungen, sie doch noch zu sehen . . .

Wenn sie fährt, dachte er, wird sie auch den Eid ablegen! Er fühlte bestimmt, vor dem Richter würde sie keinen erregenden Auftritt herbeiführen.

Er ging in die Halle. Sie war noch nicht da. Das Portal stand geöffnet. Draußen, unter dem Glasbaldachin, der nun im Schatten lag und grünlichblank aussah, stand der offene Landauer. Philipp wartete am Schlage. Wie friedlich alles, wie alltäglich. — Dieser offene Landauer sah nach einer Spazierfahrt durch die lachende Frühlingsnatur aus — nicht, als solle er zu einer Schicksalsstunde fahren.

Er wartete . . . Er hatte das Gefühl, daß er sich nicht werde beherrschen können — weder vor ihr noch vor ihrem Mann.

Nun hörte er Schritte. — Eine Stimme. — Sie erschien auf der Treppe, sprach nach rückwärts gewendet einige Worte. Und Barbaras junge, helle Stimme rief: „Ja, ja!"

Plötzlich wurde er ganz ruhig. All seine kaum noch ertragbare Aufregung sank in sich zusammen. Beherrscht, in natürlichster Haltung, ein Lächeln auf den Lippen sah er ihr entgegen.

Sie war in einem halblangen schwarzseidenen Mantel, ihren Kopf zierte ein gebogener Hut mit

schwarzen Federn. Sie sah ganz unverändert aus. Vornehm, jugendlich, voller Anmut in jeder Bewegung.

Auf ihrem Antlitz stand die undurchdringliche Maske der Verbindlichkeit, die zu tragen sie von ihrer Kindheit her gewöhnt war.

Sie reichte ihm die Hand. Vielleicht fremder als sonst. Und vielleicht huschte ihr Blick schneller von ihm fort als sonst etwa von einem Freunde, den sie gütig begrüßte.

Und mit der gleichen äußerlichen Verbindlichkeit erwiderte er Händedruck und Blick nur flüchtig.

Jetzt kam auch ihr Mann, sehr hastig und machte zuviel Aufwand von der halben Minute, die schließlich das Warten auf ihn gefordert hatte.

Sie stiegen ein und fuhren davon. Arvad horchte dem Räderrollen nach. Und er horchte auch ihrer Stimme nach — und fand keinen Laut in seinem Gedächtnis. Schweigend war ihre Begrüßung gewesen, schweigend ihre verabschiedende Neigung des Kopfes vom Wagen aus.

Und dies Schweigen erwuchs in seinen Gedanken zum Zeugnis der ungeheuren Aufregung ihres Innern. Dem Gesicht kann Selbstbeherrschung eine Maske geben, die Stimme gehorcht nicht mehr dem Willen, wenn die Brust innerlich wie versengt ist von Nervosität.

Nun waren alle Räume leer. Das Dasein schien eine Pause zu machen.

Er ging in seine Zimmer. Da war Leopold und räumte noch auf.

„Der Herr Doktor wollen entschuldigen . . .“

Arvad winkte ab.

„Hören Sie mal, Leopold: morgen vormittag reise ich ab. Wenn es sich machen läßt, würde ich gern zum Elfuhrzuge an der Bahn sein."

„Wie Herr Doktor befehlen. Es genügt dann, wenn ich morgen früh packe?"

Arvad suchte nach einem Buch. Er wollte lesen. Was doch gleich? Nichts schien ihm von der kleinen Auswahl, die er mit sich führte, stark genug, ihm über die nächsten anderthalb Stunden fortzuhelfen.

Er schloß aus seinem Koffer das kleine graue Buch heraus, das in der linken oberen Ecke das A von blitzenden Steinen trug. Nachdem er es einige Augenblicke in der Hand gehalten, als prüfe er ein Gewicht, warf er es plötzlich in den Koffer zurück.

Er hatte es vorher gewußt: diese Spanne Zeit würde unerträglich sein. Seine Gedanken konnten ihr nur auf der Fahrt folgen — dann verschwand sie für ihn, denn er kannte nicht die Räume, in denen das Ungeheuere sich entscheiden sollte . . .

Wenn er Barbara aufsuchte? Es herrschte solche tiefe, sonnige Stille auf den Korridoren, der Treppe und in den Zimmern.

Wie lange mochte es her sein, daß der Wagen davon gefahren war? Er sah nach seiner Uhr. Unfaßlich. Gerade erst zwanzig Minuten.

Draußen ertönte ein Hupensignal. Ein dunkler, dann ein heller Ton — zweimal, dreimal hintereinander. Dann das wuchtende Geräusch eines vorfahrenden Autos.

Und gleich danach erwachte das Leben. Schritte liefen vorbei. — Man hörte bald Stimmen — eine Männerstimme, fröhlich und kraftvoll.

Es klopfte. Leopold meldete hastig, daß die Baroneß den Herrn Doktor herunterbitten lasse. Seine Hoheit Prinz Fritz-Gustav und sein Adjutant seien angekommen.

War dies nun eine Befreiung aus der Qual der Spannung, oder bedeutete es unerträgliche Erschwerung?

In einer Minute war er unten. Er fand Barbara mit den beiden Herren in Onkel Emmichs Zimmer. Sie hatten schon in den seit gestern für sie bereiteten Räumen abgelegt; gaben sich wie zu Hause.

„Das ist eine fröhliche Situation lieber Doktor Arvad", sagte der Prinz und schüttelte ihm herzlich die Hand; „als wir uns zuletzt sahen — es war, meine ich im Tempel der Hathor, auf Philä — haben wir nicht gedacht, daß wir uns hier ohne den Hausherrn und ohne die Hausfrau wiedersehen würden. Und ich bin in einiger Erwartung, wie unsere liebe Baroneß und Sie die beiden Fehlenden ersetzen werden."

„Nicht einmal den Versuch darf ich wagen. Aber was Baroneß Hochfeldern anlangt, wird sie sicherlich annähernd ihre Schwester ersetzen. Man wird mir dies ‚annähernd' verzeihen."

Barbara schien von der Überraschung und der Freude ein wenig erregt. Ihre Farben waren erhöht, die Augen glänzten. Aber sie hielt sich in der freien

Sicherheit der jungen Dame, die auch in ungewöhnlicher Lage sich zurechtzufinden weiß.

„Annähernd ist schon zuviel gesagt. Wer kann sich mit Almuth auf ähnliche Stufe wagen!“ sagte sie. „Übrigens können Lauingens in anderthalb Stunden wieder hier sein.“

„Erbschaftsformalitäten — meine ich verstanden zu haben?“ fragte der Prinz nach.

„Freilich,“ bestätigte Barbara, „worum es sich handelt, weiß ich nicht genau. Ich habe etwas von eidesstattlicher Versicherung gehört — infolge des Wortlautes des Testamentes ist derlei nötig. Otto sagt: kleine Formalität, ganz kurze Geschichte — bei Erbschaften gäbe es immer viel gerichtliches Drum und Dran. Otto frühstückte nämlich mit mir. Der Doktor war Gott weiß wo.“

„Der Hausordnung gemäß frühstückte er auf seinem Zimmer und war nachher im Park“, sagte Arvad.

Wichard Eggenkamp hatte noch nichts gesagt. Er saß wartend da. Wie einer, der auf sein Stichwort horcht. Seine ägyptische Sonnverbranntheit war abgebleicht. Nun sah man erst recht, wie wohlgebildet und männlich seine Züge waren. Auf seinem Gesicht lag der Ausdruck eines stillen Glücks.

„Im Park“. Das war sein Stichwort gewesen.

„Der Park von Hahnenort soll sehr schön sein, durch seinen ungekünstelten Charakter,“ sagte er, „vielleicht macht es Hoheit Vergnügen, ihn zu sehen.“

Und er hoffte, daß sein Prinz in der rührenden Feinheit seiner Empfindungen, sich den Doktor Arvad

an die Seite nehmen werde, damit die Geliebte und er selbst einige Minuten für sich allein fänden. — Die letzten vielleicht vor langer, jahrelanger Trennung. —

„Ja," dachte der Prinz in sich hineinlächelnd, „das ist nun mal mein Metier, für dich mein alter Wichard den Gelegenheitsmacher zu spielen."

Wie froh überrascht waren sie beide gewesen, Prinz und Adjutant, als sie von der Abwesenheit des gräflichen Paares hörten. Es war ihnen beiden sofort klar, daß sich so leichter die Gelegenheit zu einem Gespräch zwischen Wichard und Barbara herbeiführen lassen mußte.

„Lieber Wichard, die zweistündige Fahrt im offenen Auto von Plantendorff hierher hat mich doch ein wenig erschöpft — wir kommen nämlich von meiner Cousine Charlotte Anna, die zurzeit auf Plantendorff residiert. — Auch ich bin Egoist. Wann schenkt mir der Zufall mal wieder Herrn Doktor Arvad zur alleinigen Gesellschaft. Das will ich ausnutzen. Habe einen wahren Fragebogen im Kopfe. Vorweg bitte ich um Geduld . . ."

Arvad verbeugte sich von seinem Sitz aus.

„Wenn Sie aber als leidenschaftlicher Naturfreund — ich beurlaube die Baroneß und Sie gern," scherzte er, „wenn ich solch unbescheidenes Wort in bezug auf Baroneß Barbara brauchen darf. Ich denke mir, sie macht vielleicht den Führer — falls es sie nicht langweilt."

Wie unbeschreiblich kindlich durchsichtig, wie liebenswürdig dies ist, dachte Arvad. Ein Prinz, der die

Liebe von zweien beschützt, deren Leben er ernstlich gar nicht fördern und sicherstellen kann. Auf welchen verantwortlichen Gedanken aber Sr. Hoheit gar nicht verfällt . . . Seine Herzensgüte spricht fast naiv . . .

Wichard schnellte förmlich in die Höhe. „Wenn Hoheit also gestatten . . ."

„Kommen Sie, Herr v. Eggenkamp", sagte Barbara sehr befangen, denn die Deutlichkeit in den Anordnungen des Prinzen konnte ihr nicht entgehen.

Sie schritten durch den Speisesaal, wo Philipp mit eiligem Gebaren eine festliche Frühstückstafel für sechs Personen deckte.

Als die beiden jungen Menschen nun draußen zusammen einhergingen, wuchs Barbaras Befangenheit noch. So verzehrend hatte sie sich nach einem Wiedersehen gebangt, war von der Furcht, daß Wichard nach Afrika gehen werde, ohne daß sie sich noch einmal sprechen könnten, oft sehr traurig gewesen. Die Nachricht seiner bevorstehenden Ankunft, und vorhin, als sie die Treppe förmlich hinunterflog, da sie von ihrem Fenster aus das Auto heransausen sah — das war Jubel gewesen — sie wußte nicht, ob sie weinen solle vor Glück oder lachen. —

Nun ging alles in Verlegenheit unter. Der Prinz hatte es so gütig, so rührend gemeint. — Aber sie empfand es als eine Art von Unkeuschheit. Ihre Liebe schien ihr so enthüllt, so beachtet und bewacht von fremden Augen darzustehen . . .

„Hast du kein Wort für mich?" fragte er halblaut.

Sie sah ihn an.

„O Wichard — es war so rührend vom Prinzen — aber es machte sich so verabredet — so programmäßig — streifte soviel ab — die heimliche Freude . . Verzeih, ich weiß nicht, wie ich es sagen soll."

„Geliebtes Kind! — Ich verstehe, was du empfindest. Fritz-Gustav glaubte gerade zart und liebevoll zu sein."

„Weiß er denn alles?"

„Nur, daß ich dich liebe. Er errät Schwierigkeiten und Gegnerschaft. Er weiß, daß ich nach Südwest will, und denkt sich den Zusammenhang. Er möchte uns helfen. Von den praktischen Bedingungen des Lebens weiß er schließlich wenig. — Er kommt sich schon wie ein Kenner und Praktikus vor, wenn er gelegentlich besorgt fragt: ‚Lieber Wichard, überschreiten wir auch nicht unser Budget?' Seine Hilfsbereitschaft ist nicht gewandt. Er wünschte uns ein Gespräch zu ermöglichen. Was willst du, er ist ein Prinz. Das heißt, er glaubt ganz unbewußt, daß seine Teilnahme immer Gnade und Freude bedeuten."

Barbara seufzte. Er stand still.

„Wollen wir uns die Augenblicke des Alleinseins trüben? Wenn auch die Art, wie wir dazu kommen, dich verletzt?"

Sie sah ihn an. Ihre Augen waren feucht. Alles jubelnde Glück war mit einemmal in Gedrücktheit untergegangen.

Er nahm ihre Hand und zog an dieser Hand sacht die ganze holde Gestalt an sich heran.

„Meine Barbara!" sagte er innig.

Da hing sie plötzlich an seinem Hals. Ganz erschüttert war sie und klammerte sich an ihn.

Er war da — sie sah ihn, hörte ihn, fühlte seine Arme um sich. Noch — noch —

So blieben sie lange still zwischen den besonnten Büschen, über die weiße Blütenblätter hintändelten und niedersanken, weil das Lüftchen, das sie von den Kirschbäumen fortgeweht, sie nicht länger trug.

„Sage mir, Wichard — steht schon alles fest? Ganz fest? Abfahrt? Ort der Ansiedlung? Du hast da alte Kameraden? Sie werden dir beistehen? Oh, könnte ich gleich mit!"

„Liebling! Du warst in deinen Briefen so tapfer!"

„Ich bin es auch. Aber nun ich dich sehe — dich habe. — Fern voneinander ist man tapferer."

„Du wirst es wieder sein, wenn du mich erst eingeschifft weißt. Von da an fängst du an zu zählen. Jeder Monat, der vergeht, bringt unsere Vereinigung näher heran. Fast zwei Jahre sind es noch bis zu deiner Mündigkeit. Dann hat kein Mensch mehr ein Recht, dich zu halten. Und ich bin dann vielleicht so weit, daß ich dich auf eigener Scholle erwarten kann."

„Geht es so rasch?" fragte sie verzagend und ungläubig.

„Ich weiß es nicht. Es kommt darauf an, ob Mutter und Bruder mir so viel Geld flüssig machen können, daß ich gleich Land erwerben kann."

„Was sagt deine Mutter? Du bist in deinen Briefen immer um die Frage herumgegangen."

Sie sah es sofort: sein Gesicht nahm einen sehr ernsten — schlimmer noch, einen traurigen Ausdruck an.

„Deine Mutter ist gegen den Plan? O Gott, vielleicht zürnt sie mir; um meinetwillen soll sie dich verlieren."

„Ich darf und kann dich nicht belügen. Nein, Mutter zürnt dir nicht. Sie liebt dich im voraus. Und gerade liebt sie dich, weil du bereit bist, alles zu verlassen, um meinetwillen. Aber sie kann es nicht verstehen, daß man uns nicht zusammenkommen lassen will. Und der Gedanke ist ihr bitter schwer, so schwer, wie ich mir's kaum habe vorstellen können, daß wir so fern von ihr leben werden. Daß sie nicht ihr bißchen Mitfreude haben soll an unserm Glück Sie hat für uns gearbeitet — übermäßig, unaufhörlich. Es war erschütternd, ihren zähen Kampf zu sehen. Schon als Jungens haben wir das verstanden. Sie schien uns groß. Nein — sie ist es! In der Schlichtheit gibt es auch Größe. Und nun ist es ihr, als werde sie betrogen. Sie sieht es so, als ob ihre Söhne scheitern, an dem, was doch unser Glück ist. Neben meines Bruders Liebe gehen allerlei Wenn und Aber einher, über die Mutter vor Sorgen oft nicht schläft. Und ich . . ."

Weinend legte sie ihre Stirn gegen seine Brust.

„Nicht so weinen", bat er zärtlich. „Ich hoffe doch, daß Mutter sich zurechtfindet. — Und wer weiß — sie ist ja noch rüstig — vielleicht bringt sie dich gar zu mir — das wäre doch schön — nicht?"

Barbara bewegte verneinend den Kopf. Sie war

fassungslos. Das ganze Zukunftsbild löste sich vor ihr auf, als sei es eine Luftspiegelung gewesen.

„Solch Opfer kann ich nicht annehmen. Deine Mutter soll nicht weinen — das kann uns kein Glück bringen — gewiß nicht! Ich könnte nicht mehr in Sehnsucht und Vorfreude an dich denken. Immer sähe ich die alte Frau, wie sie bitter und kummervoll dasitzt und dich vermißt. Wo ist mein Sohn? wird sie sich fragen . . . Um eines Mädchens willen, das er mehr liebt als mich, ist er in ein fernes Land gegangen. Schließlich wird sie mich doch hassen."

Sie war verzweifelt. Ihre Phantasie stellte die traurigsten Möglichkeiten vor sie hin. Die Mutter konnte sterben — in der Todesnot vergebens nach dem Sohn rufen. Und er war ihr unerreichbar — unerreichbar. — Er saß in eben derselben Stunde in glückseliger Zweisamkeit mit seiner jungen Frau unter anderen Sternen. —

Sie hatte sich das Bild dieser Ferne so herrlich ausgemalt mit allen Poesien der wunderbaren Geheimnisse einer anderen Erdhälfte umsponnen. Unter dem metallisch blauen Himmel, an dem herrliche Sternbilder funkelten, träumte sie an der Seite des geliebten Mannes von der Veranda ihrer Farm hinaus in das weite, südafrikanische Land. Die Pfirsichbäume blühten, und ihr feiner Mandelduft durchhauchte die Nacht. Manchmal erkannte man in der klaren Nächtigkeit eine schwarze Gestalt, die auf nackten Sohlen unhörbar am Zaun des weiten Gartens hinschritt. — Der eingeborene Wächter. Von irgendwoher hallte durch die großartige

Stille ein schauriger, unerklärlicher Ton und verklang. Voll von Gefahren und unbekannten Geschehnissen schien diese Welt. Sie aber ruhte sicher im Arm des einen, neben dem ihr Tod und Not gar nichts bedeutete.

Vorbei. Die Tränen einer Mutter verwischten diesen Traum.

Er hielt den Arm um sie; er führte die Weinende mit sich weiter . . .

Seine Besonnenheit war wach und sagte ihm, daß sie jeden Augenblick von dem nahe einmündenden und von hier nicht übersichtlichen Weg aus überrascht werden könnten. An den Büschen war das Blattwerk noch zu jugendlich klein, als daß sie ein verbergendes Dickicht hätten aufbringen können. Die Sonne spielte hindurch und machte ein Wunderwerk von grün-goldenem Filigran aus ihnen.

„Komm", bat er innig, „sieh dort — ich glaube, da werden wir sicher sitzen . . ."

Er sah eine kleine, alte Bank; sie stand an den Zaun des Obstgartens gerückt, und über den Zaun erhoben die Wipfel ihre Häupter, deren Weiß verflatterte und an deren schwarzem Geäst junges grünes Blattwerk sich nun vordringlicher zeigte. Auf dem Rasenstreifen stand die Bank, der sich unterm Hainbuchenzaun hinzog. Und man sah von hier aus weit draußen, inmitten des Wegs, der grüne Breiten durchzog, weiße, im Sonnenschein blanke, halbrunde Bänke. — — Ganz menschenleer war der Park.

Es tat Barbara gut dazusitzen und ihren Kopf an seine Schulter lehnen zu können.

„Mein geliebtes Kind," sagte er zärtlich und antwortete ihrem letzten Ausruf, „Mütter wissen, daß Söhne sie um der Liebe zur Geliebten willen verlassen. So gebietet es das Leben. Ohne Opfer, bald von der einen, bald von der anderen Seite, kann es nicht vorwärts gehen; es würde stocken."

In der Jähheit, mit der junge Verzweiflung sich in hochaufloderndes Hoffnungsglück wandeln kann, fühlte Barbara sich von einem Gedanken erleuchtet. Sie hob den Kopf. Die Augen, die noch eben geweint, strahlten.

„Ich weiß die Lösung", sagte sie in heißem Glück. „Ich will nicht, daß deine Mutter unglücklich wird, ich will nicht auf dich verzichten. Alles ist einfach: wir warten!"

„Bis wann? Worauf?" fragte er mit einem kleinen, melancholischen Lächeln.

„Bis du Hauptmann erster Klasse bist!" erklärte sie triumphierend. „Das bißchen Geld, das man dann noch nachzuweisen hat, ist sicher nicht mehr als mein kleines, kleines Erbteil. Und wir sparen beide inzwischen. Dann kommt es zusammen."

„Liebling — Süße! Das ist sehr lange hin! Ich bin ein junger Oberleutnant!"

„Sechs, sieben Jahr vielleicht!" gab sie zu. „Das macht nichts. Wir können unsere Verlobung jedermann mitteilen, sobald ich mündig bin. Siehst du — und dann können wir uns immer sehen. — Wenn Almuth auch dann noch unserm Bund feindlich entgegen ist — haben wir dann nicht deine Mutter?"

Rührung und Liebe ergriffen ihn auf das tiefste.

„Teures Kind!“ dachte er. Aber es war seine Pflicht, ihr alles vorzustellen. Er küßte ihr voll Andacht und Dankbarkeit die Lippen und sah ihr tief in die strahlenden Augen.

„Unser Los wird dann sehr bescheiden sein. Als Farmer in Südwest kann es uns glücken; schon das Herrenleben in der einfachsten Umwelt hat ja etwas Großzügiges. — Als Hauptmann sehe ich unsere Grenzen. Sie sind eng, und in ihnen hat die Hoffnung auf Unerwartetes keinen Platz. Des sichern Wegs voran bin ich ja zwar gewiß. — Aber er fordert auch schwere Entsagungen. Und vorher die Wartejahre.“

„Wie viele warten! Unzählige Offiziersehen kommen erst nach langem Warten zustande.“

„Dann hat aber die Braut sich in der Wartezeit nicht an das glanzvolle Leben mit all seinen Verwöhnungen so sehr angepaßt, wie du es im Lauingschen Hause tun wirst.“

„Wichard!“ rief sie verletzt. „Das durftest du nicht sagen!“

„Ich mußte es sagen; obschon ich an diese Gefahr selbst nicht glaube. Ich mußte! Vernunft hat Pflichten — macht weise Einwände. O du — mein Herz weiß: dich verführt keine Pracht und kein Wohlleben.“

„Nein. In keiner Umwelt. Und zu allerletzt in dieser. Ich weiß wohl: Alle Menschen, die ihr von Berufs wegen angehören, müssen es verstehen, sich jedem Lande, allen Sitten der Fremde anzupassen. Sie müssen sich vollkommen sicher in allen hauptsächlichen Sprachen unterhalten können. Sie haben von Jugend

auf Beziehungen zu Angehörigen aller möglichen Nationen; sie sind durch den Zwang der Verhältnisse oft genug aufeinander angewiesen. Vielleicht ist es verzeihlich, daß sie ihre Freundschaften, ja selbst ihre Heiraten schließen mit Angehörigen von Völkern, die uns in offener oder versteckter Feindschaft hassen. Kann sein, daß das Persönliche oft genug stärker und leidenschaftlicher wird als das Vaterländische. Und Herzen und Wünsche können vielleicht nicht haltmachen vor politischen Grenzen. Oh — ich habe soviel über alles dieses nachdenken müssen. — Wenn du ein Engländer wärst — vielleicht hätte ich dich doch geliebt — wer kann so schwierige Dinge beurteilen. Aber selbst wenn ich einen Ausländer geheiratet haben würde: deutsch wär' ich gewiß geblieben! Immer! Und ich hab' so den Eindruck: In dieser Welt worin Almuth lebt, ist man doch international! Fast alle sind es — die Guevedas, die d'Abanos, die Thoreques. — Ja — bloß vielleicht die Engländer nicht — die bleiben immer Briten. — — Und es ist mir unerträglich, daß ich im Hause meiner Schwester mehr Englisch und Französisch höre und sprechen muß als Deutsch. Was allein solche Dienerschaft ausmacht, die nie Deutsch spricht, es nicht kann — oder so tut, als ob sie es nicht kann. — Ich bin noch unerfahren. Aber ich meine, das müßte nicht sein. Ich bin oft ganz erregt davon — das verleidet mir auch diese Welt. Im Hause eines deutschen Offiziers, als seine Frau, kann und will ich nur Deutsch reden."

„O du," sagte er, „was mir deine Worte sind . . ."

Er dankte ihr mit innigen Küssen. Und als sie, vertieft in diesen neuen Plan, beruhigten Gemütes sich alle Verheißungen ausmalten, die er gewähre, sagte Wichard zuletzt, die Stimme senkend, denn ihm war, als rühre er an Geheimnissen:

„Vorgestern abend war ich bei dir — ich erlebte eine wunderbare Stimmung. Wir waren auf Plantendorff — Fritz-Gustav blieb mit seiner Cousine unter vier Augen zusammen. Die Welt weiß, sie ist nicht glücklich mit ihrem Mann. Vielleicht wollte sie sich aussprechen. Ich gehörte mir allein. Ich ging ins Freie. Der Himmel war schon abendlich. Als schwebe er immer höher und ferner hinaus. Ganz silberweiß stand die Mondsichel da. Rund um war alles still. Das junge Laub duftete wundervoll, vor allem die Heckenrosen. — Ich dachte an dich. Sehr stark. Ganz deutlich. Stark und fest mit dem Vorsatz, du müßtest mich hören — mich fühlen. Und es war mir, als käme ich über alles Menschliche empor, und als wären geheime Kräfte in mir, die mich mit dir vereinten."

„Wichard," flüsterte sie, blaß von tiefster Ergriffenheit, „Wichard — zur selben Stunde habe ich das gleiche erlebt."

Und die heilige Weihe der Verbundenheit segnete ihre Herzen.

Sie vergaßen alles. Die peinliche Deutlichkeit, mit der man sie in die geschenkte Stunde hineingetrieben — daß förmliche und feindliche Menschen auf sie warteten.

Ihre Seelen waren in Glück erhoben und der ganze blaue Himmel nur ihretwegen voll von flammendem

Licht und nur für sie klang zartes Vogelgezwitscher aus der Höhe.

*

Fritz-Gustav hatte nicht nur als herzlich gesinnter Gelegenheitsmacher gesagt, daß er sich einer Stunde freue, die ihm den Doktor N. Arvad zur Gesellschaft gäbe. Er war immer lernbegierig und löste sich gern in literarischen oder wissenschaftlichen Tastversuchen von seinem gewohnten Lebensinhalt ab.

„Ich bin mir wohl bewußt, daß ich meine Interessen nicht mit Kenntnissen verwechseln darf", sagte er mit seiner liebenswürdigen Bescheidenheit zum Doktor.

Der aber dachte: Und bist doch in aller Unbefangenheit so unbescheiden, deine Interessen als für jedermann wichtig anzusehen, wichtiger im Grunde als die Kenntnisse der Fachgelehrten! Aber schließlich, was konnte dieser nette junge Mann dafür. Produkt seiner gebückten Umwelt. Arvad zitierte bei sich Klopstock: „Der Großen Hochmut wird sich geben, wenn unsre Kriecherei sich gibt." Da aber nun der Hochmut bei Fritz-Gustav nur die unbewußte Unterströmung seiner bewährten Liebenswürdigkeit war, fühlte Arvad sich in dieser Stunde nicht berufen, den Prinzenerzieher zu spielen. Er hielt allem verbindlich stand, was der Prinz an Urteilen und Ratschlägen aus ihm herauszuholen wünschte.

Und bei all diesen sich manchmal zu kleinen Vorträgen erweiternden Antworten folgte seine Aufmerksamkeit in geschärftester Doppeltätigkeit dem Gange der Zeit . . . Nun vielleicht waren die Formalitäten

auf dem Amtsgericht beendet. — Jetzt bestieg Almuth den Wagen, der Graf nahm neben ihr Platz — Leopold schloß den Schlag und stieg mit zwei gewandten Schritten auf den Bock, wo der Kutscher, mit erhobener Peitsche in der Rechten, die Zügel fest in der linken Faust, wartete. — Auf dem Straßenpflaster der kleinen Stadt brannte die Sonne. — Die Fugen zwischen den Kopfsteinen waren weiß von Trockenheit. — Ein paar Kinder standen und bestaunten die Abfahrt des gräflichen Wagens. — Hinter den Häusern des Marktes erhob sich der Kirchturm und sah väterlich herab; die Wetterfahne blinkerte im Licht, auf dem schwarzen Zifferblatt, das wie ein breites dunkles Gesicht in der Turmwand stand, zeigten die altersblinden vergoldeten Zeiger auf zwölf.

Und jede Minute, die zerrann, machte das brennende Gefühl in Arvads Brust peinigender. Er glaubte, seine Stimme müsse spröde klingen vor Nervosität.

Der Prinz wurde allmählich etwas unruhig. Zu lange machten Eggenkamp und die Baroneß Gebrauch von der Freiheit, die er ihnen gegeben. . . Wenn nun das gräfliche Paar zurückkäme — jeden Augenblick konnte es geschehen. Und die beiden fehlten! Seine liebe, verehrte Gräfin mußte ihn für indelikat halten — wo er doch wußte, daß sie diesem Bündnis entgegen sei. Wenigstens war sie es damals gewesen, als er bei den Kalifengräbern in der weißen Helle des ägyptischen Mondscheins zu ihr von seinem Eggenkamp sprach. Er hatte sich vorgenommen, heute, wenn sich irgend die Gelegenheit biete, noch einmal auf die Angelegenheit

zurückzukommen. Wenn sie nun Barbara und Eggenkamp nicht hier, in seiner und des Doktors Gesellschaft fände, würde es sie vorweg verstimmen. Rollte nicht ein Wagen? Liefen nicht Schritte treppab?

In diesem letzten Augenblick betraten Barbara und Eggenkamp wieder das Zimmer. Er hielt die Tür und ließ das junge Mädchen vor sich herein.

Wie sie aussahen! Verklärt, feierlich, ernst! Als kehrten sie aus erhebendem Gottesdienst in den Alltag zurück. Eine junge Würde war um sie, gleich einer Gloriole.

Arvad sah sie aufmerksam an. In ihm wallte etwas auf, das vielleicht dem Neide nicht ganz unähnlich war — einem schönen Neid, der die Höhen erkennt, auf denen andere wandeln — Höhen, die dem eigenen Wesen keine Luft zum Atmen gäben und die man nicht erklimmen mag, nicht kann, nicht will. — Die Poesien der andern können aber einen denkenden Beobachter rühren.

Fast zugleich schon öffnete sich die zweite Tür, die vom Korridor hereinführte. Graf Lauingen trat ein. Noch im Mantel, den Hut in der Hand.

„Hoheit," sagte er, „welch ein für uns über die Maßen unglücklicher Fall. Aber er lag im Bereich der Möglichkeit, seit Hoheit die Ankunft als überraschend hatten anmelden lassen, und wir andererseits gezwungen waren, einen gerichtlichen Termin innezuhalten."

„Beruhigen Sie sich, lieber Graf. Ich habe mich mit Ihrem interessanten Gast vortrefflich unterhalten."

Lauingen sah dankbar, fast zärtlich den Doktor an.

„Meine Frau wird in fünf Minuten zur Stelle sein. Sie legt nur ab. Die ganze Angelegenheit nahm etwas mehr Zeit in Anspruch, als wir vorher glaubten, dafür berechnen zu können."

Er sprach nur für Seine Hoheit. Barbara, Eggenkamp und der Doktor standen als bescheidenes Publikum im Hintergrunde.

„Sie hatten Erbschaftsangelegenheiten mit einem notariellen Akt abzuschließen?" fragte der Prinz.

„Abzuschließen?! Ach, mein Gott! Eine Erbschaft ist eine sehr umständliche Sache. Man hat vor ihrer Schwelle herzliche Trauer um einen teuren Menschen durchzumachen. Dann kommt das Gericht und sagt: Ehe du berechtigt bist über die Erbschaft zu verfügen, mußt du erst bei mir beantragen, daß ich dir einen Erbschein ausstelle. Und wenn das beantragt ist, sagt wieder das Gericht: Nun gib mir erst die eidesstattliche Versicherung, daß da außer dir kein Mensch ist, der das Anrecht hätte, deinen Anteil zu mindern."

„Was?" fragte Fritz-Gustav. „Das ist ja schauderhaft. Keine blasse Ahnung hab' ich von solchen Umständlichkeiten gehabt."

„Almuth natürlich auch nicht. Wie Frauen so sind — es schien sie sogar aufzuregen. Oder zu ärgern. Wie eine Beleidigung nahm sie es vielleicht. Sie war ganz still. Im Wagen sagte sie nur mal so vor sich hin: ‚Es ist ja doch ein Eid'. Und mit Eiden mögen Frauen nun mal nichts zu tun haben. Außer mit dem einen vorm Altar. Na, und den nehmen manche ja denn auch gewaltig genau... Ich lachte Almuth natürlich aus.

Uebrigens muß ich doch mit einiger Unruhe an Almuth denken. Scheint geboten, mal eine wirkliche Autorität rufen zu lassen. Herz und Nerven machen ihr seit kurzem die ärgerlichsten, die besorgniserregendsten Ueberraschungen. In dem engen Zimmer des Amtsgerichts waren vor uns prozessierende Bauern gewesen, eine Doppelgruppe — es roch nach Schmierstiefeln und Gott weiß was sonst noch für Dünsten. Genug, meine Frau wurde mir fast ohnmächtig — man mußte eine kleine Pause machen, bis sie imstande war, die eidesstattliche Versicherung nachzusprechen. Aber nun ist alles in Ordnung — den Rest der Formalitäten erledigt unser Nebermann als unser Bevollmächtigter."

Arvad stand unbeweglich. Er zuckte nicht mit den Lidern. Er atmete kaum . . . die Gewißheit beherrschte ihn — verbot ihm, sich zu verraten. — —

Die Würfel waren gefallen . . .

Nun zwang das Schicksal sie zu ihm.

„Und anstatt nun ausruhen zu können," sagte Fritz-Gustav, „findet die arme Gräfin hier Gäste."

„Niemals konnten Hoheit zu günstigerer Stunde für meine Frau uns den Besuch schenken. Ich kenne ja Almuth: nichts belebt und beglückt sie mehr als das Zusammensein mit von ihr innig verehrten und geliebten Persönlichkeiten."

„Nun, das freut mich", sagte Fritz-Gustav gläubig und gnädig.

„Auch für mich hat die Anwesenheit von Eurer Hoheit in eben diesem Augenblick eine besondere Weihe und Bedeutung," fuhr Lauingen fort, „ich habe die

Ehre, als Stellvertreter meines Sohnes, Hoheit als ersten Besuch auf dem nun ihm gehörigen Hahnenort feierlich zu begrüßen. Und stehe nicht an, hierin eine glückliche Vorbedeutung für meinen Sohn zu sehen."

„Ach was?! Nun, das freut mich aber. Und da gratuliere ich herzlich. Also Ihr Chlodwig hat Hahnenort geerbt — ich dachte — man dachte allgemein, daß Gräfin Almuth . . ."

„Es stand bei meiner Frau, wie sie teilen wollte. Sie ließ die größere Hälfte der Erbschaft meinem Sohn und behielt sich das Barvermögen vor."

„Ah," dachte Arvad, „klug — klug —. Dieser Besitz — das hätte geheißen: Gebundenheit! Frei will sie sein — frei . . ."

Er fühlte: sie kommt. Vielleicht hatte er in seiner Ueberreiztheit geglaubt, sich nähernde Schritte zu hören.

Und wirklich öffnete Philipp die Tür.

Almuth kam herein. Ruhevoll, die Maske der Freude auf dem farblosen Antlitz. Ja, sie war bleich, kein Schimmer von Blut auf ihren Wangen. — Sie trug ein Kleid von fast klösterlicher Schlichtheit — schwarz und ernst. Es mochte dasselbe sein, in dem sie zum Gericht gefahren war.

Unter den Begrüßungen seiner Frau mit dem Prinzen verschwand Lauingen noch für ein paar kurze Minuten.

Almuth sah nach Eggenkamp. Sie hatten sich zuletzt gesehen, als sie ihm Glück und Hoffnung verweigert und ihm dennoch mit einem rätselhaften Blick des Schmerzes, fast der Liebe folgte. — Diesen Blick hatte

er nicht vergessen. Und ihr Auge gab ihm jetzt neue Rätsel auf — sie starrte ihn an — ein paar kurze Herzschläge lang — so sieht vielleicht ein Opfer seinen Henker an — erschauernd — in einem furchtbaren Erstaunen. — Er erschrak über ihren Ausdruck. Aber schon faßte sie sich. Und sie reichte ihm die Hand mit dem gleichen gütigen Lächeln, das tausendmal auf ihren Lippen gewesen war für all die Statisten ihrer bunten Welt.

Niemals schwanden die folgenden Stunden aus Arvads Gedächtnis. Und doch, während er sie durchlebte, behielten sie für ihn etwas Schauspielhaftes. Sie zogen vorüber und schienen ohne Ende zu sein und waren dennoch so seltsam leer, unwirklich.

Man saß zusammen an einer Frühstückstafel, wo die erlesensten Feinheiten mit einem Geschick zusammengestellt waren, daß es schien, als äße man im Grunde einfach. Eggenkamp mußte wohl Gelegenheit gefunden haben, dem Grafen die Absicht des Prinzen, über Nacht hierzubleiben, anzudeuten; die vorgesetzte Reiseordnung und Zeiteinteilung war durch einen verlängerten Aufenthalt in Plantendorff verschoben. Lauingen bat mit dringlicher Lebhaftigkeit den Prinzen, doch seine Autoreise heute nicht mehr fortzusetzen. Und Fritz-Gustav ließ sich scheinbar zu etwas überreden, was er vorher mit Eggenkamp als das vernünftigste beschlossen.

Arvad dachte: so spreche ich sie vielleicht nicht mehr allein? War das nicht auch klüger?

Sie kam ihm nach — bald —. Wenn er vierundzwanzig Stunden in Berlin sein würde, traf schon die

Nachricht ein: ich komme. — — Es konnte gar nicht anders sein. — — Ja — die Würfel waren gefallen! Wie nahm sie die Gestaltung der Dinge hin? Er hatte sie beobachtet. Ihr Auge blitzte auf — in Schreck — in Staunen, als sie hörte: der Prinz bleibt. Dann, nach kurzem Besinnen, ging ein Ausdruck über ihre Züge, wie bei jemand, der denkt: Besser so

Später zog man sich zurück. — Dann kam eine Teestunde im Freien. Unter einer Blutbuche, die eben ihr Laub entfaltet hatte; Ströme des Lebenssaftes schienen ihre rotbraunen Blätter zu durchpulsen. Weiter umrahmte eine Gruppe Birken den Platz. Waren ihre Blätter mit silbernem Gezack untermischt? Durch die graziösen Wipfel ging eine unaufhörliche zitternde Bewegung, und durch sie hin blitzte und flimmerte ein nie mit dem Auge sicher zu verfolgendes Funkeln. Dies anmutige Spiel trieb sein Wesen vor dem blauen Hintergrund, der es noch fröhlicher machte.

Ging Almuths Blick nicht zuweilen mit einer zärtlichen Schwermut über Barbara und Eggenkamp hin?

Die geheime Zusammengehörigkeit dieser beiden jungen Menschen strahlte aus ihrem ganzen Wesen. Sie suchten einander weder mit Blick noch Wort in besonderer Weise. Und dennoch drängte es sich auf: das sind verbundene Schicksale — sie gehen dem Leben zusammen entgegen.

Allmählich erhorchte Arvad einen neuen Ton, der aus Almuths Stimme mitklang — diese Stimme, die für ihn einen Reiz ohne gleichen hatte — sie sprach anders zu ihrem Gatten als sonst. Milder? Inniger?

Arvad entsetzte sich vor einem Gedanken, der ihm plötzlich kam.

Wie, wenn sie sich doch dem Gatten anvertraut hatte? Wenn er ihr beistehen wollte? Ihren Schwur decken?

Nein. Unmöglich! Das widersprach ihrem Stolz und seiner gesellschaftlichen Feigheit. — Er würde aus Furcht vor im Grunde unmöglichen Entdeckungen diese früh verleugnete Tochter seiner Gattin als Gespenst durch seine Nächte gehen sehen. — — Unmöglich! Sie kannte ihren Mann zu genau, um seinen Schultern solche Tragkraft zuzutrauen.

Frauen sind wunderlich. Logik des Gefühls ist selten ihre Sache. Vielleicht war dieser mildere Ton der Klang des Mitleids mit ihm. Der doch, wenn nicht in seinem Herzen, so gewiß in seiner Eitelkeit leiden würde, wenn sie ihn nun verließ . . .

Später schlug Lauingen eine Partie Billard vor. Das Spielzimmer lag neben dem Onkel Emmichs. Arvard konnte sich nicht ausschließen. Ohne vom Vorhandensein eines Billardzimmers etwas zu ahnen, hatte er sich beim Frühstück auf eine Frage hin als leidenschaftlicher Spieler bekannt, dem die Bewegung dabei alle Spaziergänge ersetzte.

Am stärksten haftete in Arvads Erinnerung unauslöschlich der Augenblick, wo Almuth, gefolgt von ihrer Schwester, zum Diner hereinkam. Die Herren, im Abendanzug, standen wartend und plaudernd zusammen. Da erschien sie — allen so gut, so lange bekannt.

— Und es ging durch alle diese Männer doch wie ein Erstaunen hin. —

„Ach," dachte Lauingen, „es ist nur, daß man sie seit Wochen nur in schwarzen Kleidern sah . . ."

Daher kam dieser überraschende Eindruck. Dieses weiße, majestätische Kleid, Hals und Arme ganz enthüllend, in schwerer Schleppe über den Teppich schleifend, gab ihrer Erscheinung endlich wieder die ganze herrliche Wirkung von fürstlicher Anmut. Lauingen war zufrieden, daß sie die Rücksicht auf die festliche Anwesenheit des Prinzen ihrer Trauer voranstellte.

Arvad hatte das Gefühl: sie weiß, daß sie unerhört aussieht. Schön? Mehr als das: unerklärlich verführerisch — wie von allen Geheimnissen der Unergründlichkeit umgeben — Frau, ganz Frau — dem Mann bedrohlich und in ihren letzten Tiefen nie ganz verständlich. —

Der gute junge Prinz schien ganz hingerissen und bekam im Laufe des Mahls einen roten Kopf. — Arvad sah es, und durch seine Seele zog ein triumphierender Stolz.

Diese Frau würde ihm gehören! Ihm! Wie jede ihrer Bewegungen lockende Grazie war! Zuweilen schien es, als recke sie sich ein wenig höher auf — die köstlichen Schultern bewegten sich — und der blonde Kopf wandte sich mit einer besonderen Langsamkeit nach rechts oder links, wenn sie sprach.

Seine Phantasie wurde von seiner Leidenschaft aufgepeitscht. Er kannte diese Kunst der Frauen, ihre

Schönheit darzustellen für den einen Mann . . . während es scheint, als beachte sie gerade ihn am wenigsten. So hatte schon manche Erlesenste im gleichen Kreise mit ihm gesessen, selten und oberflächlich an ihn das Wort richtend und dennoch nur für ihn so prangend . . .

Aber nie konnte er später die letzten Minuten dieses Abends recht nacherleben. Sein Gedächtnis verwischte sich. — Er sah immer nur, wie sie auf der Schwelle stand, mit leisem Lächeln die grüßend, die sie nun verließ. — Er sah den Prinzen sich noch über ihre Hand beugen. — Sagte sie nicht deutlich: „Auf Morgen!"

Und suchte ihr Blick nicht noch einmal ihn — tief und ernst und lange — so lange, daß es allen Anwesenden hätte auffallen müssen. — —

Er glaubte es. Er wußte es nicht. Seine Seele fragte — fragte —

Vielleicht war nur sein Wunsch, seine trügerische Erinnerung der Schöpfer dieses Blickes. — —

Sie ging.

Da die Tür sich nicht hinter ihr schloß, sah man sie die Treppe hinaufschreiten — Stufe um Stufe, und auf den Falten ihres weißen Kleides schimmerte Silberglanz . . .

Sie ging in ihr Zimmer. An seinem Eingang wartete die eifrige und ängstliche Berta. Die Zufriedenheit ihrer Herrin zu erringen, vielleicht die Nachfolgerin der Erlton zu werden, war Bertas stolze Hoffnung. Sie überhastete sich heute abend schon weniger als gestern. Sie bildete sich ein, die Gräfin lächle ihr gnädig und aufmunternd zu.

Es war ihrem ergebenen Herzen etwas besorgniserregend, daß die Gräfin sich noch ein Buch auf das Nachtschränkchen legte. Anstatt noch im Bett zu lesen, hätte sie lieber schlafen sollen. Daß ihr Ruhe nötig tue, sah man ihr an. Sie wurde unter dem Auskleiden immer blasser und erschöpfter. Aber Berta wagte nicht, etwas zu sagen, und zog sich zurück, als ihre Arbeit getan war. Nun war Almuth allein. Sie richtete sich in ihrem Bette wieder auf, stützte sich auf den Ellbogen und sah lange regungslos vor sich hin . . .

Was hatte er doch damals gesagt, als sie vom Fluch des Ewig-Gestrigen und seinem dämonischen Widersinn zum Gesetz der Entwicklung sprach?

Die grauenvolle Nähe, in der die Menschen sich nebeneinander drängen, bedingt, daß das Hinüberwirken von Erlebnis auf Erlebnis niemals ganz aufhört. Einsam, zu grauenvollem Alleinsein auf öder Insel verbannt, kann man weder Verderben bringen noch Segen. — —

Es kam vielleicht nur darauf an, abzuwägen: war die Summe der Schuld größer oder die Summe des Segens? Im stillen Selbstgericht! . . . Was aber nicht dies Hinüberwirken auf andere aufhebt . . . Es genügt ja nicht, vor sich selber entsühnt zu sein.

Sie hörte die Stimme ihres Mannes: „Aber über Skandale, Aufsehen, Gerüchte wäre ich nie weggekommen. Deine Unberührbarkeit war mein Stolz."

Wenn sie ihrem Gatten etwas schuldig war: mit diesem Eid hatte sie bezahlt . . .

Es war ein Eid! Keine gesetzliche Wortklauberei

konnte das für ihr Gefühl und für ihre Lage auslöschen. —

Und sie wiederum hatte nun für den Eid zu zahlen.

Mit dem letzten und höchsten, was ein Mensch hat.

Sie stand auf. Sie nahm aus dem Kästchen von Rosenholz und Perlmutter die blaue Schachtel heraus. Eine Anzahl von Pulvern schüttete sie in ein Glas. Dann verbrannte sie Schachtel, Papiere und die letzten Pulver sorgsam im Kamin.

Sie ging in ihr Schreibkabinett. Ihre nackten Füße froren. Das fühlte sie ganz deutlich. Ihr weißes, langes Nachthemd war dünn. Kälte schauderte über ihre Haut.

Sie schloß die Schieblade des Tisches auf. Weit hinten in ihrer Tiefe lag ein Umschlag. Diesem entnahm sie ein Bild. Es sah ihr so gleich — es hätte als ihr eigenes Jugendbild aufgefaßt werden können. Aber unter ihm, auf dem Rande war der Name eines Photographen in einer fernen kleinen Stadt in Holstein aufgedruckt.

Lange sah sie in dies Bild hinein — als versenke sie ihre ganze Seele in die Züge eines geliebten, lebenden Antlitzes. —

Dann küßte sie es . . . Eine Träne perlte ihr über die Wangen.

Darüber erschrak sie.

Nein! Keine Schwäche! Keine Rührung.

Und sie trug auch das Bild zum Kamin . . .

Nun stand sie wieder vor ihrem Bett. Da lag die grüne Apothekerschachtel mit dem blanken Papier beklebt.

Sie entnahm dieser Schachtel ein Pulver — eines. Und ließ das kleine, weiße, scharfgefaltete Papier neben der Schachtel liegen. —

Wenn man dann morgen im Glase Spuren fand — sie waren erklärt . . . Sieben Pulver blieben in der Schachtel . . . Herr Doktor Küsterberg konnte sie nachzählen . . .

Sie trank die Lösung aus. Ganz ruhig. Sie legte sich ins Bett, drehte das Licht aus und wartete.

Nach einigen Minuten spürte sie Übelkeit. Es schien, der Magen wehre sich gegen eine solche Menge von Pulver. Sie fürchtete erbrechen zu müssen. Es ging vorüber.

Ihr Hirn arbeitete sehr lebhaft. All ihre Nerven schienen wach. Keinerlei Müdigkeit machte ihr die Glieder schwer.

Sie dachte — dachte. — — Auch an den Mann, der ihr ein neues Leben verheißen hatte. — —

Oh — vielleicht wäre es ein schönes Leben gewesen — frei von tausend Ketten, die ihr bisheriges belastet. — Geliebt, wahrhaft geliebt — mit dem letzten lohenden Feuer der Reife und der Erkenntnis — vielleicht erst die eigentliche Liebe — die der Wissenden — an jenem Brennpunkt des Lebens, wo aller Jugendwahn verflogen, aber noch heiße Kraft durch die Adern pulst. — —

Was würde er denken — glauben? Was wußte

er denn? Sie hatte ihm eine Geschichte erzählt! Er konnte nur sich selbst in seinem geheimsten Innern gestehen, daß er wähne, dies sei ihre eigene Geschichte gewesen. — — Und vielleicht, mit der Zeit — wurde ihm auch das noch unsicher. — — Denn gerade er war ganz vertraut mit dem wunderlichen Hinüberwirken der eigenen und vielleicht gar gleichgültigen Erlebnisse auf die schöpferische Phantasie . . .

Schweigend ging sie. Schweigen bedeckte die Vergangenheit. Der Fluch des Ewig-Gestrigen war ausgelöscht.

Und die eine starke, mütterliche Frau würde niemals sprechen — — niemals.

Aber sie nähme mit offenen Armen die an ihr Herz, gegen die sie sich bisher furchtsam gewehrt.

Sie würden glücklich sein beide — Barbara und Luise . . .

„Ich gehe ihnen aus dem Wege. Dahin, von wo keine Wiederkehr ist . . ."

Gewiß, es war schon sehr lange Zeit vergangen, seit sie die Pulver genommen hatte . . . Almuth drehte das Licht nicht an und sah nicht nach der Uhr. Sie wartete weiter . . . Umsonst . . .

Die Pulver wirkten vielleicht gar nicht. Dieser Küsterberg würde sich wohl nicht trauen, Pulver zu verschreiben, mit denen weltmüde Patienten Mißbrauch treiben konnten.

Weltmüdigkeit! Nun, die hatte er bei ihr nie und nimmer vermuten können. „Er kennt ja meine Kon-

stitution so genau," dachte Almuth spöttisch. „Auch die seelische. Das hatte er genug betont."

Es war allmählich gewiß: die Pulver wirkten gar nicht.

Wenn sie gewirkt hätten?

Ob man dann zu erraten vermocht, daß sie freiwillig gegangen? Nein. Niemals. Spurlos wie die Vergangenheit, spurlos, in ein ewiges Rätsel gehüllt, bliebe ihr Tod. „Herzschlag" würde es heißen. Und „kaum überraschend, nach vorangegangenen Symptomen."

Und der Prinz und Eggenkamp im Hause. — Es war, als decke dieser Zufall noch ihre Flucht in das dunkle Land. — —

Gut, daß Wichard Eggenkamp im Hause da war. — Trost würde seine Nähe sein für die liebe Geliebte. — Und aus den Tränen erhöbe sich dann bald die glückselige Zuversicht auf das nahe Glück. —

Weder Armut noch geheimnisvolle Hemmnisse standen mehr in ihrem Weg.

Almuth lächelte in sich hinein — selbst verklärt durch den Gedanken an das junge Glück. — — Es kam ihr vor, als habe sie sich seit langer Zeit nicht so beruhigt in allen Nerven gefühlt wie jetzt. Leicht und klar kamen ihr vielerlei Gedanken.

Wenn sie nun morgen, nach vielleicht etwas längerem Schlaf erwachte, hieß es, sich auf andere Weise mit den Verworrenheiten des Lebens auseinandersetzen.

Mit einemmal schien es ganz einfach, Otto doch alles zu gestehen. Der Eid war geleistet. Er mußte sich in die Tatsache finden. Er mußte helfen, sie zu decken . . . Die jungen Herzen konnten glücklich werden . . .

Nein . . . Dann kam ja doch die Stunde, wo ihre Maske von der Einen, Geliebten, solange Verleugneten durchschaut wurde — von ihr, die gesagt hatte: ich haßte dich, als ich mir einbildete, du seist vielleicht meine Mutter. — —

Nein.

Ob ihr Kind, dies Geschöpf ihres eigenen Blutes, in eben diesem Augenblick vielleicht eine seltsame, unerklärliche Beunruhigung empfand? Die Natur hat ihre Geheimnisse. Bebend und erschauernd spüren die Nerven zuweilen Erregungen — als streife etwas über sie hin — gleich Berührungen aus einer anderen Welt. Konnte es sein, daß eine Mutter aus diesem Leben schied, ohne daß die ferne Tochter aufschreckte — vielleicht wie aus einem Traum — — als habe ihre Seele ein Ruf erreicht — und sie zitterte nun in der bangen Frage: woher kam mir das . . .

Aber ihr Herz wurde von einer tödlich-traurigen Gewißheit ermattet — nein, keine geheimnisvollen Wirkungen zitterten von dieser ihrer einsamen, schweren Nacht hinüber in den glücklichen Schlaf reiner Jugend.

Und doch glich diese Tochter ihr so sehr, daß die Frau, die nun ihre Mutter werden würde, darüber erschrak.

Auch Barbara sah ihr ähnlich. Was würden die Brüder Eggenkamps sich wohl fragen?

Sie mußten, sie würden es als ein Spiel der Natur nehmen. — —

Ausgelöscht alles — Vergangenheit — Leben. —

Aber das Leben war zäh — sie fühlte es gesund und wach in sich — oh, sie mußte doch mit ihm fertig werden — wurde es. — Streckte sich ihr nicht die Hand eines Mannes entgegen, der sagte: ich liebe dich? Nein, mit lauten Worten hatte er es nicht gesagt. — Sein Wesen glühte es ihr zu — seine Blicke warben.

Das verhuschte — kam ihren Gedanken abhanden — sie wollte noch ein wenig darüber grübeln — es entglitt ihr . . .

So viel war nachzuholen. — Von allem Glanz des Daseins hatte man geblendete Augen bekommen. — Gewiß, es gab viel Schönes, Ernstes in der Welt — man mußte verstehen, es zu suchen. — —

Undeutliche Vorsätze und Wünsche wollten Form gewinnen — sie verschwammen. — —

„Aber glücklich — glücklich sollen sie werden", dachte sie.

„Morgen."

Morgen? — —

Die Unmöglichkeit, sich das Auslöschen des eigenen Daseins vorstellen zu können — diese Menschlichkeit, die sich an das Unsterbliche im eigenen Ich klammert, lebte in ihr. — —

Morgen . . .

„Was wollte ich morgen?“

Schwer die Glieder — schwer die Gedanken — und noch ein letztes dumpfes Gefühl davon — aber schon zu schwach, um sich gegen die Schwere zu wehren . . .

Sie entschlief . . .

Die Lider schlossen sich. Eine Seele atmete aus. Und der Glanz der Ewigkeit überschimmerte ein stilles Gesicht.

Im gleichen Verlage erschien früher von

IDA BOY-ED

Die Opferschale

Roman

41.—45. Tausend

Geheftet 20 Mark, gebunden 25 Mark

*

Die Stimme der Heimat

Roman

26.—30. Tausend

Geheftet 6 Mark, gebunden 10 Mark

*

1883

BINDING [illegible] MAY 8 1968

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT 2603 092G53 1921
Boy-Ed, Ida
Glanz

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 09 01 14 002 2